This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07591078 0

Das natürliche

System der Sprachlaute

und ſein

Verhältnis zu den wichtigsten Culturſprachen,

mit

beſonderer Rückſicht auf deutſche Grammatik und Orthographie.

Von

Dr. H. B. Rumpelt,
Privatdocent an der Univerſität zu Breslau.

Hiezu 1 gedruckte und 4 lithographirte Tafeln.

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes.
1869.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
480819
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1905 L

Der Grammatiker, welcher ſich um den Lautwert der Buchſtaben nicht kümmert, gleicht einem Manne, welcher Ziffern ſchreibt, aber die Zahlen nicht kennt, und doch zu rechnen vermeint.

Die Schrift hat weder die Geſchichte, noch die Bedeutung, ſondern lediglich den Laut des Wortes feſtzuſtellen.

Inhalt.

Einleitung. Von den verschiedenen Standpunkten der Lautbetrachtung. Seite

1. Drei Standpunkte: der phonetische, der historisch-etymologische, der graphische 1
2. Verschiedenheit derselben in ihren Ergebnissen . . . 2
3. Verwechselung und Vermengung derselben von Seiten vieler Grammatiker 3
4. Das Wort „Buchstabe“ 5
5. Phonetische Bestrebungen von Seiten der Grammatiker 7
6. Desgl. von Seiten der Physiologen 8
7. Bestimmung des vorliegenden Buches 9

Anmerkung (Orthographie) 10

§ 1. Einteilung der Sprachlaute im Allgemeinen.

1. Quantitative Einteilung (Vokale, Halbvokale, Consonanten). Qualitative Einteilung (Lippenlaute, Zahnlaute, Gaumenlaute) 11
2. Homogene und homorgane Laute 11
3. Gränzen der in Betracht gezogenen Laute 11

§ 2. Quantitative Einteilung.

1. Uebersicht 12
2. Verschiedener Gebrauch des Wortes Halbvokal . . . 12
3. Explosivlaute (Schlaglaute, Verschlusslaute, Mutae) . 13
4. Frikativlaute (Reibungslaute, Spiranten) 13
5. Liquidae 13
6. Einteilung der Mutae in Fortes *(Tenues)* und Lenes *(Mediae)* 13
7. Schwierigkeit der phonetischen Erklärung dieses Unterschiedes 14
8. Die Kempelen-Brücke'sche Auffassung 14
9. Ein Bedenken dagegen 16

*

Seite

10. Mangel der Lenes *(Mediae)* in der Sprache von Völkern und Individuen 17
11. Feinere Schattirungen in den quantitativen Lautreihen 18

§ 3. Qualitative Einteilung.

1. Die drei Hauptgruppen der Labiales, Dentales, Gutturales 19
2. Erwägung dieſer Namen 20
3. Genauere Sonderung der qualitativen Lautreihen . . 20
4. Verhalten der Vokale gegenüber dieſer Einteilung . . 22
5. Die arabischen *Literae emphaticae* 22

§ 4. Allgemeines (natürliches) Lautſyſtem.

1. Zweifel an der Möglichkeit eines ſolchen 23
2. Widerlegung derſelben 24
3. Wahl der Zeichen 24
4. Vokalzeichen 26
5. Conſonantenzeichen 27
6. Allgemeines System der Lautzeichen (mit Ausschluss der Kehlkopflaute) 28
7. Gruppirung der Laute innerhalb der einzelnen qualitativen Reihen 29
8. Namen der Laute 30

§ 5. Bildung der Vokale.

1. Der phyſiologische Hergang bei Bildung der Grundvokale (*a, i, u*) 31
2. Die Nebenvokale (*e, o, ö, ü*) 32
3. Unvollkommen gebildete Vokale 32
4. Der unbestimmte Vokal 32
5. Schwanken der Vokalwerte nach Landstrichen und Individuen 33

§ 6. Lautwert der einzelnen Vokalzeichen.

1. Das *a* unſerer Tabelle 34
2. Das *è* 35
3. Das *é* 35
4. Das *i* 35
5. Das *ò* 35
6. Das *ó* 36
7. Das *u* 36
8. Das *ü* 36
9. Das *ö* 36

Seite
10. Das *ŏ* 36
11. Hinweis auf genauere Bestimmungen des Vokalwertes . 36
Anmerkung (Etymologische Rückfichten) 37

§ 7. Dauer der Vokale.

1. Bestimmung was ein langer Vokal ist 37
2. Frühere irrtümliche Auffassung eines ſolchen 37
3. Unterschiede in der Qualität zwischen langem und kurzem Vokal 38
4. Höhere Längegrade 39
5. Bezeichnung derſelben 39

§ 8. Längebezeichnung der Vokale im Deutschen.

1. Gothisch, Alt- und Mittelhochdeutsch 40
2. Neuhochdeutsch 40
3. Die hier herrschende Verwirrung 42
4. Mittel zu ihrer Löſung 43
5. Behandlung des Auslauts 43
6. Behandlung der Lautzeichen *ch, sz, sch* 44
7. Längebezeichnung im Holländischen 45

§ 9. Diphthonge.

1. Phonetische Erklärung eines ſolchen 46
2. Echte Diphthonge 47
3. Halbdiphthonge 48
4. Vorkommen der Diphthonge im Gothischen, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen 49
5. Vorkommen derſelben in den niederdeutschen und nordischen Sprachen 50

§ 10. Naſalirte Vokale (*Voyelles naſales*).

1. Vorkommen im Allgemeinen 51
2. Mangel derſelben in den germanischen Sprachen . . 51
3. *Anusvâra* des Indischen 52
4. Die lateinische und italienische Sprache 52

§ 11. Die *L*- und *R*-Laute. (Halbvokale).

1. Allgemeiner Hinblick 52
2. Gegenſeitiges Verhältnis zwischen den *L*- und *R*-Lauten überhaupt 53
3. Die *L*-Laute insbeſondere 53
4. Die *R*-Laute insbeſondere 54
5. Mangel der Halbvokale in einigen Sprachen 55

§ 12. Reine Labiales und Denti-Labiales.

Seite

1. Reine Lippenlaute 55
2. Zahn-Lippenlaute 56
3. Unterschied zwischen lat. *f* und griech. *φ* 56
4. Das hochdeutsche *v* 57
5. Hochd. *v* im Inlaut insbesondere 58
6. Die Grimm'sche Auffassung des hochd. *v* 59
7. Das holländische *v* 61

§ 13. Interdentales.

1. Das englische harte und weiche *th* 63
2. Phonetische Bestimmungen über die gewönliche (rein frikative) Aussprache derselben 64
3. Eine andere (affrikative) Aussprache derselben . . . 64
4. Vorkommen der interdentalen Spiranten im Spanischen 65
5. Neigung der Interdentalis zum Uebergang in die Alveolaris 66
6. Vorkommen der interdentalen Laute in den älteren niederdeutschen und nordischen Sprachen 66
7. Verwandtschaft der Interdentales mit den Denti-Labiales und Uebergänge in dieselben 67

§ 14. Alveolares.

1. Die alveolaren Mutae 67
2. Die alveolaren Spiranten im Allgemeinen und ihre Bezeichnung in den romanischen und slawischen Sprachen 68
3. Vermischung der harten und weichen Spirans im Deutschen durch ein und dieselben Zeichen 69
4. Unbekanntschaft der ältern Grammatiker mit dem auch hier herrschenden Gegensatz zwischen Fortis und Lenis. Vorkommen beider Laute im Lateinischen und Griechischen 69
5. Vorkommen im Gothischen 70
6. Vorkommen im Alt- und Mittelhochdeutschen. Wie verhält sich J. Grimm zu dieser Frage? 72
7. Vorkommen im Neuhochdeutschen 73
8. Irrtümer und Misgriffe in Betreff dieser Laute bei neueren Forschern 75
9. Verhältnis dieser Laute im Schwedischen 76
10. Neigung der harten Spirans zu engster Verbindung mit den harten Mutis (p, t, k) und daher stammende sogenannte Doppelbuchstaben. Aehnliche Fälle bei der weichen Spirans. Verdienen die Laute des *ψ*, *ζ* (z), *ξ* (x) den Namen zusammengesetzter? 76

§ 15. Cacuminales. Seite

1. Vorkommen derſelben im Allgemeinen 78
2. Der Laut *ṣ* unſerer Tabelle (deutsches *sch*) 79
3. Der Laut *ʃ* unſerer Tabelle (franz. *j*) 81
4. Ob dieſe Laute Aspiraten ſeien 81
5. Die Brücke'sche Auffassung dieſes Lautpaares . . . 82
6. Prüfung derſelben 83

§ 16. Denti-Palatales oder Dorſales.

1. Vorkommen derſelben im Allgemeinen 86
2. Die Laute *ṣ'* und *ʃ'* unſerer Tabelle 88
3. Vollſtändige Abweſenheit derſelben im Deutschen . . 88
4. Der Laut *n'* (franz. ital. *gn*) 89
5. Der Laut *l'* (franz. *l mouillé*) 89
6. Die Mouillirung oder Jerirung der Laute überhaupt . 90
7. Brücke's Auffassung von dieſen Lauten 90
8. Prüfung derſelben 91

§ 17. Palatales, Velares, Faukales.

1. Velares *k, g, χ* 92
2. Velares *j* 92
3. Die palatalen Laute 93
4. Das neugriechische *γ'* 94
5. Der velare und der palatale Naſal 94
6. Die Palatallaute des Slawischen und Indischen . . . 95
7. Die Faukallaute 96

§ 18. Einige Beſonderheiten in der Aussprache und Bezeichnung der Gutturalen.

1. Phonetische und orthographische Eigentümlichkeiten dieſer Laute im Deutschen und in den romanischen Sprachen 96
2. Die Aussprache des Buchstabens *g* im Deutschen . . 97
3. Wie es ſich hierbei mit dem Reim verhält 97
4. Die Buchstabenverbindung *ng* im Deutschen 98
5. Das römische „*n adulterinum*“ 99
6. Prüfung der Corssen'schen Auffassung 99
7. Orthographie der Gutturallaute in den romanischen Sprachen 100

§ 19. Laryngales oder Kehlkopflaute.

1. Welche Laute dahin zu rechnen ſind 102
2. Das arabische *Hamze* (*Spiritus lenis* der Griechen) . 103

Seite

3. Das *h* der historischen Grammatik 103
4. Ob dasselbe ein „Buchstabe“ ſei 104
5. Verschiedene Nüancen des Lautes *h* 105
6. Das niederdeutsche *r* 106
7. Das arabische *Ain* 106

§ 20. Dauer der Conſonanten.

1. In wie fern man von einer ſolchen sprechen könne . 108
2. Bezeichnung der langen Conſonanten im Deutschen. (Gemination) 109
3. Höhere Längegrade 110
4. Verkürzung der gewönlichen Dauer. (Reduction) . . 111
5. Reduction gewisser Laute in Folge ihrer Verbindung mit gewissen andern Lauten 113
6. Die Gemination im Deutschen, rein graphisch betrachtet 115
7. Mangel der Gemination an manchen Stellen trotz ihrer orthographischen Notwendigkeit 117
8. Seltenheit der Gemination bei den weichen (tönenden) Lauten 119
9. Widerwille der nhd. Sprache gegen die Verbindung eines kurzen Vokals mit einfachem Conſonanten und wie ſie dieſelbe beſeitigt. Seltenheit der Verbindung eines langen Vokals mit einem harten (tonloſen) Conſonanten im Hochdeutschen 120
10. Phonetische Erörterung über dieſe Eigentümlichkeit des Hochdeutschen 122

§ 21. Die Aspiraten.

1. Schwierigkeit dieſes Themas 123
2. Die Aspiraten des Altgriechischen, Unſicherheit über deren Aussprache, daher vollständiger Mangel eines phonetischen Begriffs von denſelben 124
3. Uebertragung jenes begriffloſen Namens in das allgemeine Lautſystem und daher stammende Verwirrung . 126
4. J. Grimm's Auftreten. Die Verwirrung verdoppelt ſich 127
5. Die Aspiraten des Sanskrit. Streng phonetische Erklärung derſelben von Seiten der englischen Grammatiker. Anfängliche Einflussloſigkeit dieſer Erklärung auf die deutsche Sprachforschung 128
6. Rudolf von Raumer's Buch „Aspiration und Lautverschiebung.“ Verſuch, einen streng phonetischen Begriff für den Namen Aspirata in die allgemeine Sprachwissenschaft einzuführen 130

Seite

7. Phonetische Bedenken gegen die von den englischen Grammatikern gegebene Erklärung 131
8. R. v. Raumer's Standpunkt und seine Correctur eines Brücke'schen Irrtums 133
9. Fünf verschiedene Standpunkte in Betreff der Frage, was eine Aspirata sei? 135
10. Vorbereitungen zur endgiltigen Lösung 136
11. Prüfung der lebendigen Aspiraten in der Sprache von Orientalen und deren phonetisches Ergebnis . . 138
12. Die sogenannten „Medienaspiraten," d. h. die Aspiraten der weichen (tönenden) Mutae 139

§ 22. Der Affrikationsprozess.

1. Sphäre des Vorkommens 141
2. Gab es im Ahd. noch wirkliche Aspiraten? 141
3. Wie werden dieselben im Hochdeutschen an den Stellen ersetzt, wo sie nach dem Gesetz der Lautverschiebung stehen sollten? 142
4. Fand dabei ein Durchgang durch die wirkliche Aspirata statt? 144
5. Musste die Spirans den Durchgang durch den Doppelconsonanten nehmen? 145
6. Stetigkeit des ganzen Lautvorgangs 146
7. Was ist ein Affrikationslaut? 148
8. Phonetische Erklärung des Uebergangs eines Doppelconsonanten in die reine Spirans 149
9. Die physiologischen Ursachen des Affrikationsprozesses und der ihm zu Grunde liegenden allgemeinen Lautverschiebung 150

Anmerkung. Notwendige Unterscheidungen in phonetischen Fragen überhaupt, insbesondere bei der hier vorliegenden 158

§ 23. Geschichte des Buchstabens *sz* im Hochdeutschen.

1. Der Affrikationsprozess auf dentalem Gebiet 158
2. Historischer Tatbestand vom rein graphischen Standpunkte aus betrachtet 159
3. Gewisse Eigentümlichkeiten dabei im Ahd. und Mhd. 160
4. Ob das ahd. mhd. *z* den Laut unseres heutigen *sz* hatte 161
5. Welchen Laut es denn nun eigentlich bezeichnete . . 163
6. Wie man es demgemäs seit dem 14. Jarhundert hätte schreiben müssen 164

Seite

7. Das 17. und 18. Jarhundert. Die Gottsched-Adelungsche Methode. Die Heyſe'sche Modifikation derſelben. Der heutige Brauch 166
8. Verkehrtheit desselben 169
9. Steigerung der Verwirrung durch die „historische Schule“ 171
10. Kritik der „historischen Schreibung“ durch R. v. Raumer; dieſelbe erweist ſich als eine „pseudohistorische“ 172
11. Das Ideal einer etymologischen Schreibung 174
12. Ein Verſuch, unſere Sprache auf den mittelhochdeutschen Standpunkt zurückzuschrauben 175
13. Halbheit und Inconſequenz der heutigen „historischen Schreibung“ 177
14. Die heutige Aussprache des Buchstabens *sz* ist durchweg, immer und überall, gleich phon. *s* 178
15. Warum man ihn denn nicht ohne Weiteres ſo schreibt 180
16. Anweiſung zum Verfahren dabei 182
17. Das Verfahren bei ſogenannten „deutschen“ Lettern . 184
18. Wichtigkeit der Zischlaut-Frage für die geſammte deutsche Orthographie 184

§ 24. Rückblick und Umschau.

1. Zuſammenstellung gewisser Lautverbindungen, deren Schreibung in den europäischen Sprachen ſich durch eine ganz beſondere Mannigfaltigkeit auszeichnet . . 185
2. Ein Blick auf das irische Lautſyſtem und dessen Schreibung 188
3. Das deutsche Alphabet 193
4. Einige Hauptpunkte der deutschen Orthographie in rein phonetischer Transscription 195
5. Ob eine ſolche phonetische Transscription für die populäre Orthographie der einzelnen Sprachen geeignet ſei 197
6. Wunsch auf Anerkennung wenigstens des phonetischen Prinzips 198
7. Wie dasselbe in Bezug auf die deutsche Gemeinsprache zu behandeln 200

§ 25. Ein neues Schriftſyſtem auf Grund der natürlichen Eigenschaften der Laute.

1. Die alten Schriftzeichen ſind für die Lautwissenschaft ungenügend 202
2. Erfordernisse der neuen Schriftzeichen (Buchstaben) . 205

Seite

3. Die Brücke'sche Erfindung 206
4. System einer phonetischen Schrift 209
   A. Zeichen für die Vokale 209
   B. Zeichen für die Consonanten im Allgemeinen . 210
   C. Zeichen für die Artikulationsstelle 211
   D. Zeichen für den Zustand der Lautritze 211
   E. Zeichen für den Zustand der Stimmritze . . . 212
   F. Accessorische Zeichen. (Unvollkommene Lautbildung. Längezeichen. Reductionszeichen. Accente.) 213
5. Angabe der Punkte, in denen das eben aufgestellte Schriftsystem von dem Brücke'schen abweicht . . . 215
6. Erklärung der in Tab. IV. aufgestellten Zeichen . . 224
7. Schlusswort 226

Tabellen.

Tab. I. Die Vokalzeichen.

Tab. II. Die Conſonantenzeichen.

Tab. III. Erklärung der in Tab. II. enthaltenen Zeichen vermittelst gewönlicher Buchstaben, ſo weit dieſelben reichen.

Tab. IV. Anderweitige Zeichen.

Tab. V. Transscription des arabischen Lautſystems.

Einleitung.

Von den verschiedenen Standpunkten der Lautbetrachtung.

1. Drei Punkte sind es, welche bei der Betrachtung eines Sprachlauts zur Erwägung kommen: sein Wesen, sein Ursprung, sein Zeichen; man nennt die drei darauf sich gründenden Standpunkte der Lautbetrachtung: den phonetischen, den etymologischen, den graphischen.

A. Der phonetische Standpunkt hält sich streng an die Aussprache des Lautes, wie dieselbe aus der Art seiner Hervorbringung vermittelst der Mund- und Stimmorgane mit Notwendigkeit erfolgt. Man nennt diesen Standpunkt auch den naturwissenschaftlichen (physiologischen); er bildet die Grundlage der beiden andern, ohne Verständnis desselben ist jede wissenschaftliche Lautbetrachtung unmöglich. Beispiel einer phonetischen Erklärung: *Der Laut f ist der harte (tonlose) Fricativlaut der Labialklasse.*

B. Der etymologische Standpunkt hält sich lediglich daran, welcher Laut einer andern Sprache oder einer frühern Sprachperiode den einzelnen Lauten eines gewissen Idioms etymologisch, d. h. in denselben Wörtern und grammatischen Vorgängen entspricht. So z. B. tritt das hochdeutsche Verbum *mâlôn, mâlen* (pingere) im Gothischen als *mêljan* auf, folglich entspricht goth. ê dem hochd. â, d. h. nicht etwa lautlich (physiologisch), sondern dies soll blos heisen: Man darf in einem hochdeutschen Worte, welches im Goth. ein ê enthält, an der entsprechenden Stelle

ein â erwarten; und umgekehrt: in einem gothischen Worte, dessen hochdeutscher Vertreter ein â hat, darf an der entsprechenden Stelle ein ê vermutet werden. Zu wünschen ist, dass man bei diesem Verfahren den Gegensatz der beiden andern Standpunkte niemals vergesse, d. h. sich nicht damit zufrieden gebe eine etymologische Buchstabengleichung aufzustellen, sondern auch den Lautwert der betreffenden Buchstaben festzuhalten oder nötigenfalls zu ermitteln suche.

C. Der graphische Standpunkt geht von den Zeichen (Buchstaben) aus, durch welche ein Laut dargestellt wird und bietet seinerseits mannigfache Betrachtungsweisen dar, z. B.

a) die paläographische, welche untersucht, wie ein Zeichen entstanden ist, oder auch welche Laute gewisse, zur Zeit noch unbekannte alte Zeichen ausdrücken;

b) die orthographische, welche die grammatischen Gründe zu prüfen hat, auf denen die Schreibung gewisser Zeichen beruht;

c) die kalligraphische, welche die Zweckmäsigkeit, Kürze und Zierlichkeit der einzelnen Zeichen zu beurteilen hat.

So ist die Entzifferung der Hieroglyphen, Keilschriften, Runen, so weit es sich hierbei überhaupt um Lautzeichen handelt, eine paläographische Aufgabe. Die Frage, wie im Deutschen die Länge der Vokale am besten bezeichnet werde, ist ein vielbesprochenes orthographisches Problem. Die bisher übliche Scheidung zwischen ſ und s ist eine lediglich kalligraphische Gewonheit, die mit dem Lautwert jener Buchstaben nicht das mindeste zu tun hat. Wir unsererseits jedoch haben in diesen Blättern jene kalligraphische Scheidung zu einer orthographischen benutzt, welche gerade an dieser Stelle des Lautsystems dringend geboten war, indem wir nämlich mit ſ den weichen, mit s den harten Zischlaut bezeichnen.

2. In vielen Fällen der Lautforschung ist das Resultat der Untersuchung ein völlig verschiedenes, je nach dem Standpunkte, von welchem aus dieselbe geführt wird. So

z. B. ist das griechische ζ graphisch ein einfacher Buchstabe so gut wie die übrigen, nach den beiden andern Standpunkten aber stellt es eine Lautfolge dar: und zwar ist es phonetisch = d + s (unserer Bezeichnung), historisch-etymologisch aber = d + j oder g + j, vgl. ἕζω aus ἕδjω, κραίζω aus κραγjω. — Das lat. F ist graphisch einerlei mit dem äolischen Digamma, etymologisch entspricht es dem griechischen φ, phonetisch muss es nach den ausdrücklichen Zeugnissen der Alten sowohl vom Laute des Digamma als von dem des φ verschieden gewesen sein; wir wissen jetzt auch wie: das Digamma war = w, das φ = f[1], das lat. f = f[2] unserer Bezeichnung (vgl. später). — Das gothische ⊙ ist nach der Meinung von Gab. und Loeb. graphisch nichts weiter als ein griechisches Θ, welches von Ulfilas lediglich zur Aushilfe seiner Schrift genommen wurde; etymologisch entspricht es der Lautverbindung k + w, phonetisch war es vermutlich ein bloses w, vielleicht mit kurzem Vorschlag eines h oder u, ähnlich wie beim englischen wh. — Am meisten tritt diese Abweichung der Resultate der verschiedenen Standpunkte bei den sprachgeschichtlich erst sehr spät entstandenen Fricativen (Spiranten) hervor, weil die Schrift dem hier unmerklich und stetig fortschreitenden Lautwechsel nicht zu folgen vermochte, sich daher den endlich unzweifelhaft vorhandenen neuen Lauten gegenüber ratlos fand und nun auf unsichere, daher oft ungeschickte und unkonsequente Weise den Schaden gut machen musste. Aus dieser Quelle stammen z. B. im Deutschen die monströsen Zeichen ch, sz, sch, so wie die Verwirrung im Gebrauch des sz, ss und s.

3. Die so eben erörterten, unter einander völlig verschiedenen Standpunkte der Lautbetrachtung sind lange Zeit nicht gehörig gesondert worden und man hat die Ergebnisse des einen häufig ohne Weiteres auf den andern übertragen zu dürfen geglaubt. Dass unter solchen Umständen gerade eine der grösten wissenschaftlichen Errungenschaften unsers Jahrhunderts, die historisch-vergleichende Sprachforschung, sehr geeignet war die Unsicherheit der Lauttheorie für's Erste

noch zu vergrösern, ist nicht zu leugnen und darf wohl um so ungescheuter ausgesprochen werden, als der Uebelstand ja durchaus nicht in der Sache selbst, sondern nur in dem Misbrauch liegt. Wir wollen einige Beispiele anführen. Nichts ist gewönlicher als in Werken dieser Richtung die Aeuserung zu lesen: „ê und ô sind Diphthonge.“ Das ist vom phonetischen Standpunkte der Lautbetrachtung aus betrachtet, entschieden unwahr; ê und ô sind lautlich nun und nimmermehr Diphthonge, sondern sie sind die Dehnungen der kurzen Vokale e und o. Jene Behauptung aber stützt sich auf die im Sanskrit nachweisbare grammatische Entstehung oder Herkunft dieser Laute; ê und ô nämlich entstehen aus a + i, bezüglich a + u, die kurzen Vokale e und o fehlen dort noch ganz. Stehen nun etwa beide Standpunkte in solchen Fällen einander feindlich gegenüber? Warlich nicht! Beide Betrachtungsarten sind der Sprachwissenschaft gleich nötig und förderlich: aber allerdings muss unserer Meinung nach, wo es sich um die Erklärung eines Lautes und seine Unterbringung in eine grammatische Kategorie handelt, seine wahre Natur, wie sie nicht aus seiner Abkunft, sondern nur aus seiner Aussprache erkannt wird, an erster Stelle berücksichtigt werden. Wir können also die oben angeführte Stelle nicht billigen, halten sie vielmehr für irreführend und die Lauttheorie verwirrend. Es muss heisen: ê und ô, obschon an sich einfache lange Vocale, entstehen im Sanskrit aus a + i, bezüglich a + u; sie gelten daher in der indischen Grammatik als Diphthonge.“ — Es findet sich ferner häufig, dass ein Laut der einen Sprache in dem formell entsprechenden Worte einer andern Sprache durch einen Laut vertreten wird, welcher phonetisch ein gänzlich anderer ist, z. B. das s des Sanskr. Lat. Germ. Slaw. tritt im Persischen, Griechischen, Keltischen sehr häufig als h (Spiritus asper) auf. Da lesen wir nun hie und da: „sanskr. s bekanntlich = griech. Spir. asp.“ Oder ein anderes Beispiel: Die Laute l und r wechseln in den verschiedenen Sprachen unsers Stammes, ja im Gebiet einer und derselben Sprache, so häufig, dass der Etymologe keinen

Augenblick ſich durch dieſe Verschiedenheit wird abhalten lassen, die Verwandtschaft zweier Wörter anzuerkennen, wenn ſonstige Gründe dafür sprechen. In Folge dessen leſen wir in einem Hauptwerke neuerer Sprachforschung: „Die Laute l und r dürfen im Bereich unſeres Sprachstammes als identisch gelten.“ Beide Aeuserungen, auch wenn ſie ohne alle Hinweiſung auf ihre blos etymologische Geltung getan werden, ſind in ſo klarliegenden Fällen wie die hier angeführten wohl unverfänglich, denn dass der Laut s kein Spiritus asper und der Laut l kein r ist, weis am Ende jeder Leſer; es giebt aber andere Fälle, wo die Sache weniger klar daliegt, nämlich da, wo es ſich um Laute erstorbener oder räumlich ſehr fern liegender Sprachen handelt, welche in den europäischen Culturſprachen gar nicht mehr vorhanden ſind, wie dies z. B. bei den Aspiraten der Fall ist. Hier können ſolche lediglich vom etymologischen Standpunkte aus getane und in allgemein sprachwissenschaftlichen Werken nackt hingestellte Aeuserungen allerdings misverstanden werden und ſind es worden.

4. Eine gewisse Schuld an der Verwirrung, welche durch die Verwechſelung und Vermischung jener Standpunkte in der Sprachwissenschaft entstanden ist, trägt vielleicht auch das Wort „Buchstabe.“ Dasselbe bedeutet das blose äuserliche Zeichen und wahrscheinlich würden die Meisten, wenn ſie ausdrücklich danach gefragt würden, dies zugeben. Der allgemeine Sprachgebrauch aber wendet jenes Wort eben ſo oft, ja noch öfter für den Begriff „Laut“ an, und Aeuserungen wie dieſe: „Der Buchstabe r wird den Kindern ſehr schwer,“ oder „Das h ist kein eigentlicher Buchstabe mehr“ ſind etwas ganz Gewönliches. In Folge dessen ist dann auch Grammatikern dieſe Verwechſelung keineswegs fremd und es darf in J. Grimm's Grammatik für das erste Buch, welches die Lautlehre behandelt, als verhängnisvoll gelten, dass es die Ueberschrift trägt „Von den Buchstaben.“ In der Tat, überall da, wo es die liebende, treue, fleisige Berichterstattung dessen gilt, was die alten Handschriften und Drucke für Zeichen bieten, da ist auch dieſer Teil des preiswürdigen

Werkes unübertrefflich, nicht minder da, wo es ſich um die historische Vergleichung der einzelnen Zeichen handelt; nur da, wo es auf den Laut ſelbst ankommt, d. h. auf die Art ſeiner Hervorbringung und demnach ſeine eigentliche Natur und die ihm in der Grammatik anzuweiſende Stellung, da wird Grimm unſicher und irrt ſich zuweilen ſehr stark, indem er die Standpunkte der Lautbetrachtung vermischt, und zwar dergestalt, dass ihm der etymologische am höchsten, der phonetische am wenigsten gilt. Und am auffallendsten tritt dieſes Misverhältnis gerade dann auf, wenn er einmal den Verſuch macht, jene Standpunkte wirklich zu ſondern. Da finden ſich Stellen wie dieſe:

„In unſerm Worte „schrift“ z. B. drücken wir acht Laute mit ſieben Zeichen aus, f nämlich stehet für ph.“ (D. G. I², p. 3.)

oder:

„Vorerst will ich fragen, ob f ein einfacher oder doppelter Laut ſei? und antworten, ein doppelter. Dass ein beſonderer Buchstabe vorhanden ist, beweist nicht dawider, man müsste dann auch das nord. und ſächs. þ für einen einfachen Cons. erklären; die drei Asp. f, þ und ch stehen ſich aber gewiss gleich.“ (D. G. I², p. 131.)

oder:

„Die Schreibung ff, ſo praktisch ſie ſich gemacht hat, scheint in der Theorie ganz verwerflich, da das f ein Doppellaut ist und man zwar einen Doppellaut noch mit einem einfachen verbinden, nicht aber wieder mit ſich ſelbst doppeln kann.“ (D. G. I², p. 133.)

und demgemäs bei einem der ausgezeichnetsten Nachfolger Grimm's, wo er die von ihm vorgenommene Vereinfachung jener Zeichen entschuldigt:

„Denn es ist eben ſo wenig fester Gebrauch der alten Handschriften, nach kurzen Vokalen ff, ȝȝ, tz, ck, nach langen f, ȝ, z, k su ſetzen, als ſich eine ſolche Unterscheidung grammatisch begründen lässt. In den Handschriften findet ſich mâȝȝe wie mezzen, schuoffen wie schaffen, und f und ȝ ſind nach a und e dieſelben keiner Verdoppelung mehr fähigen Doppelconſonanten als nach â und uo; z aber und k verdoppelungsartige Verhärtungen von ȝ und ch, ſo dass die Schreibung zz oder tz und kk oder ck genau genommen eine achtfache Conſonanz bezeichnen würde.“

Mit ſolchen Stellen vergleiche man nun die rein phonetische Auffassung der betreffenden Laute und Lautvor-

gänge und man wird ſich des ungeheuren Abſtandes beider Standpunkte bewusst werden. Nur misverſtehe man uns nicht ſo, als wollten wir hiemit einen Tadel gegen den verehrten, auch uns ſo teuren Meister der deutschen Sprachforschung oder deſſen verdienstvolle Nachfolger aussprechen. Jene Zeit war für eine genauere Lautauffassung noch völlig unvorbereitet und J. Grimm hat warlich genug getan, das historische Material dafür zu ſammeln und zu ordnen; ohne ſeine Arbeit wäre die spätere, in manchen Punkten genauere nicht möglich geweſen. Auch dass jene Vermischung der Standpunkte im Weſentlichen durch alle Schriften Grimm's, ſelbst die jüngsten, hindurchgeht, nachdem die Wissenschaft bereits weiter fortgeschritten war, wird kein Billigdenkender ihm hoch anrechnen. Aber freilich, wenn wir Späteren jetzt noch an Grimm's Standpunkte der Lautbetrachtung einſeitig festhalten, jede neuere Auffassung nur nach ihrem Verhältnis zu dieſem beurteilen und die Lernenden in ihrer oft grosen Ratloſigkeit immer und immer wieder lediglich auf ihn verweiſen wollten: das wäre ein Unrecht nicht blos gegen die Wissenschaft, ſondern gegen das Andenken des Mannes ſelbst, welcher ein ſolches Festhalten warlich nicht begehrt hat.

5. Der Erste, welcher im vollen Beſitz historischer Sprachkunde neben dieſer zugleich der naturwissenschaftlichen Seite des Sprachstudiums ihr Recht widerfahren lies und insbeſondere die phyſiologische Betrachtung der lautlichen Vorgänge in die Grammatik einführte, war Rudolf von Raumer in ſeiner Schrift „Die Aspiration und Lautverschiebung“ (1837). Nächst ihm haben in dieſer Richtung gewirkt der frühverstorbene Th. Jakobi („Ueber den Ablaut“ in ſeinen „Beiträgen zur deutschen Grammatik,“ 1843), A. Schleicher (beſonders in der Schrift „Ueber den Zetacismus,“ 1848) und Heyſe in ſeinem „System der Sprachwissenschaft“ (herausgegeben von Steinthal, 1859), denen dann Andere mit kleineren, zum Teil höchst schätzenswerten Beiträgen folgten. Das notwendigste Erfordernis zu ſolchen Arbeiten ist die genaue Bestimmung der einzelnen Sprachlaute ſelbst und

ein darauf gegründetes System derſelben. Die dazu nötigen Unterſuchungen ſind indess weſentlich naturwissenschaftlicher Art und können von Grammatikern nur annähernd getrieben werden. Gleichwol stehen bei den eben Genannten die Grundlinien des natürlichen Lautſystems bereits fest und der Fortschritt gegen die auf das altgriechische System ſich stützenden Lauttabellen der Grimm'schen Schule ist unverkennbar. In noch allgemeinerer Weiſe behandelt dieſe Aufgabe Lepſius („Das allgemeine linguistische Alphabet," 1855), wenn gleich dabei die Lauttheorie ihm hauptſächlich als Mittel zu einem praktischen Zwecke dienen ſoll, nämlich zur Gewinnung einer tauglichen Methode für die Transscription fremder Sprachtexte, insbeſondere für Missionäre.

6. Von Seiten der Phyſiologen nun waren ſeit dem trefflichen W. v. Kempelen („Mechanismus der menschlichen Sprache nebst Beschreibung ſeiner sprechenden Maschine," Wien 1791) allerdings vielfache Arbeiten über die Erzeugung der Sprachlaute geliefert worden, unter denen die von Chladni und Joh. v. Müller eine ehrenvolle Stelle einnehmen, indess doch der Sprachwissenschaft bei weitem nicht genügen konnten; andere derartige Schriften dienten an erster Stelle praktischen Zwecken (z. B. der Heilung der Stummheit, des Stammelns und Stotterns), etwas was der reinen Theorie nicht eben förderlich ist; oder die Verfasser ermangelten der dabei doch immer nötigen sprachwissenschaftlichen Kenntnisse, ſo dass ſie bei Beschreibung einzelner Laute vielfache und verwirrende Irrtümer begingen. Da lieferte endlich E. Brücke, Prof. d. Phyſiol. zu Wien, in ſeinen „Grundzügen der Phyſiologie und Systematik der Sprachlaute" (1856) ein Werk, wie es die Sprachforschung zu dem hier in Rede stehenden Zwecke bedurfte: kurz und klar, alles Frühere zuſammenfassend, benutzend, berichtigend, mit dem Stande der Sprachwissenschaft hinreichend vertraut, um die schwierigsten Fragen zu würdigen, wenn gleich einzelne Irrtümer dann wiederum von Seiten der Grammatiker berichtigt wurden. Dieſem Werke folgten einige kleinere Abhandlungen Brücke's, endlich wieder eine grösere

Schrift: „Ueber eine neue Methode phonetischer Transscription“ (1863), auf die wir am Schluss dieſer Blätter (§ 25) zurückkommen werden. Von ſonstigen neueren Schriften, welche vom phyſiologischen Standpunkte die Lauttheorie behandelten, ſei hier noch erwähnt: Merkel, „Anatomie und Phyſiologie des menschlichen Stimm- und Sprachorgans“ (1857), ein Werk, welches einem viel weitergehenden Zwecke dient als bloser Sprachlautkunde und über welches im Allgemeinen ich mir daher kein Urteil erlauben darf; speziell für dieſe letztere jedoch würde ich es, wenigstens Anfängern, nicht empfehlen, da es durchaus nicht überſichtlich angelegt ist und gar manches Irrtümliche und Schiefe enthält. Ferner: Du Bois Reymond (d. Aeltere), „Kadmus oder allgemeines Alphabet vom phyſikalischen, phyſiologischen und graphischen Standpunkt“ (1862), ein Buch, in welchem der verdienstvolle, bereits hochbejahrte Verfasser, angeregt durch Brücke's Schriften, einen Lieblingsgedanken ſeiner Jugend ausführen wollte; Thauſing, „Das natürliche Lautſyſtem der menschlichen Sprache“ (1863), ebenfalls durch Brücke's Forschungen hervorgerufen und im Einzelnen viel Interessantes und Anregendes bietend; endlich die Unterſuchungen Czermak's über die Gaumen- und Kehlkopf-Laute vermittelst des Kehlkopfspiegels und Helmholtz's Lehre von den Tonempfindungen. Die Arbeiten der Ausländer, wie Ellis, Willis, Donders u. A., ſind in den genannten deutschen Schriften mitbenutzt worden.

7. Was nun die vorliegenden Blätter betrifft, ſo ſoll in denſelben auf Grundlage der durch die neueren phyſiologischen Forschungen gewonnenen Reſultate vom Standpunkte der Grammatik aus die Theorie der Sprachlaute dargestellt werden. Die phyſiologischen Vorgänge wurden demnach nur ſo weit herbeigezogen, als die Angabe derſelben zur grammatischen Bestimmung der einzelnen Laute und Lautvorgänge unumgänglich notwendig erschien; dagegen wird das Verhältnis der historisch entstandenen Bezeichnung (Orthographie) dieſer letzteren zu jenen phyſiologischen Vorgängen eingehend erörtert. Der Verfasser stützte ſich

dabei hauptſächlich auf die Arbeiten der oben genannten Forscher, indem er die Ergebnisse derſelben für ſeinen Zweck ordnete, auch wohl in einzelnen Punkten nach Kräften zu erweitern oder zu berichtigen ſuchte. Manche Erörterungen, namentlich in den ersten §§, ſind ſeiner D. L.[1] entnommen, da hier Aenderungen in den scharfen Begriffsbestimmungen weder nötig noch zulässig waren; überhaupt ist der Standpunkt der Lautbetrachtung im Weſentlichen derſelbe wie der, welchen jene frühere Schrift anzubahnen verſuchte, nur mit noch gröserer Entschiedenheit und ausgiebigerem Rüstzeug verfochten. Als Leſer ſind weniger die Sprachgelehrten im engsten Sinne des Wortes als vielmehr die Freunde der Sprachwissenschaft überhaupt in's Auge gefasst worden. Die Stimmung unſerer Zeit geht aller Orten, namentlich aber in Deutschland, dahin, aus der Schreibung die pedantischen Schnörkel zu vertilgen, welche das natürliche Verhältnis trüben und ſomit die Erkenntnis und richtige Würdigung der Sprache erschweren. Möchten dieſe Blätter dem Dienste einer guten Sache rüstige Freunde gewinnen.

Anmerkung. Bei den im Texte vorkommenden Transscriptionen ist überall die in § 4, 6 aufgestellte Tabelle zu Grunde gelegt, ebenſo da wo einzelne Laute ihrem phonetischen Werte nach zu bestimmen ſind. — Was die Orthographie betrifft, ſo schien es rathſam die annoch herrschende im Allgemeinen zu befolgen; eine streng phonetische (von welcher in § 24 Proben gegeben werden) wäre für das jetzige Lautbewusstſein noch verfrüht und würde den Gebrauch des Buches in weiteren Kreiſen erschweren. Selbst der Wegfall des Dehnungszeichens h ist nur schonend vorgenommen und überall da vermieden worden, wo das Wort dadurch ein gar zu befremdliches Ausſehen erhielte. Dagegen ist die bisher ſo gänzlich vernachlässigte Scheidung zwischen den Lauten s und ſ, wenigstens in der Minuskel, streng durchgeführt und dadurch der Gebrauch des leidigen sz (ſs, ß) unnötig geworden; ein Verfahren, dessen wissenschaftliche Rechtfertigung das Buch später ſelbst geben wird.

---

1) Deutsche Grammatik I. Lautlehre. Berlin, 1860.

§ 1.

Einteilung der Sprachlaute im Allgemeinen.

1. Die Einteilung der Sprachlaute erfolgt hauptſächlich nach zwei Grundſätzen und wir bezeichnen ſie (nach Schleicher's Vorgang) der Kürze halber als die quantitative und qualitative, obſchon dieſe Namen allerdings nicht recht zutreffend ſind.

A. Quantitative Einteilung. Sie ſondert die Laute nach dem Grade oder nach der Art der Hemmung, welche der Luftstrom auf ſeinem Wege nach Ausen zu überwinden hat. Es ergeben sich hier die drei Haupt-Kategorien: **Vokale, Halbvokale, Conſonanten.**

B. Qualitative Einteilung. Sie ſondert die Laute nach der Art der Organe, welche jene Hemmung bewirken. Es ergeben ſich hier die drei Haupt-Kategorien: **Lippenlaute, Zahnlaute, Gaumenlaute.**

2. Diejenigen Laute, welche in quantitativer Hinſicht einer und derſelben Gruppe angehören, heisen homogene; die, welche in qualitativer Hinſicht zu derſelben Gruppe gehören, heisen homorgane. So ſind b, d, g ihrerſeits und ebenſo p, t, k ihrerſeits homogene, dagegen m, b, p, f, w homorgane Laute. Solche Laute, welche unter einander weder homogen noch homorgan ſind, nennen wir dispärate, z. B. b und k, g und f, n und w.

3. Wir werden bei unſerer Darstellung uns im Weſentlichen auf die in den europäischen Sprachen auftretenden Laute beschränken und nur in Bezug auf das Altindische (Sanskrit) und Arabische eine Ausnahme machen; es dürfte auf dieſe Art die Zahl der überhaupt vorkommenden Sprachlaute nahezu erschöpft ſein, ſoweit dieſelben auf exspiratorischer Lautbildung beruhen. Nicht exspiratorische Laute, z. B. die afrikanischen Schnalzlaute, bleiben von unſerer Betrachtung ausgeschlossen.

§ 2.

Quantitative Einteilung.

1. Ueberſicht.

A. Der Mund vollſtändig offen . . . . . **I. Vokale.**
  a) Die Nase geſchlossen, indem das Gaumenſegel die Choanen bedeckt . . . . . 1) reine.
  b) Die Naſe offen . . . . . 2) naſale.

B. Der Mund unvollſtändig offen . . **II. Halbvokale.**
  a) Seitlich, zwiſchen Zungenrand und Backenzähnen, eine Oeffnung . . . . . 1. L-Laute. (Murmellaute.)
  b) Abwechſelnde Oeffnung und Schliesung durch eine vibrirende Bewegung . . . . 2. R-Laute. (Zitterlaute.)

C. Der Mund geſchlossen . . . . **III. Conſonanten.**
  a) Die Naſe offen . . . . . 1. naſale. (Reſonanten.)
  b) Die Naſe (durch das Gaumenſegel) geſchlossen 2. reine.
    aa) Die Schliesung des Mundes ist locker, ſo dass die Luft, wenn auch nur mühſam und gleichſam ſich reibend, dennoch hindurchdringen kann: 1. Reibungslaute (Fricativae, Spirantes) harte und weiche.
    bb) Die Schliesung des Mundes ist feſt, ſo dass der Luftstrom für einen Augenblick völlig unterbrochen wird: 2. Verſchlusslaute (Exploſivae, Mutae) harte und weiche.

2. Gewönlich unterscheidet man nur Vokale und Conſonanten; die Halbvokale werden alsdann mit zu den Conſonanten gezält. Wir werden im Gegenſatz zu den Halbvokalen die übrigen Conſonanten echte nennen. Im Allgemeinen wird das Wort Halbvokal ſehr verſchieden angewandt. Bopp meint damit ſtets die vier im Sanskrit dafür geltenden Laute (j, r, l, w), ebenſo Graff; Heyſe j, w, ſ; Lepſius j und w, Schleicher l und r; Grimm braucht dieſe Bezeichnung gar nicht.

3. Die Explosivlaute (Schlaglaute bei Heyse, Verschlusslaute bei Chladni, Brücke u. A.) haben eine nur augenblickliche, alle übrigen (Vokale wie Consonanten) eine beliebige Dauer, daher jene auch momentane, diese auch durative oder continuirliche Laute genannt werden. Die Explosivae werden auch häufig stumme (mutae) genannt. Von den 9 bekannten Mutis der griechischen Grammatik sind jedoch die drei Aspiraten (φ, ϑ, χ) keine Explosivlaute in unserm Sinne mehr.

4. Die Fricativlaute (Reibungslaute) werden von Manchen (Raumer, Schleicher) Spiranten genannt, und auch wir werden uns dieses Namens in der Regel bedienen, da er sich durch seine Kürze empfiehlt. Nur bitten wir, denselben bei uns nunmehr auch wirklich in dem eben besprochenen Sinne zu nehmen und nicht etwa im Sinne der Grimm'schen Schule, wonach er eine andere, viel engere Geltung hat. — Und auch noch eine Warnung dürfte schon hier nicht überflüssig sein: Man verwechsele doch ja Spiranten (d. i. Fricativ- oder Reibungslaute) nicht mit Aspiraten, d. h. Lautverbindungen, bestehend aus einer Explosiva und spiritus asper.

5. Was die sogenannten Liquidae betrifft, so lässt sich eine solche Gruppe in einer physiologischen Anordnung des Alphabets nicht rechtfertigen. Sie scheint zwar auf einer Verbindung zweier natürlicher Gruppen: der Halbvokale und Nasale zu beruhen; aber abgesehen davon, dass gerade diese beiden einander am wenigsten nahe stehen, so fehlt auch der eine Nasal (der der Guttural-Reihe) und die Liquiden wollen ihn schlechterdings unter sich nicht dulden; eine Menge Regeln der Specialgrammatiken, die auf sie Bezug nehmen, müssten sofort fallen, wenn man ihn einzwängen wollte.

6. Die Mutae (abgesehen von den Aspiraten) werden bekanntlich in tenues und mediae eingeteilt. Es ist hohe Zeit, diese auch in allgemein sprachwissenschaftlichen Werken noch immer von Vielen angewandte Ausdrücke endlich zu beseitigen; sie beruhen auf einer ausserordentlich unsichern und unklaren Vorstellung alter Grammatiker und schaden

namentlich durch die ihnen innewohnende Erinnerung an eine dritte Klasse (die Aspiraten), welche vom phonetischen Standpunkte, d. h. bei einer Einteilung einfacher Laute gar nicht in Betracht kommen kann. Die natürliche Bezeichnung: harter und weicher Laut (fortis, lenis) ist ja ſo nahe liegend und längſt populär. Sie wird um ſo dringender nötig, als die Fricativlaute ganz dieſelbe Scheidung verlangen und man bei ihnen die ſinnloſen Namen tenues und mediae doch nicht wird einführen wollen. — Von den Aspiraten, die als Lautverbindungen gar nicht hierher gehören, wird ſpäter beſonders gehandelt werden.

7. Vielleicht wird es manchem Leſer überraſchend ſein zu hören, dass der praktiſch ſo allgemein bekannte und ſcheinbar auch theoretiſch ſo nahe liegende Unterſchied zwiſchen Fortis und Lenis (Tenuis und Media), alſo zwiſchen p und b, t und d, k und g, f und w etc. eines der ſchwierigſten Probleme der Phonetik bildet, um deſſen Löſung Phyſiologen und Grammatiker ſich ſchon unſäglich viel Mühe gegeben haben, ohne doch bisher ein endgültiges, allgemein anerkanntes Reſultat zu erreichen. Wir unſererſeits werden die Namen Fortes und Lenes (harter und weicher Laut) beibehalten, ohne damit etwas über ihre phyſiologiſche Entſtehung entſcheiden zu wollen, ſondern blos darum, weil ſie die Wahrnehmung des Ohrs dabei am anſchaulichſten bezeichnen, heute immer noch die populärſten ſind und ganz gewiss doch wenigſtens nichts Falſches ausſagen, wie ja auch die Gegner einräumen.

8. Dass bei dem Gegenſatz zwiſchen harten und weichen Lauten die grösere oder geringere Stärke des Luftſtroms (Hauches) nicht die Hauptſache ſei, wie die gewönliche und nächſtliegende Auffaſſung iſt, hat unter den Neueren zuerſt Kempelen behauptet; derſelbe fand vielmehr den weſentlichen Unterſchied beider Lautarten darin, dass bei den ſ. g. harten Lauten die Stimmritze offen ſtehe, alſo nicht töne; bei den ſ. g. weichen Lauten dagegen die Stimmbänder ſich nähern und vibriren, d. h. die Stimme töne; eine Erklärung, welche übrigens auch mit der alt-indiſchen Auffaſ-

sung der Lenes als „tönender“ Laute übereinstimmt. Es wurde jedoch dieſe Erklärung lange Zeit und zum Teil heute noch von Vielen und zwar hauptſächlich darum abgelehnt, weil man beide Lautarten ja auch beim Flüſtern, wo die Stimme nicht mittönt, ganz gut unterſcheiden kann; die Sache liege vielmehr ſo, dass bei den harten Lauten allerdings die Stimme niemals mittönen könne, bei den weichen Lauten dagegen könne ſie mittönen, der Laut werde dadurch nachdrucksvoller, doch könne dieſes Mittönen der Stimme auch unterlassen werden und werde ſogar meist wirklich unterlassen, ohne dass das Weſen des weichen Lautes als ſolcher dadurch irgend wie gestört erscheine. In neuester Zeit nun hat Brücke ſein gewichtiges Votum in die Wagschale der Kempelen'schen Auffassung gelegt und mit Entschiedenheit wider alle Gegner festgehalten. Nach ihm beweist jener Einwand gar nichts, da beim Flüstern der Lenes allerdings zwar die Stimme nicht im strengen Sinne des Wortes mittöne, d. h. die Stimmbänder schwingen, aber doch durch Verengung der Stimmritze ein leiſes Reibungsgeräusch entstehe, welches (wie bei den geflüsterten Vokalen) den Ton der Stimme erſetze und ſo die Lenis von der Fortis unterscheiden lasse. Die grösere Schwäche des Luftstroms bei den Lenes giebt zwar Brücke ebenfalls zu, dieſe aber ſei ein ſekundäres Moment, eine blose Folge von der Verengung der Stimmritze. — Sehr häufig werden auch beim lauten Sprechen die Lenes nicht eigentlich intonirt, ſondern nur geflüstert, eine Eigentümlichkeit, welche ſich bei Vielen auch auf die übrigen tönenden Conſonanten (Naſale und Halbvokale), ja ſelbst auf die Vokale ausdehnt. Nach Brücke ſoll dieſe Eigentümlichkeit beſonders in Mittel- und Süddeutschland, dagegen fast gar nicht bei Engländern und Franzoſen vorkommen, und dies ſei eben der Grund, weshalb Deutsche namentlich von Franzosen ſo häufig misverstanden werden, insbeſondere bei Eigennamen. Ich meinerſeits habe jene Eigentümlichkeit auch in Norddeutschland ungemein verbreitet gefunden; in Schleſien ist ſie durchweg herrschend. — Da übrigens die Stimmbänder zwischen der genäherten Stel-

lung, in welcher ſie tönen, bezüglich flüſtern, und der weit offenen, in welcher ſie gar kein Geräusch erzeugen, noch einer Reihe von Zwischenstellungen fähig ſind, ſo folgt, wenn anders die Kempelen-Brücke'sche Auffassung richtig ist, dass eine scharfe Grenze zwischen harten und weichen Lauten theoretisch gar nicht existirt, ſondern beide Arten von Lauten durch unmerkliche Zwischenstufen in einander übergehen können.

9. Was mir bei der Kempelen-Brücke'schen Auffassung vom Unterschied der Fortes und Lenes befremdlich bleibt, ist der Umstand, dass das Tönen und Nichttönen der Stimme gerade nur bei den Mutis und Spiranten Veranlassung geweſen ist, eine Scheidung derſelben in Paare vorzunehmen, nicht aber bei den Naſalen und Halbvokalen. Mit andern Worten: Fast alle Völker haben das Bedürfnis gefühlt zu trennen die Laute b und p, d und t, g und k, w und f etc. Nach Brücke ist aber der weſentliche Unterschied nur der, dass bei b, d, g, w etc. die Stimme mittönt, bezüglich flüſtert, während ſie bei p, t, k, f etc. dies nicht tut. Nun können aber die Laute l, r, n, m, γ (vgl. über dieſes Zeichen ſpäter) ebenfalls ſowohl tönend (bezügl. flüſternd) als tonlos gesprochen werden. Warum hat ſeit den ältesten Zeiten bis heute kein Volk das Bedürfnis gefühlt, das tönende und tonloſe l, r etc. ebenfalls graphisch und nominell von einander zu ſondern? Es ist dies nirgends und niemals geſchehen, ſo dass ſelbst heute noch die Gebildeten in Europa kaum eine Ahnung davon haben, dass tönendes und tonloſes l, r etc. zwei ganz verschiedene Laute ſein ſollen, wie Brücke's Auffassung es verlangt; vielmehr erklärt Jedermann, wenn er auf dieſen Unterschied ausdrücklich hingewieſen wird, denſelben für unweſentlich. Es muss alſo doch, meine ich, zwiſchen tönender und tonloſer Muta, zwiſchen tönender und tonloſer Spirans noch ein gröſerer, fühlbarerer, mehr ſpecifiſcher Unterschied obwalten als zwiſchen tönendem und tonloſem Naſal, bezügl. Halbvokal. Worin dieſes Plus des Unterschiedes liegt, lasse ich dahingestellt, genug es muss vorhanden und gerade dieſes es geweſen ſein, welches jene

tiefgehende, allgemein zugestandene Scheidung veranlasste. R. v. Raumer nimmt an, dass der Unterschied zwischen harten und weichen Lauten kein anderer ſei als der zwischen Blaſen und Hauchen, er nennt alſo die ersteren geblaſene, die letzteren dagegen gehauchte Laute; auserdem vgl. auch Michaelis „Ueber den Unterschied der Conſonantes tenues und mediae (crassae)“ im 10. Jahrg. der Zeitschr. f. Stenogr. und Orthogr. (1862). Wir unſererſeits wollten hiermit wenigstens unſer Bedenken angedeutet und damit es gerechtfertigt haben, wenn wir in dieſer jedenfalls noch nicht ganz entschiedenen Frage die Bezeichnung harter und weicher Laut einstweilen noch beibehalten, ſonst aber werden wir die gegenwärtig von allen Phyſiologen angenommene Kempelen-Brücke'sche Auffassung unſeren Erörterungen in dieſen Blättern ebenfalls zu Grunde legen.

10. Merkwürdig ist es, dass manche Völker die weichen oder tönenden Mutae in ihrer Sprache gar nicht beſitzen oder im Laufe der Zeit daraus verloren haben. So fehlen ſie z. B. den Neugriechen; denn ihre Zeichen β, δ, γ bedeuten nichts anderes als bezüglich unſer w, ſ, j. Wollen die heutigen Griechen die echten Laute b, d, g in ihrer Schrift genau ausdrücken, wozu ſie ja bei Fremdwörtern gezwungen ſind, ſo ſetzen ſie, namentlich im Anlaut, μπ, ντ, γκ, z. B. in den deutschen Eigennamen: Μπέργερ (Berger), Γκλεϊμ (Gleim); oder in türkischen, ihnen noch verbliebenen Wörtern wie μπάζαρι = baſari (Markt), ντέγγι = deγgi (Waarenballen), γκίδης = giſis (Hanrey). Dabei beſitzen ſie jedoch das phonetische Vermögen jene Laute hervorzubringen, d. h. die Gebildeten unter den Neugriechen finden durchaus keine Schwierigkeit darin, wirkliches b, d, g auszusprechen, es handelt ſich alſo hier blos um eine graphische Verlegenheit und die Art, wie ſie ſich aus derſelben gezogen haben, ist zwar etwas unbeholfen aber doch ſinnreich und dem Sachverhältnis, wie Brücke es auffasst, durchaus entsprechend. Sie schreiben das Zeichen der homorganen Muta und ſetzen davor das Zeichen eines homorganen tönenden Lautes (des Naſals), beide verbunden ſollen dann

das Bild der tönenden Muta ſelbst geben. Was auf dieſe Weiſe nur graphisch geschieht, das tun Solche, welche die weichen Muta überhaupt nicht aussprechen können, zuweilen ſogar phonetisch. So berichtet Brücke von einem Mädchen, welchem das Gaumenſegel durch Krankheit zerstört war, dass ſie die Laute b, d, g nicht mehr zu sprechen vermochte, ſondern, wenn ſie aufgefordert wurde, ſich Mühe dabei zu geben, nichts anderes hervorbrachte als mp, nt, γk. Der Grund ist, nach Brücke, folgender: Die weichen (tönenden) Mutae unterscheiden ſich von den homorganen Naſalen eben nur durch den Verschluss der Gaumenklappe; da dieſe letztere jenem Mädchen fehlte, ſo hätte ſie eigentlich statt b, d, g jedesmal m, n, γ (unſerer Tabelle) sprechen müssen; davon hielt ſie jedoch der ſo verschiedene akustische Effekt ab und ſo machte ſie die Sache dadurch, dass ſie dem Naſal noch die betreffende tonloſe Muta folgen lies, kam alſo unbewusster Weiſe auf das Auskunftsmittel der heutigen Griechen. Einen noch andern Weg schlagen manche afrikanische Stämme ein, denen das Vermögen weiche Muta zu sprechen zwar gewiss nicht fehlt, welche aber dieſelben in ihrer Sprache nicht beſitzen und im Allgemeinen nicht geschickt genug ſind, dieſelben genau nachzusprechen. Sie helfen ſich dadurch, dass ſie das b durch die Lautverbindung *mu* erſetzen, alſo z. B. statt *Bembo* ein *Muembo* hören lassen (vgl. Livingstone's Berichte). Sie ſetzen alſo homorganen Naſal und homorganen Vokal, denn u hat allerdings eine labiale Färbung. Wie ist's aber mit d und g? Sprechen ſie statt des letzteren vielleicht *γi*? denn es gilt die phonetische Gleichung i : γ : g = u : m : b! Aber wie beim d, wo gar kein entsprechender Vokal vorhanden ist? Oder ſollte hier ebenfalls das i, ſeiner dentalen Färbung wegen, herangezogen und *ni* gebraucht werden?

11. Die Verschiedenheit in der Hervorbringung der Mutae eines und desselben Organs ist durch den Gegenſatz zwischen Fortis und Lenis zwar im Allgemeinen hinreichend bezeichnet, keineswegs jedoch völlig erschöpft. Das genauere Verhältnis ist nach Brücke Folgendes:

a) die Stimmritze steht weit offen (Fortis oder tonloſer Laut);

b) die Stimmritze ist zum Tönen, bezüglich zum blosen Flüstergeräusch verengt (Lenis oder tönender Laut);

c) der Kehlkopf ist ganz verschlossen. Hiebei ſind wiederum zwei Fälle möglich:

aa) der Verschluss des Kehlkopfes wird gleichzeitig mit dem in der Mundhöle gebildet und vollständig durchbrochen; ſo entsteht auch eine Fortis, aber mit schärferem Vokaleinſatz, wie dies gewisse Laute der Araber, ferner die vor einem Vokal anlautenden Fortes der Magyaren und Slawen zeigen.

bb) Der Verschluss in der Mundhöle kann bei noch verschlossenem Kehlkopfe durchbrochen und damit ein leichtes Explosivgeräusch hervorgebracht werden, welches zwischen der (geflüsterten) Lenis und der Fortis steht, aber keiner von beiden vollkommen gleicht. Dergleichen Laute werden auf deutschem Gebiet beſonders in Oberſachſen, Thüringen, Franken gebildet und es hängt damit die Schwierigkeit zuſammen, welche die Bewohner jener Landstriche darin finden, harte und weiche Laute von einander zu unterscheiden, ſo dass ſie beim Dictiren und Buchstabiren gewönlich die Bezeichnung hart und weich ausdrücklich hinzufügen müssen. Vgl. Brücke, Phonet. Transscr. p. 10.

Hierzu erlaube ich mir nur beizufügen, dass jene Eigentümlichkeit der Oberſachſen etc. ſich auch noch in anderer Weiſe erklären lässt, nämlich durch eine halbgeöffnete Stimmritze, vgl. unter 8) am Schluss.

---

§ 3.

Qualitative Einteilung.

1. Jene Organe, welche die Absperrung des Luftstroms bewirken, ſind, wenn man von feineren Unterschieden abſieht, folgende: a) Oberlippe und Unterlippe, b) Zähne und Zunge,

c) Gaumen und Zunge. Dieſer dreifachen Zuſammenſtellung entſprechen die qualitativen drei Hauptgruppen der Laute: **Labiales, Dentales, Gutturales;** dieſe Bezeichnungsart im weiteſten Sinne genommen, wonach ſämmtliche Zwiſchengruppen jenen allgemeinen untergeordnet werden.

2. Man hat die Bezeichnung Gutturales getadelt, weil *guttur* doch etwas ganz Anderes (Kehle), nicht Gaumen *(palatum)* bedeutet. Brücke meidet darum dieſe Namen ſorgfältig und ſpricht nur von Lauten der erſten (Labial-), zweiten (Dental-), dritten (Guttural-) Reihe; Andere brauchen die Lenis κατ' ἐξοχήν für die übrigen Laute und ſagen: B-Laute, D-Laute, G-Laute. Beides ſcheint uns etwas unbequem. Den Namen Gutturales mit dem ſachlich richtigeren Palatales zu vertauſchen, geht auch nicht, weil jetzt, bei der immer allgemeiner werdenden Kenntnis des Sanskrit, mit dem Namen Palatales eine ganz beſtimmte engere Beziehung verbunden wird, die wir ebenfalls brauchen und für welche dann wieder ein neuer Terminus zu ſuchen wäre. Auch würden wir die Bezeichnung Gutturales darum ungern miſſen, weil ſie ſchon durch ihren Anlaut an ihre Bedeutung erinnert, während Palatales keinen einzigen Laut der G-Reihe enthält. Am trefflichſten erfüllt in dieſer Hinſicht die Bezeichnung Dentales ihren Zweck. Wie, wenn man ſich entſchlöſſe, nach dieſem Prinzip geradezu neue Namen zu bilden, vielleicht mit Benutzung des ehrwürdigen a als Vokal; alſo Bampa-Laute, Danta-Laute, Gaγka-Laute; latiniſirt: *Bampales, Dantales, Gaγkales?* — Einſtweilen jedoch laſſen wir nur die ſo allgemein anerkannten Namen gelten, die oben im Texte ſtehen.

3. Die obige Zuſammenſtellung der Organe in drei Paare empfielt ſich durch eine gewiſſe bündige Kürze und reicht auch, um für den Anfang eine Ueberſicht der Hauptverhältniſſe zu geben, allenfalls hin. Sie ſtellt indeſs die eigentlichen Vorgänge weder genau, noch erſchöpfend dar, und iſt nunmehr in folgender Art zu erweitern:

A. Die Unterlippe nähert ſich der Oberlippe oder den oberen Schneidezähnen . **I. Labiales.**

a) der Oberlippe . . . . . 1. Labiales verae.
b) den oberen Schneidezähnen 2. Denti-Labiales.

B. Der vordere Teil der Zunge nähert sich den Zähnen oder dem Gaumen . . . . . **II. Dentales.**

a) Man entfernt die Zahnreihen ein wenig von einander und verstopft entweder den Spalt mit dem Zungenrande oder presst den Rand der flach liegenden Zunge ringsum an die obere Zahnreihe . . . 1. Interdentales.

b) Man presst die Seitenränder der Zunge an die oberen Backenzähne und legt den vorderen Teil sammt der Spitze an das hintere Zahnfleisch der oberen Schneidezähne: d. i. den Alveolarfortsatz des Oberkiefers . . . . 2. Alveolares.

c) Man lässt bei der vorigen Beschreibung die Zunge sich vom Alveolarfortsatz entfernen, so dass ihre heraufgekrümmte Spitze den höchsten Theil (cacumen) des Gaumengewölbes berührt . . . . 3. Cacuminales.

d) Man nähert den vordern, convex gemachten Teil des Zungenrückens dem vorderen Teile des Gaumens, während die Zungenspitze nach abwärts gebogen uud gegen die unteren Schneidezähne gestemmt ist . . . . . 4. Dorsales oder Denti-Palatales.

C. Der hintere oder mittlere Theil der Zunge nähert ſich dem Gaumen . . . . . **III. Gutturales.**
a) Dem harten Gaumen . . . . . 1. Palatales.
b) Der Grenze zwischen hartem und weichem Gaumen (Gaumenſegel) . . . . . 2. Velares.
c) Dem Gaumenſegel ſelbst . . . 3. Faucales.
D. Der Laut entsteht lediglich durch Vorgänge am Kehlkopf . . . . . **IV. Laryngales.**

4. Die ſo eben gegebene Einteilung der Laute nach den Artikulationsstellen ist weſentlich von den Conſonanten entlehnt und strenggenommen auch nur auf dieſe anwendbar, da die Bildung der Vokale zum Teil auf ganz anderen Prinzipien beruht. Will man indess die letzteren ebenfalls dieſer Classification unterwerfen, ſo müsste man das a der Kehle, das i dem Gaumen, das u den Lippen zuteilen; die Zwischenstufen ordneten ſich dann demgemäs, ohne dass man genaue Grenzen ziehen könnte.

5. Lepſius (p. 39) stellt unter die qualitativen Reihen der Conſonanten auch noch die Lingualen, welche ausschlieslich der arabischen und verwandten Sprachen angehören und gebildet werden, „indem die breite Zunge mit nach unten gebogener Spitze den ganzen vorderen Raum des harten Gaumens bis zu den Zähnen berührt, oder ihm ſich nähert;“ er rechnet dazu aus dem arabischen Alphabet das ط (Tta), ض (Ddad), ص (Ssad), ظ (Zza); ſo nämlich ist die phonetische Ordnung dieſer Zeichen trotz der damit streitenden Gestalt. Nach Brücke nun (p. 116), dem hiebei ein geborener Orientale (Hr. Hassan, Prof. der arab. Spr. zu Wien) zur Seite stand, werden dieſe Laute ganz ebenſo alveolar gebildet wie die gewöhnlichen T-, D- und S-Laute (Ta, Dal, Sin, Za; d. h. unſer t, d, s, ſ); der Unterschied liegt nicht in der Artikulationsstelle, ſondern in der Dauer des Verschlusses, dem Grade der Luftcompression, dem Tone der Stimme und der Wirkung auf den nachfolgenden Vokal.

Die Aufstellung einer besondern Lingualklasse ist daher zwar für die arabische Spezialgrammatik gerechtfertigt, nicht aber für die allgemeine Phonetik. Wir bezeichnen diese Laute mit einem, in der arabischen Grammatik ebenfalls üblichen Namen als „Literae emphaticae." Beim Flüstern sind dieselben von den entsprechenden Alveolaren (Ta, Dal, Sin, Za) kaum noch zu unterscheiden und selbst beim lauten Sprechen wird das in ihnen liegende charakteristische Element von vielen Arabern, noch mehr von Türken und Persern nicht genügend hervorgehoben oder in ganz verfehlter Weise ausgedrückt; vgl. Tab. V.

---

§ 4.

Allgemeines (natürliches) Lautsystem.

1. Die Aufstellung eines allgemeinen Alphabets wird von Manchen als eine unlösbare Aufgabe betrachtet, gleichviel in welcher Weise dieselbe auch versucht werden möge. Es könne nämlich damit gemeint sein:

a) eine Zusammenstellung aller physiologisch möglichen Sprachlaute. In diesem Sinne sei die Aufstellung eines solchen absolut unmöglich, da jene Laute, möge man sie betrachten nach welcher Kategorie man wolle, stetige Reihen ergeben, ihre Zahl demnach unendlich gros, also nicht sinnlich darstellbar sei;

b) eine Zusammenstellung aller historisch feststehenden Laute, d. h. derjenigen, welche als concret vorhanden nachgewiesen sind. Diese Aufgabe sei zwar nicht absolut-, wohl aber relativ-unmöglich, selbst auch nur im Bereich eines besondern Sprachstammes, ja selbst in Bezug auf eine einzelne Sprache, weil Niemand sich rühmen dürfe, Alles was in dieser Hinsicht vorhanden ist, zu kennen. Selbst die scheinbar allgemeinsten Laute in sehr verwandten Sprachen bieten Nüancen der mannigfachsten Art und sie sämmtlich aufzuspüren, zu prüfen, zu beschreiben, übersteige bei Weitem die Kraft eines Einzelnen.

2. Diese Einwendungen sind richtig, wenn man von dem aufzustellenden Alphabete absolute Vollständigkeit und Genauigkeit verlangt. Eine solche aber ist für die allgemeine Sprachwissenschaft ebenso entbehrlich wie für eine Spezialgrammatik die absolut genaue und vollständige Aufzeichnung aller Laute des bestimmten einzelnen Idioms. Auch innerhalb der am festesten geschlossenen Nationalsprache sind die Unterschiede, welche Alter, Geschlecht, Kraft, Bildung, kleine Abweichungen im Bau der Organe, äuserer Einflüsse ganz zu geschweigen, in der Sprache der Individuen erzeugen, sehr erheblich, oft sogar für das Ohr gar wol vernehmbar, und streng genommen wird es kaum zwei Menschen geben, welche lautlich ganz dieselbe Sprache reden. Wer aber möchte darin einen Grund sehen, einer Sprache ihr Lautsystem und dessen Fixirung: das Alphabet, abzusprechen? Man halte sich dort wie hier an die wesentlichen Bildungsgesetze, so lässt sich ein genügendes Resultat erreichen, denn diese Bildungsgesetze sind für alle Menschen gleich, weil sie alle wesentlich denselben Bau der Organe besitzen. Es ist mit den Lauten wie mit den Farben; auch von den letzteren giebt es unendlich viele und die Stetigkeit, jenes *πάντα ῥεῖ*, ist bei ihnen in höchster Weise, mehr als bei den Sprachlauten entwickelt; aber doch lassen sich alle unter einige wenige Hauptarten bringen. Nur sei man eingedenk, dass es sich bei der vorzunehmenden Aufstellung lediglich um die Classification der einzelnen Laute selbst handelt, nicht um die in den einzelnen Sprachen vorkommenden Zeichen derselben (Buchstaben), deren Lautwert oft auf Zusammenstellung einzelner Laute beruht, ja die zuweilen neben dem eigentlichen Laute noch ganz fremdartige Elemente repräsentiren, welche mit der blosen Articulation nichts mehr zu tun haben, wie dies z. B. bei den arabischen Emphaticis der Fall ist.

3. Was nun die Wahl der Zeichen betrifft, so müssen dabei unumstöslich folgende zwei Grundsätze festgehalten werden:

I. Jeder einfache Laut darf nur durch ein einfaches Zeichen ausgedrückt werden[1] und ebenſo umgekehrt Verbindungen verſchiedener Laute dürfen niemals durch einfache Zeichen, ſondern lediglich durch die Aufeinanderfolge der betreffenden einfachen Zeichen ſelbſt gegeben werden.[2]

II. Verſchiedene Laute dürfen nicht durch ein und dasſelbe Zeichen[3] und umgekehrt ein und derſelbe Laut niemals durch verſchiedene Zeichen gegeben werden, auch dann nicht, wenn in letzterem Falle die etymologische Herkunft des betreffenden Lautes eine verſchiedene iſt.[4]

Hierüber iſt unter allen Phonetikern nur eine Stimme. Auch daſs, wenn einmal hiſtoriſch überlieferte Zeichen (Buchſtaben) beibehalten werden ſollen, dies nur die des lateiniſchen, d. i. allgemein-europäiſchen Alphabets, vielleicht mit einiger Aushilfe von Seiten des griechiſchen, ſein können, wird nicht bezweifelt. Nur über die ſonſtige Einrichtung des Zeichenſyſtems ſind die Meinungen geteilt. Brücke hat bei den Conſonanten nur für die drei Hauptreihen der Artikulation („Artikulationsgebiete“) beſondere Zeichen gebraucht und die genauere Artikulationsbeſtimmung („Artikulationsſtelle“) durch hinzugefügte Ziffern („Indices“) unterſchieden. Dieſes, auch früher ſchon von manchen Lexikographen, namentlich in Bezug auf das Engliſche, angewandte Verfahren iſt wirklich ungemein zweckmäſsig, wo es ſich um die bloſe Verſtändigung über den phonetiſchen Wert einzelner

---

1) Unbrauchbar demnach ſind Bezeichnungen wie das franzöſiſche und deutſche ch, das engliſche sh, das polniſche sz, das deutſche sch etc.

2) Aufzugeben ſind demnach das deutſche z und polniſche c (beide = ts), das deutſche x, griechiſche ξ (beide = ks), das griechiſche ψ (= ps).

3) So geſchieht mit dem s, welches bald einen harten (tonloſen), bald einen weichen (tönenden) Laut bezeichnet; z. B. das, iſt (hart): ſagen, leſen (weich), daher letzteres bei uns: ſagen, leſen.

4) Das hervorragendſte Beiſpiel dieſer Art iſt die gräuliche Verwirrung, welche im Deutſchen mit den Zeichen sz (ſs, ß), ss, s getrieben wird.

Laute handelt; für die eigentliche Transscription dagegen, ſelbst auch nur auf rein grammatischem Felde, scheint uns dieſe Methode weniger geeignet. Es wäre nämlich eine ſolche Bezeichnungsart durch Indices zunächst ſehr mühſam und zeitraubend, weil doch eben alle Buchstaben, auch die der gewönlichsten Artikulationsstellen einen Index erhalten müssen. Wo ferner ſolche Transscriptionen häufiger ſind, da stören ſie die Gleichförmigkeit des Druckes ſehr weſentlich, indem ebenſoviel Indices als Buchstaben auf der Seite stehen, und das Auge verwirrt ſich leicht in einem ſolchen Meere kleiner Ziffern. Endlich, und dies scheint mir beſonders wichtig, hat die vergleichende Grammatik in ziemlich übereinstimmender Weiſe durch gewisse diakritische Zeichen bereits eine Art der Transscription eingeführt, welche ſich durch grose Einfachheit und Anschaulichkeit empfielt und die nur etwas weiter ausgebildet zu werden braucht, um, wenigstens für das nächste Bedürfnis, ein allgemeines Zeichenſystem zu bieten. Für das höchste Ziel auf dieſem Felde muss ja doch ein andrer, von allen bisher genannten grundverschiedener Weg eingeschlagen werden.

4. Von den Vokalen bedürfen die drei Urvokale a, i, u keiner beſondern Unterscheidungszeichen, da ſie, wenigstens bei vollkommener Artikulation, immer ziemlich gleich bleiben. Die Nebenvokale jedoch, beſonders e, o, ö, weniger das ü, haben einen gewissen Spielraum der Aussprache. Wie viele Lautstufen man bei ihnen zu unterscheiden habe, hängt von der Schärfe des Ohrs und von der Genauigkeit ab, welche man der Schrift zu geben beabſichtigt. Die meisten Völker begnügen ſich mit zweien, gewönlich als offener (breiter) und geschlossener (spitzer) Laut bezeichnet und auch wir werden für unſern nächsten Zweck auf dieſem einfachen Standpunkt bleiben, obschon die meisten Phyſiologen drei Stufen anzunehmen pflegen. Was die Bezeichnung betrifft, ſo ſehen wir keinen Grund die Indices hiebei aufzugeben, wo es ſich um blose Verständigung über einen Laut handelt, wir schreiben alſo: a, e^1, e^2, i; ferner a, o^1, o^2, u und a, $ö^1$, $ö^2$, ü; ſoll das ü schärfer unterschieden

werden, ſo würden wir mit ü¹ das dem i nähere, mit ü² das dem u nähere bezeichnen. Bei gröseren Transscriptionen könnte man die franzöſisch-italienische Methode vermittelst des acutus und gravis anwenden, obschon dadurch freilich die Bezeichnung des Accents erschwert wird. Der ſogenannte unbestimmte Vokal ist von denen, welche ihn überhaupt zu bezeichnen für nötig hielten, bisher in der Regel entweder durch ein curſives e oder durch ein griechisches ε ausgedrückt worden, was Beides dem Auge mehr zuſagt als das umgedrehte e einiger Andern. — Für die naſalirten Vokale empfielt ſich die slawische Methode der Bezeichnung vermittelst eines darunter zu ſetzenden Hakens: ą, ę, į, ǫ, ų.

5. Für die Conſonanten könnte die vergleichende Grammatik ihr bisher innegehaltenes Verfahren ungefähr in folgender Weiſe vervollständigen:

I. Die reinen Labialen erhalten keine beſondere Auszeichnung; alſo m, p, b, f, w. Bei Brücke haben ſie den Index 1.

II. Die Denti-Labialen erhalten eine Cedille; alſo m̧, p̧, b̧, f̧, w̧, von denen indess nur die beiden letzten praktisch vorkommen. Bei Brücke mit dem Index 2 bezeichnet. Die vergleichende Grammatik hat bisher die zwei Klassen der Labialen graphisch gar nicht unterschieden.

III. Die Interdentalen erhalten ebenfalls eine Cedille, um die phyſiologische Verwandtschaft derſelben mit der vorigen Klasse anzudeuten; alſo n̦, ț, d̦, ș, ſ̦; in der Regel ſind nur die beiden letzten praktisch anzuwenden. Bei Brücke mit dem Index 4 bezeichnet.

IV. Die Alveolaren werden nicht beſonders ausgezeichnet; alſo n, t, d, s, ſ. Bei Brücke mit dem Index 1 bezeichnet.

V. Die Cacuminalen erhalten einen darunter geſetzten Punkt; alſo ṇ, ṭ, ḍ, ṣ, ſ̣; gemäs der bereits in der vergleichenden Grammatik allgemein herrschenden (nur beim s und ſ noch nicht durchgedrungenen) Sitte. Bei Brücke mit dem Index 2 bezeichnet.

VI. Die Denti-Palatalen erhalten einen Strich, alſo n′, t′, d′, s′, ſ′; gemäs der slawischen, bereits auch in die vergleichende Grammatik vielfach übergegangenen Sitte. Bei Brücke mit dem Index 3 bezeichnet.

VII. Die Palatalen erhalten ebenfalls einen Strich, alſo γ′, k′, g′, χ′, j′. So bereits die allgemeine Sitte.[1] Bei Brücke mit dem Index 1 bezeichnet.

VIII. Die Velaren bleiben ohne beſondere Auszeichnung; alſo γ, k, g, χ, j. Bei Brücke mit dem Index 2 bezeichnet.

IX. Die Faucalen könnten vielleicht durch einen darunter geſetzten Punkt bezeichnet werden, da dieſelben die höchste Erhebung der Zungenwurzel erfordern, ſo wie die ebenfalls punktirten Cacuminalen die höchste Erhebung der Zungenspitze darbieten; alſo g̣, ḳ, g̣, χ̣, j̣. Bei Brücke mit dem Index 3 bezeichnet.

6. So ergiebt ſich folgendes System von Zeichen, wobei wir jedoch ausdrücklich daran erinnern, dass wir darin nur einen Notbehelf ſehen, welcher je eher je lieber einer vollkommenern Methode weichen ſollte, auf die wir ſpäter (§ 25) zurückkommen werden.

I. Vokale.

A. Reine.

a

è ö̀ ò

é ő ó

i ü u

B. Naſalirte.

ą, ę, į, ǫ, ų.

---

1) Abweichungen im Einzelnen kommen dabei natürlich nicht in Betracht, z. B. dass Bopp nicht k′, ſondern c′ schreibt, dass er die Zeichen γ und j nicht verwendet, ſondern dafür ü und y ſetzt, u. dgl. m. Ueber Einzelnes wird ſpäter ausführlich gesprochen werden.

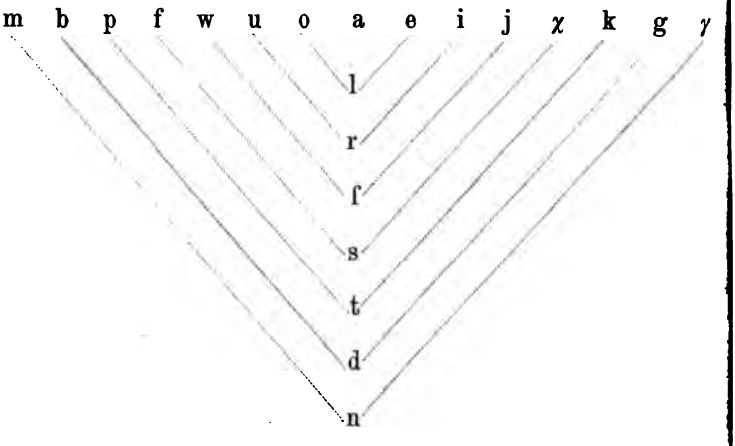
II. Conſonanten,

(mit Ausschluss der Kehlkopflaute).

Artikulationsgebiet.	Artikulationsstelle.	A. Naſales.	B. Purae. a. Exploſivae (Mutae) fortes.	lenes.	b. Fricativae (Spirantes) fortes.	lenes.	C. Semivocales R-Laute.	L-Laute.
I. Labiales.	1. Labiales verae .	m	p	b	f	w	ϱ	
	2. Labio-Dentales	m̥	p̥	b̥	f̥	w̥		
II. Dentales.	1. Interdentales . .	n̥	t̥	d̥	s̥	ſ̥		l̥
	2. Alveolares . . .	n	t	d	s	ſ	r	l
	3. Cacuminales . . .	ṇ	ṭ	ḍ	ṣ	ſ̣	ṛ	ḷ
	4. Denti-Palatales	n′	t′	d′	s′	ſ′		l′
III. Gutturales.	1. Palatales	γ′	k′	g′	χ′	j′		
	2. Velares	γ	k	g	χ	j		
	3. Faucales	γ̣	ḳ	g̣	χ̣	j̣	ϱ̣	

7. Für manche Zwecke empfielt es ſich, die hier gegebene Aufstellung der einzelnen Laute einer Klasse folgendermasen zu ordnen: Naſalis, Muta lenis, Muta fortis, Spirans fortis, Spirans lenis, Semivocalis, ſo dass alſo z. B. bei den Lippenlauten ſich folgende Reihe ergäbe: m, b, p, f, w; es wird dadurch die Verwandtschaft der Laute und ihr Uebergang in einander besser hervorgehoben. Das w ſeinerſeits geht dann durch u und dieſes durch ɥ wieder in m über, ſo dass eine Art von Kreislauf innerhalb der einzelnen Klassen entsteht. Sehr verwandt mit dieſer Auffassung, jedoch weiter gehend, ist die von Thauſing, welcher (p. 38) aufstellt: „Alle einfachen Laute ſind Verdumpfungen

des menschlichen Naturlautes a nach drei Richtungen je zu ſieben Stufen“ und demgemäs folgendermasen ordnet:



wobei ich mir nur erlaubt habe die Zeichen χ, ſ, s statt der bei Thauſing ihnen bezügl. gleichwertigen ch, s, sz zu verwenden. Was die Anordnung ſelbst betrifft, ſo dürfte es schwer ſein, den Uebergang von a zu l und von dieſem zu r zu vermitteln, desgleichen die Lautgruppen o, l, e und u, r, i in Bezug auf l und r hinreichend zu begründen. Alles Uebrige ist vollkommen ſo wie wir ſelbst es oben andeuteten.

8. Endlich noch ein Wort über die Namen der Laute. Da dieſe in den verschiedenen Sprachen ziemlich verschieden und ſelbst im Gebiet einer und derſelben Sprache ſelten nach einer festen Regel gebildet ſind, ſo dürfte es ſich für die Phonetik empfelen, auch hiefür eine allgemeine Norm festzustellen. Als ſolche würde ſich am besten die altindische Methode eignen, wonach die Vokale einfach ihren Laut als Namen erhalten, die Conſonanten aber ihren Laut in Verbindung mit dem Urvokal a, alſo z. B. bei den Lippenlauten: *ma*, *ba*, *pa*, *fa*, *wa*; oder im Zuſammenhange: „*Der Laut sa unterscheidet ſich von dem Laute ſa gerade ſo wie der Laut fa von wa und der Laut χa von ja.*“ Wer schon in dem Falle geweſen ist, über Lauttheorie nicht blos schreiben, ſondern auch sprechen zu müssen, der wird die Erleich-

terung, welche in dieſem Verfahren liegt, ſofort herausfühlen. Aber auch abgeſehen von dem praktischen Nutzen dürfte es schon die Rückſicht auf wissenschaftliche Terminologie erfordern, dass jenes wunderliche Herumspringen in den verschiedensten Wortbildungen, z. B. im Deutschen: Ka, Ge, Ef, Ku, Vau, Jot, Zet, Zeha, Eszet, Eszeha etc. aufgegeben werde, zumal da manche Laute (das γ, das ſ und andere) auf dieſe Weiſe gar nicht einmal mit eigenen Namen unterschieden werden können.

---

§ 5.

Bildung der Vokale.

1. Die phyſiologische Erklärung, wie die drei Grundvokale a, i, u entstehen, ist schwierig. Kempelen, Kratzenstein,[1] Willis[2] haben wenigstens die Fundamentalverſuche dazu geliefert und hauptſächlich auf dieſe gestützt hat dann Brücke ſeine Bestimmungen aufgestellt (Grundz. p. 13 ff.). Das weſentlichste Ergebnis aller Unterſuchungen bis jetzt geht dahin, dass beim a die vom Halſe und Munde gebildete Röre, durch welche der Luftstrom streicht, kürzer ist als beim u und länger als beim i, der Kehlkopf steht höher als beim u und tiefer als beim i. Der Mundkanal ist beim a in ſeiner ganzen Länge offen, weder in der Mitte verengt wie beim i, noch am Ende verengt wie beim u. Beides würde die Hervorbringung des reinen hellen a unmöglich machen, übrigens aber kann das a bei ſehr verschiedener Weite des Mundkanals hervorgebracht werden.

---

1) Tentamen reſolvendi problema ab academia scientiarum Petropolitana ad annum 1780 publice propositum: 1) Qualis sit natura et character ſonorum litterarum vocalium a, e, i, o, u, tam inſigniter inter ſe diverſorum, 2) An non construi queant instrumenta ordini tuborum organicorum, ſub termino vocis humanae noto ſimilia, quae litterarum vocalium a, e, i, o, u ſonos exprimant. Petropoli, 1781.

2) Poggendorff's Annalen der Phyſik und Chemie. Band XXIV, Seite 397.

2. Die Bildung der Zwischenglieder, d. h. der E-, O-, Ü-, Ö-Laute ergiebt ſich hieraus von ſelbst. Die E-Laute entstehen durch stufenweiſe Verkürzung des Anſatzrores und Verengung desselben in der Mitte; die O-Laute durch stufenweiſe Verlängerung des Anſatzrors und stufenweiſe Verengung der Ausflussöffnung; die Ü-Laute durch Verengung der Mundöffnung, Verlängerung des Anſatzrores und Senkung der Zunge mit Zungenbein und Kehlkopf; die Ö-Laute durch mäsige Verlängerung des Anſatzrors verbunden mit Verengung desselben in der Mitte. Wie viele Stufen man bei jeder Lautgruppe anzunehmen habe, darüber lässt ſich keine feste Bestimmung geben. Beim ü reicht man auch wohl mit einer aus, bei e, o, ö ſind mindestens zwei nötig und wir unſerſeits haben uns damit begnügt. Die meisten Phyſiologen (auch Brücke) nehmen drei an.

3. Wenn von einem Vokal schlechthin die Rede ist, ſo wird in der Regel vorausgeſetzt, dass dabei alle Mittel gebraucht werden, welche die menschlichen Sprachwerkzeuge darbieten, um den Vokallaut deutlich unterscheidbar und klangvoll hervortreten zu lassen. Man nennt die Vokale in dieſem Falle vollkommen gebildete und unterscheidet von dieſen die unvollkommen gebildeten, d. h. ſolche, bei denen entweder die Mundöffnung nicht hinreichend verengt bezügl. erweitert ist, oder bei denen der Kehlkopf nicht hinreichend gehoben oder die Mundwinkel nicht weit genug nach den Seiten gezogen ſind u. A. m., wie dies bereits in den einzelnen Fällen angedeutet wurde. Dieſelben ſind namentlich im Englischen ſehr häufig.

4. Was den unbestimmten Vokal betrifft, in welchen die kurzen Vokale unſerer gealterten Sprachen ſo häufig übergehen, z. B. in Wörtern wie haben, vermuten, franz. tenir, le roi, beſonders aber im Englischen, ſo unterscheidet ſich derſelbe von den übrigen Vokalen teils durch ſeine grösere Kürze, teils durch eine gewisse dumpfe Reſonanz der Stimme, kommt indess ſeiner Qualität nach am nächsten dem ö, weil dieſes ſelbst gleichſam ein Gemisch von allen übrigen Vokalen ist. Man ſei indess nicht zu schnell mit der

Annahme dieſes unbestimmten Vokals; was man dafür zu halten geneigt ist, erweist ſich bei genauer Betrachtung oft nur als ein unvollkommen gebildetes è oder ȍ oder ò; ja manchmal ist da, wo man denſelben zu finden meinte, phonetisch gar kein Vokal vorhanden, z. B. im Deutschen bei schneller Rede in den Infinitiven auf en, wenn der Stamm auf d oder t ausgeht, z. B. *baden, reden, treten;* wo hinter d und t die Zunge vollständig in ihrer Lage bleibt, was nicht möglich wäre, wenn zwischen dieſen Lauten und dem n irgend welcher Vokallaut läge; man spricht in Wahrheit nur *bâdn, rêdn, trêtn* (Purkinje).

5. Bevor ich an die Bestimmung des Lautwertes der einzelnen Vokalzeichen gehe, möchte ich darauf aufmerkſam machen, dass in der Aussprache der deutschen Vokale überhaupt eine ungemeine Verschiedenheit nach Landstrichen und Individuen herrscht und daher allgemein gültige Angaben in dieſer Hinſicht wohl kaum zu erzielen ſind. Die Beispiele, welche Brücke über die einzelnen Vokalwerte anführt, stehen mit meiner Erfahrung zum Teil in völligem Widerspruch. So wird (Grundzüge pag. 20) das é der Franzoſen erläutert durch das deutsche *ewig, ſelig* (womit ich übereinstimme) und dann hinzugefügt: kurz in *werden.* Bei mir und Allen, mit denen ich verkehre, ist das e in *werden* überhaupt nicht kurz, ſondern lang und zwar gleich dem è der Franzoſen. Ferner: das è der Franzoſen wird erläutert durch die deutschen Wörter *Hehl, ehrlich, echt.* Bei uns hier in Schleſien und noch mehr in Poſen und Preusen wird von Gebildeten das e in *Hehl* und *ehrlich* genau ſo gesprochen wie in *ewig, ſelig;* und *echt* hat ein kurzes e, welches zu dem in *Hehl* und *ehrlich* mir gar nicht passt, ſondern zu dem in *werden* als die betreffende Kürze zu gehören scheint. Ferner wird bei Brücke das ê der Franzoſen von deren è getrennt und das erstere durch deutsches ä und englisches a (*man, fat*) erläutert. Meines Wissens und aller Erkundigung nach klingt der Vokal in *père* nicht anders als der in *crême*, ſo lehren auch die Grammatiker; der Circumflex wird statt des Gravis nicht aus phonetischen, ſondern aus etyme-

logischen Gründen gesetzt, er steht namentlich, wenn ein s ausgefallen ist; der Vokal in engl. *man, fat* ist kurz und gleicht so ziemlich dem in *echt, wenn, Held.* Ferner: das italienische a in *ballare, cantare* soll anders (heller) klingen als das deutsche a in *Wahl*; wir in Schlesien sprechen das letztere genau so wie die Italiener das ihrige, wie hier lebende Italiener bezeugen. Endlich das o in *Ordnung* soll die Kürze sein zu dem in *Oper, Woge;* meiner Wahrnehmung nach steht jenes kurze o qualitativ dem ò (engl. *lord,* franz. *encore*) viel näher als dem andern.

§ 6.

Lautwert der einzelnen Vokalzeichen.

1. Das a unserer Tabelle bezeichnet den Laut, dessen Länge wir in *Aar, Abend, Wahl*, dessen Kürze wir in *Ast Arm, alt* hören. Vorausgesetzt ist dabei die Sprache eines gebildeten Norddeutschen, nach welcher das a genau so klingt wie in den italienischen Wörtern *ballare, cantare.* Eher liese sich zwischen der Länge und Kürze (*Abend, Ast; Vater, Gevatter*) ein gewisser, auch qualitativer Unterschied entdecken, doch scheint mir derselbe bei vollkommener Artikulation hier (ebenso beim i und u) nicht erheblich genug, um eine besondere Bezeichnung dafür einzuführen.

2. Unser è bezeichnet das franz. e ouvert (*père*), von welchem das ê (*crême*) phonetisch nicht verschieden ist. Im Deutschen ein sehr häufiger Laut, der, wenn er lang ist, in der Regel ä (ae) geschrieben wird, z. B. *wäre, Schwäne.* Seine Kürze ist das gewönliche kurze e oder ä, z. B. in *Bette, Feld, fern, Bänder, Wälder, Fässer.* Die jetzt übliche Orthographie hat den Gebrauch des (kurzen) e und ä in der Art geregelt, dass letzteres überall da gesetzt wird, wo man die Ableitung von einer Stammform mit a noch deutlich fühlt und der reine Vokal daneben in Kraft bleibt, also *Hand, Hände; falle, fällst;* etc. Dagegen *Erbe, Ende,* weil die älteren Formen

arbi, andi vergessen waren; *Henne*, weil man den kurzen Vokal dieſes Wortes mit dem langen in *Hahn* (mhd. *hăn*) nicht zu vereinen wusste. Hätte dagegen *hăn* denſelben Weg eingeschlagen wie das ihm ganz analoge *măn*, d. h. nicht Dehnung, ſondern Schärfung erfahren, ſo würde man ebenſo wie *Mann*, *Männin*, *männlich*, auch *Hann*, *Hänne* geschrieben haben. Manchmal schwankt die Schreibung, z. B. bei *Arm*, *Ärmel*, wo die letztere Form in der Bedeutung *brachiolum* stets mit ä, in der von *manica* aber auch oft mit e geschrieben wird, vermutlich um dieſe logische Verschiedenheit dem Auge anschaulich zu machen. Ganz ebenſo bei *Eltern* (parentes) und *ältern* (ſeniores), *Bäcker* (pistor) und *Becker* (Nom. prop.), etc.

3. Unſer é ist das franz. e fermé (*aimé*). Im Deutschen bietet gerade dieſer Laut in Bezug auf ſein Vorkommen in den einzelnen Fällen nach Landstrichen und Individuen auserordentlich viel Abweichendes. In Schleſien, ebenſo im Bromberg'schen und in der Provinz Preusen, werden von Gebildeten alle offenen Silben in dieſer Weiſe gesprochen. alſo *éwig*, *félig*, *léſen*, *kéren*, *Hél* (Hehl), *érlich* (ehrlich). — Die Kürze dieſes Lautes ist mir in Deutschland nirgends bekannt geworden.

4. Unſer i ist der Laut, den man in den deutschen Wörtern *mir*, *wir*, *ihr*, *Lied*, *Sieg*, im ital. *giro*, franz. *écrire*, engl. *wheel* hört. Seine Kürze in *Hirt*, *Bild* etc. ist ſelbst bei vollkommener Artikulation ziemlich abgestumpft, ſo dass der Laut ſich etwas dem e nähert.

5. Unſer ò ist der Laut, welcher in dem franz. *or*, *encore;* engl. *lord*, *scorn* gehört wird. Im Deutschen findet er ſich als Länge wohl nur dialektisch, z. B. in Schleſien: *ich mòg* (*moag*) *nicht*; doch hörte ich in Oberdeutschland ihn auch häufig in der Sprache der Gebildeten; im Plattdeutschen ist er ungemein häufig. Seine Kürze scheint mir das gewönliche deutsche kurze o, z. B. in *Horn*, *Gold*, *Ordnung*. — Das engl. a in *walk*, *water*, *all*, das dänische aa und das schwedische å ſind dem hier besprochenen Laute nahe verwandt.

6. Unſer ó ist der Laut im franz. *eau*, *anneau*; deutsch *Mohr*, *Sohn*, *Wohl*, *Oper*. Eine Kürze desselben ist mir im Deutschen nicht bekannt geworden.

7. Unſer u ist das ou der Franzoſen, der Laut im deutschen *Muth*, *Bube*, *kluger*. Seine Kürze, z. B. in *Gurt*, *Duldung*, ist bei vollkommener Artikulation nur wenig abgestumpft. Im Französischen und Griechischen fehlt die Kürze dieſes Vokals gänzlich und wird, wo ſie etymologisch stehen ſollte, durch ü erſetzt; eine Erscheinung, die ich übrigens auch in Deutschland, zwar nicht provinziell, wohl aber individuell und auch hier nur in gewissen Lautverbindungen wahrgenommen habe; am häufigsten vor r.

8. Unſer ü ist der Laut des franz. u (*tuer*), deutschen ü in *müde*, *Bühne;* ſeine Kürze, z. B. in *Würde*, *Hündin* scheint mir qualitativ nur wenig verschieden. Brücke ſondert dieſen Laut in zwei, von denen der eine näher dem i, der andere näher dem u liegt.

9. Unſer ŏ ist der Mittellaut zwischen è und ò und demnach leicht zu bilden; vergl. franz. *peur*. Im Hochdeutschen kommt er als Länge meines Wissens nicht vor, wohl aber ſehr häufig im Plattdeutschen, wo er von Klaus Groth durch ein verschlungenes œ bezeichnet wird. Seine Kürze scheint mir das gewönliche deutsche ö in geschlossener Silbe, z. B. *Mönche*, *Mörder*.

10. Unſer ő ist der Mittellaut zwischen é und ó, das deutsche ō in offener Silbe (*Löwe*, *hören*). Die Kürze kommt meines Wissens in Deutschland nicht vor.

11. Die obigen 10, mit Einschluss des unbestimmten Vokals 11, mit Einschluss der unvollkommenen Bildung 20 (22) Vokalzeichen ſind für allgemeine Zwecke ausreichend. In Wahrheit stellen ſie jedoch nur die wichtigsten, häufigsten, am leichtesten unterscheidbaren Vokale dar. Was die unzäligen Zwischenstufen betrifft, von denen freilich das Ohr nur noch verhältnismäsig wenige unterscheiden kann, ſo dürfte deren genaue Bezeichnung vermittelst lateinischer Lettern und diakritischer Zeichen schwierig ſein; über eine andere Methode, welche auch die feinsten Nuancen

der Vokalschattirung anzugeben gestattet, vgl. Tabelle IV unter 2).

Anmerkung. Den Lautwert der Vokale nach ihrer etymologischen Herkunft bestimmen zu wollen, ist ein äuserst misliches Unternehmen. Insbesondere ist die Behauptung J. Grimm's, das deutsche e habe einen verschiedenen Laut, je nachdem es aus a oder aus i stamme, nur mit der grösten Behutsamkeit aufzunehmen und für weite Landstriche ganz gewiss falsch. Hier in Schlesien z. B. trennt kein Mensch *regen* (movere) lautlich von *Regen* (pluvia), obschon dort altes a, hier altes i zu Grunde liegt, sondern das Volk spricht in beiden Fällen: *règen*, die Gebildeten ebenfalls, in beiden Fällen, meistens *régen*. Ganz ebenso ist es — soweit ich beobachten konnte — in Posen und Preusen.

§ 7.

Dauer der Vokale.

1. Jeder Vokal kann sowol in der isolirten Aussprache als in zusammenhängender Rede beliebig lange angehalten werden. Beträgt seine Dauer mindestens zwei Momente, so heist er ein langer Vokal. Man bezeichnet einen solchen in der Regel durch denselben Buchstaben wie den betreffenden kurzen und setzt darüber entweder einen Strich oder einen Circumflex, also ā oder â; andere Methoden, z. B. die Verdoppelung (aa), die Zufügung eines h (ah) oder e (ae) sind zwar in der Orthographie mancher Sprachen noch immer eingebürgert, werden aber nicht in der Sprachwissenschaft angewendet.

2. Der Umstand, dass in älteren Handschriften die langen Vokale in der Regel durch Verdoppelung bezeichnet werden und dass auch in vielen älteren Sprachen zwei gleichartige Kürzen meist zu der entsprechenden Länge zusammenfliesen, z. B. im Sanskrit a + a = â, i + i = î, u + u = û, scheint der Grund gewesen zu sein, dass man in vielen sprachwissenschaftlichen Schriften die Erklärung findet, ein langer Vokal bestehe aus zwei gleichartigen kurzen, zwischen denen der Spiritus lenis weggelassen worden sei. Mit Recht sind dagegen sowol vom historischen als vom phonetischen Standpunkte aus Zweifel erhoben worden. Man wen-

dete vom ersteren ein, dass ja lange Vokale keineswegs immer aus den zwei entsprechenden Kürzen, sondern häufig aus ganz verschiedenen Vokalen entstehen, wovon schon das Sanskrit ein schlagendes Beispiel giebt, wo ê aus a + i, ô aus a + u erwächst, wie denn die Kürzen e und o dort noch gar nicht vorhanden sind. Die Phonetiker fanden das Weglassen des Spiritus lenis in dem betreffenden Falle bedenklich und wollten nicht glauben, dass der zu dem ersten kurzen Vokale angewendete Luftstrom zur Bildung eines langen Vokals hinreichend sei. Vgl. D. L. p. 30 f. Diese Einwände sind ganz richtig und waren in früherer Zeit sehr wol angebracht; heut zu Tage indess wäre eine Erneuerung derselben wohl nur ein Kampf mit Schatten, da die erwähnte Erklärung selbst von ihren eifrigsten Verfechtern schwerlich noch in dem roh mechanischen Sinne aufgefasst wird, dass man darunter ein materielles, vermittelst der Lautwerkzeuge zu vollziehendes Aneinanderreihen von zwei kurzen Vokalen versteht. Die ganze Erklärung kann nur als ein Sinnbild gelten, welches andeuten soll, dass ein langer Vokal die Dauer von (mindestens) zwei Kürzen hat und dass in gewissen Sprachen grammatisch oft zwei Kürzen zu einer Länge zusammenfliesen.

3. Jakobi und später auch R. v. Raumer (Ges. sprachw. Schr. p. 165) machen darauf aufmerksam, dass bei den langen Vokalen häufig nicht blos die Quantität, sondern auch die Qualität des Vokals eine andere sei als bei den entsprechenden Kürzen. Das a in *Vater* sei nicht blos ein längeres, sondern auch ein lautlich anderes als das in *Gevatter*; ebenso das i in *binnen* und *Bienen* etc. Dagegen bestreitet Brücke (Grundz. p. 25), und wir glauben mit Recht, das notwendige Vorhandensein eines solchen Gegensatzes in der Qualität kurzer und der ihnen entsprechenden langen Vokale. Jener Gegensatz besteht nur innerhalb der Grenzen gewisser Idiome, z. B. im Deutschen, wo die sogenannten geschlossenen oder spitzen Vokale (é, ő, ó) meines Wissens als Kürzen gar nicht vorkommen, während sie z. B. im Schwedischen nach beiden Quantitäten gar wohl erkennbar

ſind. Auch ist zu beachten, dass der Unterschied zwischen der Qualität des langen und kurzen a, i, u immer geringer wird, je mehr man die betreffenden Vokale mit vollkommener Bildung zu sprechen ſucht, etwas was im Deutschen, wenigstens in gewönlicher Umgangsprache, nur ſelten geschieht, ſo dass alle kurzen Vokale eine gewisse Annäherung an das e oder richtiger an den unbestimmten Vokal verraten, eine Erscheinung, die bekanntlich im Englischen noch viel mehr hervortritt und hier bereits die Mannigfaltigkeit des Vokalismus zu vernichten droht.

4. Es kann ein Vokal aber auch die Dauer oder den Wert von drei und mehr Kürzen haben; wir nennen dies eine Länge höheren Grades und unterscheiden alſo Längen ersten Grades (= zwei Kürzen), Längen zweiten Grades (= drei Kürzen), etc. So ist z. B. im Deutschen das â in *ihr ſaszt* (ſedebatis) bei ſorgfältiger Sprache etwas kürzer als das in *du ſahst* (videbas), obschon beide Wörter in dieſer contrahirten Form phonetisch nur *ſâst* geschrieben werden können; das erstere â ist gleich zwei, das andere gleich drei Kürzen; jenes alſo eine Länge ersten, dieſes eine Länge zweiten Grades. Auch in gewissen Wörtern, welche eine gesteigerte Gemütstimmung ausdrücken, z. B. ſehnen, ahnen, flehen u. a. hört man ungemein oft den Vokal als eine Länge zweiten Grades aussprechen, ganz beſonders auf der Bühne, der Kanzel und beim Vortrag von Gedichten, ohne dass man deshalb auch nur im Entferntesten dem Redenden den Vorwurf des Affektirten oder Manierirten machen könnte. Noch höhere Längengrade kommen im Deutschen schwerlich vor, dagegen dehnen z. B. die arabischen Koranleſer manche Vokale bis zu dem Werte von fünf Kürzen, alſo zu Längen vierten Grades. Vgl. Brücke Phon. Transscr. p. 41 und 62.

5. Ueber die Bezeichnung der höheren Längegrade hier etwas bestimmen zu wollen, wo wir nur mit den historisch überlieferten Zeichen zu tun haben, ist schwierig und eigentlich unnötig, da ein Bedürfnis danach noch gar nicht empfunden wird. Kommt aber die Zeit, wo das phonetische Bewusst-

ſein ſo erstarkt ist, dass man jenes Bedürfnis empfindet, dann hat man ſicherlich für sprachwissenschaftliche Zwecke den alten historischen Zeichen, wenigstens auf dem Gebiet der reinen Lautlehre, schon entſagt und zu zweckmäsigeren gegriffen, wo dann auch für die Dauer der Laute das vollständigste Rüstzeug zu ihrer graphischen Fixirung vorhanden ſein wird. Vgl. § 25, dazu Tab. IV. 6 — 9.

---

§ 8.

Längebezeichnung der Vokale im Deutschen.

1. Im Gothischen wird die Dauer der Vokale gar nicht bezeichnet; ſie kann daher nur durch die Vergleichung mit den entsprechenden Wörtern und grammatischen Vorgängen anderer Sprachen festgestellt, ja muss zum Teil als zweifelhaft angeſehen werden, z. B. beim u. Althochdeutsche Handschriften älterer Zeit geben die langen Vokale durch Verdoppelung, spätere durch Circumflexion, ſeltener durch Hinzufügung eines h. Grimm glaubt, dieſer letzterwähnte Gebrauch habe ſich zuerst in fremden Wörtern entwickelt, wenn aus zwei Silben gleichartige Vokale an einander stiesen, z. B. *Aharôn* statt *Aaron*; vielleicht hängt die betreffende Sitte auch mit den ahd. ſo beliebten Zerdehnungen der Wörter zusammen, z. B. *mahal*, *prahastun*, *emezzihic* für *mâl*, *prâstun*, *emezzic;* oder beruhen umgekehrt jene scheinbaren Zerdehnungen nur auf ungeschickter Häufung des Längezeichens? Mittelhochdeutsch verliert ſich das h als Längezeichen (erst im 15. Jahrhundert kehrt es wieder) und im Allgemeinen darf jetzt der Circumflex als ſolches gelten, doch wenden die Handschriften auch dieſen nur sparſam und unſicher an. Ein Zweifel über die Quantität eines Vokals entsteht jedoch hier ſelten, da in der Regel die Vergleichung mit dem Ahd. und der mhd. Reim hinreicht, um dieſelbe ſicher zu stellen.

2. Das Neuhochdeutsche hat die alten Quantitätsverhältnisse bedeutenden Aenderungen unterworfen und beſitzt

eine Menge von Längen, welche die ältere Sprache nicht kannte. Die Bezeichnung der Längen, gleichviel ob es alte oder erst später entstandene ſind, geſchieht auf höchst unconſequente Weiſe und bildet unter den vielen Mängeln der deutschen Orthographie wohl den schlimmsten, da er am häufigsten vorkommt und ſehr in's Auge fällt. Es erfolgt nämlich die Längenbezeichnung:

A. gar nicht. Beispiele: *war, klar, kam, Schwan, haben, baden, wagen; er, wer, heben, reden, legen; mir, dir, wir; oben, Odem, Bogen, los; Schwur, Fuder, Bube; wäre, Schwäne, käme, böſe, Köder, müde* etc. Vor l auffallender Weiſe ſehr ſelten, vgl. indess *Mal* (*einmal, zweimal, mit einem Male*).

B. durch Verdoppelung des Vokals. Beispiele: *Saal, Haar, Staat, Seele, leer, Meer, Heer, Moor;* von i und u, auch von den Zwischenvokalen (ä, ö, ü) heute kein Fall mehr; aus dem 15. Jahrhundert finden ſich einige ii (ij), z. B. *bij, allzijt* (Hans v. Bühel, bei Wackernagel I. 956), uu ſind häufiger, ſ. Kehrein (Gramm. d. D. S. des 15—17. Jahrh. § 17). — Im Holländischen ist dies die gewönliche Methode, z. B. *slaap* (ſomnus), *zaak* (res), *maat* (modus), *veel* (multus), *steen* (lapis), *boom* (arbor), *zoon* (filius); die Vokale i und u werden zwar auch geminirt, haben aber alsdann eine etwas andere Aussprache, ii (geschrieben ij) = ei, uu = ü, z. B. *lijden* (pati), *muur* (murus).

C. durch Anfügung eines e an den Vokal. Nur bei i, z B. *Biene, Lied, Ziel, Sieg, Vieh, nieder* etc. Dies ist die im Belgischen übliche Methode, wo ſie aber conſequent auf alle Vokale angewendet wird.

D. durch Anfügung eines h.

a. an den Vokal ſelbst. Nur vor Liquida, z. B. *Wahl, Bahn, ſehr, Lehne, ihr, ihm, Mohr, Lohn, Huhn, Ruhm, wähle, Söhne, Bühne.*

b. an den vorangehenden Conſonanten. Nur beim t, z. B. *Thor, -thum, thun, thäte, Thörin, Thüre.*

c. an den folgenden Conſonanten. Ebenfalls nur beim t, z. B. *Rath, Meth,* vom i kein Beispiel, *roth,*

Wuth, *Räthe*, *Röthe*, *Blüthe*. In dem Fall, wo t ſowol vorangeht als nachfolgt, wie in *tât* (facinus, feci), hat die Orthographie das zuerst stehende bevorzugt, alſo nicht *taht*, ſondern *that*, ebenſo *thut*, *thäte*.

3. Die Verwirrung im Gebrauch der Dehnungszeichen war früher, namentlich im 17. Jahrhundert, noch viel gröſer als heute. Bezeichnen wir einen beliebigen Conſonanten einmal ganz allgemein mit der Chiffre T, eine Liquida insbeſondere mit L, einen beliebigen Vokal mit A, ſo ergiebt ſich, dass die Formeln TAL, TAAL, TAEL, TAHL, THAL, TALH häufig in denſelben Wörtern angewendet werden, z. B. *Ruhm* und *Rhum* (gloria), ja zuweilen zwei Formeln gleichzeitig in einem Worte, z. B. *Saahl*, *Ziehl*. Und dies geſchieht, wie es ſcheint, bei allen Conſonanten, am häufigſten allerdings, wenn auf den Vokal eine Liquida folgt, deshalb in dem obigen Schema die Trennung zwiſchen T und L. Dass die ſonſt erfreulicher Weiſe aufgegebenen beiden Formeln THAL und TALHg erade nur für das Zeichen t ſich feſtgeniſtet haben, erklärt ſich wol daraus, dass die Erinnerung an das griechiſche Theta hier einwirkte, während eine entſprechende bei den übrigen Conſonanten nicht vorhanden war. Dass dieſes deutſche th phonetiſch eben nur t und das h lediglich Längezeichen des Vokals war,[1] braucht wol heut zu Tage nicht mehr erſt ausdrücklich geſagt zu werden, da an dieſer Stelle ſchon J. Grimm die Sache auch phonetiſch ganz richtig auffaſste und ſein mächtiges Beiſpiel zahlreiche und praktiſche Nachfolge fand. Früher allerdings war die Bewusſtloſigkeit in Lautbeſtimmungen ſo gros, dass manche Grammatiker alles Ernſtes ſelbſt hier an eine Aſpirata dachten! — Nicht ſelten benutzt man den Gebrauch und die Verſchiedenheit der Dehnungszeichen, um logiſche Unterſchiede dadurch graphiſch anzudeuten, z. B. *Ton* (sonus), *Thon* (argilla); *Tau* (laqueus), *Thau* (ros); *Mohr* (aethiops), *Moor* (palus); *wider* (contra), *wieder* (iterum); früher auch

1) Das Wort *Thurm* iſt das einzige Beiſpiel, wo th neben kurzem Vokal gebraucht wird.

gut (bonus), *Guth* (prædium); *Hut* (pileus), *Huth* (tutela) und Aehnliches. Alles dies ist verwerflich; die Schrift hat lediglich den Laut, nichts Anderes auszudrücken.

4. Sollte man dieſe Verwirrung denn niemals löſen können? Ich dächte, die Mittel dazu wären nicht ſo schwer weder zu finden, noch auszuführen. Ueberall da nämlich, wo auf einen Vokal Conſonanten von gleicher Art folgen, da bedarf der Vokal gar keines Dauerzeichens, denn ſeine Dauer wird schon daraus erkannt, ob der folgende Conſonant einfach oder geminirt auftritt; eine Verwechſelung zwischen *hare* (capilli) und *harre* (exspecto), *bane* (viam operio) und *banne* (interdico), *ban* (via) und *bann* (interdictio), *lam* (claudus) und *lamm* (agnus), *fal* (flavus) und *fall* (casus) etc. ist nicht möglich. Es bleiben alſo nur ſolche Fälle unentschieden, wo auf einen Vokal mehrfache Conſonanz von verſchiedener Art folgt, wie z. B. *hart* (durus), *zart* (tener); *bald* (mox), *malt* (pingit, molit); *herz* (cor), *erz* (aes) etc. Nun könnte man zwar ſagen: da dieſe Unbestimmtheit der Schreibung bisher ſo wenig störend geweſen ist, ja von der überwiegenden Mehrzahl der Leſenden und Schreibenden nicht im mindesten empfunden wird, ſo könnte man die Sache auch ferner dabei bewenden lassen. Ich würde dies jedoch nicht billigen; schon die Conſequenz verlangt, dass, wenn einmal die Dauer der Laute angedeutet wird, dies dann auch überall geschehe. Man bezeichne daher die langen Vokale in ſolchen Fällen mit dem Circumflex, alſo *hart, bald, herz;* aber *zârt, mâlt, êrz, pfêrd, lêrt* (docet, vacuat), *bânt* (viam operit) etc. Auf dieſe Weiſe wäre das Verhältnis wenigstens in der Grundlage geregelt. Völlige Conſequenz ist allerdings damit noch nicht erreicht, aber nur darum nicht, weil einige Grundübel der deutschen Schreibung dabei in's Spiel kommen; kann man ſich entschliesen, dieſe letzteren fallen zu lassen, ſo ist auch in Bezug auf die Dauerzeichen ſofort die abſolute Uebereinstimmung von Theorie und Praxis vorhanden, wie alsbald gezeigt werden ſoll.

5. Die erste Inconſequenz ist die, dass es einige Wörtchen giebt, welche, obschon ſie kurzen Vokal beſitzen, den-

noch nur mit einfachem Conſonant im Auslaut geschrieben werden; es ſind: *an*, *in*, *von*, *bin*, *um*, *mit*, *bis*, *das*, *was* etc., vgl. § 20. 6, wo wir hierauf zurückkommen müssen. Es erklärt ſich dies daraus, dass man dieſe kleinen, oft gebrauchten, grammatisch im Gegenſatz zu den Hauptwörtern doch nur als unwichtig geltende Partikeln etc. graphisch nicht zu ſehr belasten, nicht ungebürlich hervorheben, gleichſam ihnen nicht zu viel Ehre antun wollte; es war ja um die Zeit, wo man für die Substantiva, um ihnen auch äuserlich Respekt zu erweiſen, die grosen Anfangsbuchstaben einführte. Was nun tun? Soll man für alle dieſe Wörter den geminirten Auslaut einführen? alſo die einzigen, welche im 17. Jahrhundert von dieſer Unſitte verschont geblieben ſind, derſelben auch noch opfern, der Conſequenz zu Liebe? Nimmermehr! ſondern man lasse entweder an dieſem Punkte die Inconſequenz fortbestehen, oder man fasse einen beherzten Entschluss und entſage jener Unſitte ſelbst, mit welcher wir Deutsche fast einzig dastehen unter allen Völkern der Erde, denn gewisse ähnliche Schreibungen des Englischen und Schwedischen kommen dagegen bei weitem nicht in Betracht, da ſie nur ausnahmsweiſe auftreten. Man würde alsdann zwar einige Circumflexe mehr ſetzen müssen, nämlich nunmehr auch in *bân* (via), *lâm* (claudus), *fâl* (flavus), *kâm* (veniebam), *wân* (error) etc.; dafür ersparte man aber den doppelten Auslaut in *ban* (interdictio), *lam* (agnus), *fal* (casus), *kam* (pecten), *wan* (quando) etc. Die Schreibung kehrte ſich in dieſer Beziehung eigentlich blos um.

6. Eine andere Inconſequenz besteht darin, dass man diejenigen Conſonanten, welche mit zwei oder drei Zeichen geschrieben werden, nämlich ch, sz, sch, niemals zu verdoppeln pflegt (§ 20. 7), alſo auch nicht an den Stellen, wo dies des vorhergehenden Vokals wegen geschehen müsste, um denſelben als kurz zu kennzeichnen. Nun könnte man zwar ſagen, der Schaden wird dadurch wieder gut gemacht, dass vor dieſen Lauten, als harten, einfache (d. h. nicht diphthongische) lange Vokale überhaupt ſo gut wie gar nicht

ſich finden (wir kommen darauf ſpäter, § 20. 9, noch einmal zurück); aber das iſt ein ſchlechter Trost, denn wenn dadurch auch die Unſicherheit praktiſch gehoben wird, ſo bleibt deshalb doch die Inkonſequenz der Schreibung. Genug, der Vokal in *Dach*, *Loch*, *Hasz*, *Fasz*, *rasch*, *Busch* ist kurz, mithin müsste nach jetzt noch geltender Regel das ch, sz, sch verdoppelt werden; geht man indess auf unſern Vorschlag ein, d. h. giebt den geminirten Auslaut auf, ſo fällt freilich hier der Uebelstand weg, aber er bleibt gleichwol noch immer im Inlaut, denn *Daches*, *Loches*, *Haszes*, *Faszes*,[1] *rascher*, *Busches* haben ebenfalls kurzen Vokal und verlangen mithin ebenfalls Gemination des ch, sz, sch. Warum unterlässt man ſie? lediglich darum, weil man ſich vor der monströſen Schreibung scheute. Hier rächt ſich alſo ein anderer Uebelstand der deutschen Schreibung, nämlich die Bezeichnung gewisser einfacher Laute mit zuſammengeſetzten Zeichen. Man gebe dieſe Unſitte auf, man ſetze statt ch, sz, sch einfache Zeichen, etwa χ, s, s̱ und ſofort ist alle Schwierigkeit gehoben, kein Mensch wird alsdann Anstoss nehmen: *Daχχes*, *Loχχes*, *Hasses*, *Fasses*, *rasser*, *Buss̱es* zu schreiben, wie denn bei den zwei mittleren Beispielen dieſe Schreibung — gleichviel auf welchem Wege gewonnen — ja bereits wirklich in fast allgemeinem Gebrauch ist.

7. Bei weitem conſequenter als im Hochdeutschen ist die Behandlung der Längebezeichnung im Holländischen. Es wurde bereits früher bemerkt, dass dieſelbe im Allgemeinen durch Verdoppelung des betreffenden Vokals ausgedrückt wird. In der Tat findet dies jedoch ausnahmslos nur in der letzten Silbe eines Wortes statt, die natürlich auch die einzige ſein kann, wie dies ſogar in der Regel der Fall ist. Tritt jedoch durch Flexion des betreffenden Wortes der Vokal in die vorletzte Silbe, ſo wird, wenn einfacher Conſonant folgt, der Vokal ſofort ebenfalls einfach geschrie-

*) Die beiden mittlern Beispiele, von denen gar viel zu ſagen wäre, lasse ich hier einstweilen unerörtert, um nicht vor der Zeit in ein Wespennest zu greifen. Darüber wird § 23 handeln.

ben, alſo *zaak* (res), *muur* (murus), Pl. *zaken*, *muren*, oder umgekehrt: *breken* (frangere), *hopen* (sperare), Präſ. *breek*, *hoop*. In dieſen Fällen nämlich bedarf die Länge keiner beſondern Bezeichnung mehr, ſie wird ſchon dadurch erkannt, dass der Vokal in offener Silbe ſteht; ſollte er kurz ſein, ſo müsste *zakken*, *murren*, *brekken*, *hoppen* geſchrieben werden; vgl. *man* (vir), *mes* (culter), *pil* (pillula), *stok* (baculus), *kruk* (fulcrum); Pl. *mannen*, *messen*, *pillen*, *stokken*, *krukken*. Bewirkt die Flexion eine mehrfache Conſonanz, ſo wird der Vokal der vorletzten Silbe, wenn er lang ſein ſoll, natürlich verdoppelt, z. B. *hopen*, Prät. *hoopte*. Schade nur, dass dieſe Regel nicht ganz conſequent durchgeführt wird; es finden ſich nämlich doch einige (von den Holländern ſelbst getadelte) Fälle von Verdoppelung des Vokals auch in offener vorletzter Silbe, z. B. *bleeken* (album facere), *koopen* (emere); doch kommt dieſer Misbrauch nur bei e und o vor und hat hier meist einen historischen Grund, er findet ſich nämlich beſonders da, wo urſprünglich ein Diphthong (im Hochdeutschen ei, bezüglich au) stand. Häufig wird dieſe Verschiedenheit der Schreibung darum gern geſehen, weil ſie zur Trennung der Begriffe dient, z. B. *geene* (nulli), *gene* (illi); *heelen* (sanare), *helen* (celare); *heeren* (domini), *heren* (exercitus); *leenen* (mutuum dare), *lenen* (incumbere); *reede* (statio in litore), *rede* (sermo); *steenen* (lapides), *stenen* (gemere); *weeken* (cedere), *weken* (hebdomades); *weezen* (orbi), *wezen* (esse); *genooten* (socii), *genoten* (Part. von frui); *hoopen* (acervus), *hopen* (sperare); *hooren* (audire), *horen* (cornu); *loove* (fessus), *loven* (laudare); *nooten* (notae), *noten* (nuces); *pooten* (pedes), *poten* (plantare).

---

§ 9.

Diphthonge.

1. Diphthonge im phonetischen Sinne des Wortes ſind Laute, welche durch Verschmelzung zweier verſchiedener Vokale zu einem Lautganzen entstehen, ſo dass beide Factoren vernommen werden. Dies geschieht aber in der

Weiſe, dass man mit annähernd gleichförmiger Geschwindigkeit aus einer Vokalstellung in die andere übergeht und während dieſer Bewegung und nur während derſelben die Stimme lautet. Im Deutschen ai ist weder a noch i, ſondern nur der Uebergang von a nach i. Geht man aus der Stellung der Vokale, bei denen der Mundkanal weiter ist, in die Stellung für ſolche Vokale über, bei denen der Mundkanal enger ist, ſo erhält man im Allgemeinen leicht Diphthonge, die vom Ohre ſofort als ſolche erkannt werden, z. B. im Deutschen ai, au. Machen wir aber mit unſern Mundteilen den umgekerten Weg, ſo fallen für unſer Ohr die Vokale entweder aus einander, man vergleiche ia, ea, ua, io, iu etc., oder es mischt ſich dem ersten derſelben, der die engere Mundstellung verlangt, ein conſonantisches Element bei, dass man z. B. etwa *ja*, *wa* etc. zu hören glaubt.

2. Nicht jede Zuſammenstellung zweier Vokale ist alſo der Verschmelzung zu einem Diphthongen gleich fähig, ſondern dieſe letztere waltet weſentlich nur in der Richtung von Vokalen mit weiterer Mundöffnung zu ſolchen mit engerer, alſo in der natürlichen Vokalstellung i, e, a, o, u hauptſächlich von der Mitte nach den Enden. Die ſo entstehenden ſechs Laute ai, au; ei, eu; oi, ou, zu denen ſich allenfalls noch das ui gefellt, ſind allein echte Diphthonge; die beiden ersten die urſprünglichsten, im Sanskrit die einzigen; die andern entstehen später. Wenn nun manche Grammatiker überhaupt jede Vokalverbindung als Diphthonge oder Triphthonge bezeichnen, ſo stehen ſie dabei auf dem rein graphischen Standpunkte und es ist dagegen nichts einzuwenden, wofern ſie ſelbst dieſes Standpunktes ſich bewusst ſind und auch den Leſer darüber nicht in Zweifel lassen. Es scheint aber, als ob Viele mit jenem Namen ſofort die Vorstellung verbänden, die betreffenden Zuſammenstellungen ſeien auch in lautlicher Hinſicht als Diphthonge oder gar Triphthonge zu betrachten, etwas was in zahlreichen Fällen entschieden unrichtig ist. Wenn man nun vollends rein auf Grund dieſer graphischen Verhältnisse

für gewisse ältere Sprachen lautstatistische Tabellen anlegt und daraus das diphthongische Element gegenüber dem einfachen Vokalismus mit mathematischer Schärfe bestimmen will, so können wir auf die Resultate jener Rechnungen so lange keinen Wert legen, bis nicht die erforderliche Correctur von Seiten der Phonetik erfolgt ist. Freilich behaupten Viele, der Laut graphischer Vokalverbindungen sei historisch durchaus nach dem Lautwert der einzelnen Vokale zu beurteilen, welche die betreffende Verbindung bilden, also z. B. das französische ai, au, obschon jetzt phonetisch = ä, o, müsse notwendig einmal auch phonetisch = a + i, a + u gewesen sein, gleichviel ob dieselben mit Hiatus oder einsilbig (diphthongisch) gesprochen wurden. Wir möchten diesem Satze nicht unbedingt zustimmen; es können gar wol äusere Umstände für einfache Vokale eine complicirte Schreibung veranlassen. So z. B. ist mir es sehr wahrscheinlich, dass das gothische ei in seinem Laute nicht das mindeste diphthongische Element hatte, sondern eben nur = î war, und Ulfilas lediglich durch die damals bereits herrschende neugriechische Aussprache des ει zu dieser seiner Schreibung bewogen wurde.

3. Jede Verbindung zweier einfacher Vokale, welche weder zu einem langen Vokale noch zu einem der oben genannten echten Diphthonge zusammenfliesen, kann nicht anders gesprochen werden als zweisilbig. Beispiele: ea, eo, ua, uo etc. Ein solches Zusammentreffen von Vokalen hat für die meisten Sprachen etwas Unangenehmes („Hiatus") und wird gewönlich durch mannigfache Mittel (Contraction, Epenthese, Elision etc.) vermieden. Mitunter jedoch bleibt es erhalten und zwar entweder vollständig als eine syllabische Verbindung zweier gleichwertiger Vokale (so besonders ia, io in den ältern Sprachen), oder diese Vokale erlangen eine gewisse Abgeschliffenheit, so dass der eine Laut auf Kosten des andern begünstigt wird, und dieser letztere nur gleichsam verhallend vorangeht oder nachfolgt; z. B. i°, u°, oder °a, °i. Dadurch erlangt eine solche Verbindung etwas Diphthongisches, und man spricht in Bezug hierauf auch wol von

Halbdiphthongen. Hierher gehört z. B. das französische oi, ui und das italienische ao, uo; übrigens herrscht in Bezug auf die Frage, welche graphische Vokalverbindungen im Italienischen auch phonetisch Diphthonge (wirkliche oder Halbdiphthonge) seien, selbst unter den einheimischen Grammatikern grose Meinungsverschiedenheit. — Solche Verbindungen endlich, welche blos graphisch auftreten, nicht mehr phonetisch wirksam sind, wie das ahd. ie, franz. ai, ou, gr. *ου* und ähnliche, gehören natürlich nicht hierher, sondern gelten uns als reine Vokale, ie = î, ai = è, ou, *ου* = û. Gewönlich stammen sie historisch von Diphthongen oder Halbdiphthongen ab, z. B. unser ie war mhd. noch = i°, ahd. i°, i°; vgl. bei 4. So wird z. B. der Name der Stadt Wien noch heute von vielen Oberdeutschen nicht wie bei uns Wîn, sondern Wi°n ausgesprochen, ein Verharren auf dem mhd. Standpunkte, aus welchem sich auch die romanischen Namen französisch Vienne, italienisch Vienna erklären.

4. In den germanischen Sprachen entberte das Gothische wahrscheinlich der Diphthonge gänzlich, denn ai, au, ei scheinen nichts weiter als è, ò, î bedeutet zu haben, entsprechend der damals schon geltenden griechischen Aussprache des *αι* = ä und des *ει* = î; das gothische iu endlich scheint mit syllabisch getrennten Vokalen gesprochen worden zu sein. Das Althochdeutsche hat zwei echte Diphthonge: au (ou) und ai (ei); auserdem eine Menge Vokalverbindungen (ao, ea, eo, iu, iɔ, ia, oa, ua, uo), die noch heute in Oberdeutschland vorkommen und nach der dort geltenden Aussprache meist als Halbdiphthonge gelten müssen. Das Mittelhochdeutsche bietet drei echte (ou, öu, ei) und drei Halbdiphthonge (uo, iu, ie). Das Neuhochdeutsche endlich hat graphisch zwar sechs Vokalverbindungen: ai, ei, au, eu, äu, ie; davon ist aber der letzte ein völlig einfacher Laut (î); das äu ist vollkommen dem eu gleich und nur aus etymologischer Rücksicht von ihm durch die Schrift geschieden, man will die Abkunft von au dadurch andeuten, also *Haus, Häuser; Braut, Bräute;* aber schon

nicht mehr *Häu* (foenum), ſondern *Heu*, weil die Herkunft von *hauen* nicht deutlich genug gefühlt wird. Selbst das ei klingt in der allgemein üblichen Sprache der Gebildeten ganz wie ai; in *Baier* nicht anders wie in *Freier*; die Scheidung ist alſo unnötig, auch giebt es nur wenige Wörter mit ai und dieſe scheinen es nur der Bedeutung wegen zu haben; man glaubte die Verschiedenheit von andern, gleichklingenden Wörtern wenigstens dem Auge vorhalten zu müssen, schrieb alſo *Waiſe* (orbus), *Weiſe* (ſapiens); *Haide* (campus), *Heide* (paganus); *Saite* (chorda), *Seite* (latus); für *Getraide* wird oft der etymologische Grund angeführt: es stammt von *tragen* (vgl. ahd. *gitragidi*), daher ſei das a beizubehalten. Dies Alles mit Unrecht; denn die Schrift hat weder die Herkunft, noch die Bedeutung, ſondern lediglich den Laut der Wörter festzustellen. Uebrigens ist in hochdeutscher Rede der betreffende Diphthong weder ein rechtes ai, noch ein rechtes ei, ſondern liegt zwischen beiden, jedoch dem ai näher als dem ei. Dialektisch findet ſich auch reines ai und ei, ersteres in Oberdeutschland, letzteres am Niederrhein.

5. Was die niederdeutschen Sprachen betrifft, ſo lieben dieſelben im Allgemeinen die Diphthonge nicht, die wirklich vorkommenden (au, eu, ei) finden ſich verhältnismäsig nur in wenigen Wörtern. Aus dem Plattdeutschen vgl. z. B. *rau* (quies), *haugen* (caedere), *neigen* (suere), *reigen* (purus), *meu* (opera), *ſik freugen* (gaudere); dabei ist ei in der Regel Halbdiphthong, nämlich = e^{i}, ſo dass Fremde den Laut oft für blosses ê halten. Das Holländische hat zunächst dieſelben drei echten Diphthonge: au, phonetisch gleich dem deutschen, z. B. *paus* (papa), *klauteren* (scandere); ei, ebenfalls wie im Deutschen, z. B. *zeil* (vexillum), *reizen* (peregrinari), mit ihm ist das früher übliche ai verschmolzen worden, z. B. *kaizer* (caesar), *klai* (furfur), jetzt *keizer*, *klei*; endlich ui, phonetisch gleich dem deutschen eu (äu), z. B. *muis* (mus), *buit* (praeda); ein Halbdiphthong ist ou, nämlich = o^{u} oder a^{u}, es ist eigentlich der Laut $ò^{u}$ unſerer Bezeichnung, z. B. *hout*

(lignum), *kouw* (frigor); halbdiphthongisch sind auch die ternären Verbindungen aai, ooi, aau, eeu, nämlich = $\hat{a}^i$, $\hat{o}^i$, $\hat{a}^u$, $\hat{e}^u$; z. B. *kraai* (cornix), *hooi* (foenum), *paauw* (pavo), *leeuw* (leo). Völlig einfache Laute sind eu = ö, z. B. *heuvel* (collis), *kleur* (color); ie = î, z. B. *vlieg* (musca), *niets* (nihil); oe = u, z. B. *boek* (liber), *stoel* (sella). Im Englischen sind nur jene drei echten Diphthonge vorhanden: au (geschr. ou, ow), ei (geschr. i), eu (geschr. oi); keine Halbdiphthonge. — Die nordischen Sprachen haben gar keine Diphthonge, sind also auch hierin, wie in so vielen andern Stücken, dem Gothischen gleich, wenn unsere Auffassung des letzteren in dieser Beziehung richtig ist. Selbst in Fremdwörtern werden Diphthonge mehr getrennt ausgesprochen, namentlich im Schwedischen.

---

§ 10.

Nasalirte Vokale.

(Voyelles nasales).

1. Sie kommen unter allen europäischen Sprachen nur im Portugiesischen sämmtlich vor und werden hier durch eine über den betreffenden Vokal gesetzte Schleife bezeichnet; teilweise aber auch im Französischen (nicht im Italienischen und Spanischen) und im Slawischen, welches letztere sie durch einen unter den Vokal gesetzten Haken (ą) bezeichnet, eine Methode, die Curtius in seiner Griechischen Etymologie auch für die allgemeine Sprachvergleichung eingeführt hat. Demnach ą, franz. an oder en, z. B. *dans, vent*; ę, franz. in, z. B. *vin*, poln. ę, z. B. *ręka* (manus); į, nur im Portugiesischen; ǫ, franz. on, z. B. *mon*, poln. ą, z. B. *mąka* (farina); ų nur im Portugiesischen.

2. Den germanischen Sprachen mangeln die nasalirten Vokale gänzlich und ihre Aussprache fällt dem deutschen Organe sehr schwer; auch Gebildete verwechseln häufig die Nasalirung der Vokale mit dem Guttural-Nasal, d. i. unserm Consonanten ŋ (dem Bopp'schen n̈), sprechen also z. B. das

franz. *enfin* (d. i. *ãfẽ* oder *afę*) ganz wie *ayfey*. Fast scheint es, als ob ſelbst Corssen dieſes Verſehen begangen hätte; vgl. Stellen wie I. 107 (oben).

3. Unter den alten Sprachen beſitzt das Sanskrit dieſe Laute am vollſtändigsten. Die Bezeichnung geschieht hier durch einen darüber, bezüglich daneben gesetzten Punkt (Anusvâra); Bopp giebt ſie durch ein hinter den betreffenden Vokal geſetztes ṅ, eine Bezeichnungsart, die ſich vom etymologischen Standpunkte empfielt, weil die naſalirten Vokale historisch in der Regel aus wirklichen Naſalen entstanden ſind, und die Verwandtschaft der verglichenen Formen dadurch ſofort scharf in die Augen fällt; vgl. z. B. ſanskr. *daństra* (phon. *dąstra*), lat. *dens*, gr. *ὀ—δοντ*, goth. *tunþ — us*; demnach die Urform vermutlich *danstra*.

4. Auch das Lateinische scheint die Naſalirung beſessen zu haben. Was hier über den in gewissen Fällen ſo ſehr schwachen und dumpfen Laut des m und n mitgeteilt wird (Corssen, I. 93 ff.), ist phonetisch kaum zu verstehen, wenn man nicht dieſen Vorgang dabei annimmt. Wenn Corssen gleichwol diese Auffassung ablehnt (S. 101), weil die Italienische Tochtersprache des Lateinischen die naſalirten Vokale nicht hat (etwas was überdies in Bezug auf Landstriche und Individuen noch ſehr der Prüfung bedarf), ſo scheint uns dieſer Gegengrund nicht entscheidend. Das Italienische hat dieſe Eigentümlichkeit wieder verloren, ähnlich wie ja auch das spätere Litauische (Schleicher. L. G. § 5. 1 und Note).

---

§ 11.

Die L- und R-Laute.

(Halbvokale)

1. Die L- und R-Laute können, theoretisch aufgefasst, die ganze Reihe der Organe durchlaufen, wirklich nachweisbar ist nur ein Teil derſelben. Wenn nun auch die homor-

gane Verwandtschaft hier nicht in völlig so hohem Grade von der homogenen überwogen wird, wie dies bei den eigentlichen Vokalen der Fall ist, so ist doch die Zusammengehörigkeit dieser halbvokalischen Laute unter einander immer noch eine viel innigere als die mit den übrigen Lauten der entsprechenden Artikulationsstellen und wir ziehen es deshalb vor, sie, gleich den Vokalen, abgesondert für sich zu behandeln; wobei wir uns indess vorbehalten, später, wo die einzelnen Artikulationsstellen betrachtet werden, zuweilen einen kurzen Rückblick zu tun.

2. Was nun zunächst das Verhältnis zwischen den L-Lauten überhaupt gegenüber den R-Lauten betrifft, so zeigt sich die Verwandtschaft beider Gruppen an zahlreichen Stellen der Grammatik und etymologisch tritt dieselbe so stark hervor, dass von diesem Standpunkte aus die Laute l und r von Bopp geradezu für identisch erklärt werden. Auch in den Lautverbindungen gehen die beiden Reihen des L und R einander fast völlig parallel. Dass die L- und R-Laute den Vokalen sehr nahe stehen, bestätigt mehrfach auch die historische so wie die Special-Grammatik. Im Sanskrit figuriren neben den Consonanten l und r auch zwei Vokale ḷ und ṛ; ebenso noch jetzt im Böhmischen, wo viele Silben keinen andern Vokal haben, demnach unaussprechbar blieben, wenn nicht die vokalische Natur dieser Laute physiologisch begründet wäre. Beispiele: *Vltawa*, *Trcky;* in Deutschland *Moldau*, *Terzky.*

3. Was die einzelnen Arten des L betrifft, so ist labiales l ein unsicherer, lallender Laut, der wol nirgends zur Sprache mitverwendet wird; ja dessen physiologische Möglichkeit sogar uns zweifelhaft erscheint, da bei dem, was man allenfalls darunter verstehen könnte, die Lippen doch eine gar zu geringe Rolle spielen. Dentale l giebt es vier Arten, von denen das alveolare unser gewönliches deutsches l ist; das cacuminale soll nach Böhtlingk (Bemerk. zur 2. Ausg. von Bopp's Grammatik d. Sanskr. Petersb. 1845) jenes *Lra* der Veda's sein; denti-palatales (dorsales) l ist, nach unserer Auffassung, das mouillirte l der romanischen

Sprachen (§ 16), während Brücke das letztere für dorſales l + i erklärt. Interdentales oder Lispel-l findet ſich individuell häufig ohne in der Rede ſonderlich aufzufallen. Gutturales l ist phyſiologisch unmöglich, das polnische ł, welches von Einigen für guttural gehalten wurde, ist es durchaus nicht, ſondern gehört ins dentale Gebiet. In der Regel wird es interdental gesprochen, ſeine ſo eigentümliche akustische Wirkung beruht indess überhaupt nicht in der strengen Festhaltung einer bestimmten (natürlich immer dentalen) Artikulationsstelle, ſondern teils in der grôseren Weite der ſeitlichen Oeffnung, teils in dem vertieften, etwas dumpfen Klang der Stimme, welcher durch das Herabziehen des Kehlkopfes entsteht. Dieſer eigentümliche Klang (Timbre) ist für das ł der Polen ſogar charakteristischer als das conſonantische Element ſelber; in Warschau wird der Laut häufig ſo gesprochen, dass er zwar den vollkommen charakteristischen Timbre, von einem L aber gar nichts mehr an ſich hat, ſondern eher wie ein schwaches w^1 klingt. Vgl. Brücke, Phon. Transscr. p. 23.

4. Labiales r, durch Vibration der Lippen entstehend, ist ein bekannter Kinderlaut, bei dem man zweifeln möchte, ob er als Sprachlaut wirklich zu brauchen ſei; doch ſoll nach Forster allerdings ein Lippenzitterlaut in dem Namen einer Inſel nicht weit von Neuguinea und auch ſonst in der dortigen Sprache vorkommen. Dentales r, alveolar gebildet, ist unſer gewönliches europäisches r, die Inder rechneten indess bekanntlich das ihre zu den Cacuminalen (Cerebralen). Brücke bezweifelte ursprünglich (Grundz. p. 42) die Möglichkeit dieſes Lautes und meinte: da die Inder die alveolare Artikulationsstelle nicht unterschieden, ſo mussten ſie ihr r entweder zu den Dentalen (Interdentalen bei uns), oder Cerebralen zählen, und zogen, wahrscheinlich wegen des heraufgebogenen Zungenrandes, das letztere vor. In einer spätern (brieflichen) Mitteilung äusert er ſich jedoch ſo: „Prof. von Piotrowski hat mir das cacuminale r ſo vorgesprochen, dass es ſich in der Tat ganz weſentlich vom gewönlichen alveolaren

unterscheidet.“ Gutturales r, durch Vibration des Zäpfchens (uvula) gebildet und daher auch uvulares genannt, findet sich dialektisch häufig („Schnarren“), es ist z. B. das sogenannte provençalische r der Franzosen. In Deutschland wird es vielfach, teils provinziell, teils individuell vernommen. Verbunden mit χ giebt es das arabische *Cha*, mit j das arabische *Ghain*. Ueber einen laryngalen Zitterlaut, den man also ja wol als laryngales r anführen könnte, vgl. bei den Laryngalen.

5. Auffallend ist es, dass diese beiden den meisten Sprachen so wesentlichen Lautgruppen (die L- und R-Laute) manchen Völkern gänzlich fehlen. So entbehrt das Armenische und die alte Send-Sprache das L, gleichwol ist es im Neupersischen vorhanden, selbst in solchen Wörtern, die nicht semitischen Ursprungs sind. Dem Chinesischen, den Kaffern und den polynesischen Sprachen fehlt das R ganz, andern wenigstens im Anfang der Wörter, wie dem Mandschurischen, Mongolischen und Türkischen. Dass die Griechen das anlautende ϱ mit dem spiritus asper bezeichneten, sollte wol nur den das r selbst durchdringenden starken Hauch ausdrücken, nicht aber, wie Manche zu glauben scheinen, eine äuserliche Verbindung des h mit r.

§ 12.

Reine Labiales und Denti-Labiales.

1. b^1 und p^1 des in § 4 aufgestellten Alphabets bezeichnen reines deutsches b und p, wie es in Norddeutschland allgemein gesprochen wird, während in Süddeutschland häufig das b wie p klingt und in Mitteldeutschland (Sachsen, Thüringen, Franken) beide zu einem Mittellaute verschmelzen. Es werden diese beiden Laute lediglich mit den Lippen gebildet, sind also reine Labialen. Von den dazu gehörigen Spiranten findet sich die Lenis in Deutschland nur hinter k, hier aber stets; und vermutlich war das dunkle Gefühl dieser Eigentümlichkeit die Veranlassung, dass man die Lautverbindung kw auf besondere Weise, nämlich durch qu

bezeichnete; *Qual*, *Quelle* ist phonetisch = Kw'al, Kw'elle. Das englische w darf als identisch mit w^1 betrachtet werden, obschon bei strengster Auffassung es sich ergeben dürfte, dass dabei das w^1 etwas unvollkommen gebildet wird, und auserdem ihm auch noch ein sehr verkürztes u vorangeht, etwa eine Kürze zweiten Grades. Da eine solche in gewönlicher Schrift und überhaupt unter gewönlichen Umständen nicht bezeichnet wird, so setzt man englisches w in der Regel ohne Weiteres = w^1. Die dazu gehörige Fortis ist leicht zu bilden, wenn man beide Lippen zusammenschliest und nun die Frication eintreten lässt; es ist geradezu ein Blasen, als ob man Staub entfernen oder etwas Heises abkülen wollte. Ueber das historische Vorkommen dieses letzteren Lautes vgl. unter 3. — Der zu den reinen Labialen gehörige Nasal ist das allen Völkern gemeinsame m; über den labialen Zitterlaut, so wie den hierher gehörigen L-Laut ist bereits bei den Halbvokalen berichtet.

2. f^2 ist das deutsche f oder v, welche, wenigstens im Anlaut, völlig identisch sind; das w^2 ist das englische und französische v, deutsche w (ausgenommen hinter k). Diese Laute werden nicht mit den beiden Lippen gebildet, sondern mit der Unterlippe und dem Rande der oberen Zahnreihe, sind also Denti-Labiales. Die dazu gehörigen Mutae und der Nasal, das denti-labiale p, b, m sind zwar in der Tabelle theoretisch aufgestellt, dürften aber nirgends praktisch vorkommen; phonetisch unmöglich jedoch sind sie nicht, vorausgesetzt, dass die oberen Zähne vollständig erhalten sind und nicht zu weit von einander entfernt stehen.

3. Der Unterschied zwischen dem lateinischen f und dem altgriechischen φ der späteren Zeit, d. h. nachdem dieses letztere aufgehört hatte Aspirata und Affrikationslaut (vgl. §§ 21—22) zu sein, also ein einfacher Laut geworden war, ist sicherlich kein anderer gewesen als der zwischen unserm f^1 und f^2. Die Beweise der Einfachheit des späteren griechischen φ hat in überzeugender Weise R. v. Raumer dargelegt. Steht diese aber einmal fest, so handelt es sich nur noch um die Artikulationsstelle und da

ergiebt ſich denn, dass in Assimilationsfällen die Griechen ihr φ als Labialis behandelten (*συμφέρω*, *ἐμφαίνω*), die Römer dagegen ihr f als Dentalis (*confero*, *infans*). Dazu das Zeugnis Priscian's: „Non. tam fixis labris est pronuntianda f, quomodo φ, atque hoc ſolum interest inter f et φ." Die Bezeichnung „fixis labris" bedeutet, dass die Lippen beim φ ſich einander berühren, etwas was bei dem denti-labialen f nicht geschieht. Sehr bezeichnend für die Sachlage ist es auch, dass Cicero einmal über einen griechischen Zeugen spottet, weil dieſer nicht *Fundanius*, ſondern *Phundanius* spreche. Es beweist dieſer Umstand zweierlei: 1) dass das griechische φ zu Cicero's Zeit bereits ein einfacher Laut war, denn der Unterschied zwischen einem lat. f und der labialen Aspirata (p + h), bezüglich einem labialen Affrikationslaute (p + f), ist ſo gros, dass er auch dem stumpfesten Ohre vernehmlich wird und von jenem Zeugen unmöglich auser Acht gelassen werden konnte, wenn er, der schon in Rom heimisch war, einen ihm wolbekannten römischen Namen aussprach; 2) dass trotz dieſer Einfachheit beide Laute dennoch etwas verschieden waren, ſo dass ein feineres Ohr den Unterschied merkte und nötigen Falls, wo es ſich um einen Angriff handelte, ihn rügen konnte; dies ist gerade das Verhältnis zwischen f^1 und f^2, deren Unterschied auch heut zu Tage von der überwiegenden Mehrheit ſelbst der Gebildetsten nicht gekannt, aber vorkommenden Falls doch dunkel empfunden wird.

4. Das v ist ein der deutschen Sprache vollkommen unnötiges Zeichen, da es entweder für den Laut f oder für den Laut w steht. Das Erstere geschieht im Anlaut und findet ſich gegenwärtig nur noch in folgenden Wörtern und deren Ableitungen: *Vater* (*Vetter*), *Vieh*, *Vogel*, *Vogt*, *Volk*, *viel*, *vier*, *voll*, *von*, *vor* und dem Präfix *ver-*, vor hundert Jahren fanden ſich noch einige mehr, z. B. *vest*. Allerdings nun giebt es Perſonen, auch Bücher, welche behaupten, der Anlaut in *Vater*, *voll* etc. ſei auch lautlich ein anderer als z. B. der in *Faden*, *füllen* (trotzdem dass *voll* und *füllen* denſelben Stamm haben!); *Vetter* (conſanguineus),

fetter (pinguior) ſeien auch durch die Aussprache zu unterſcheiden; etc. Wenn man nun in ſie dringt, dieſen Unterſchied doch einmal durch ihre Rede anschaulich zu machen (denn für gewönlich sprechen auch ſie wie alle Andern eben nur reines f), ſo läuft die Sache meistens darauf hinaus, dass ſolche Perſonen alsdann das v rein labial, das f dentilabial sprechen, mit andern Worten: ſie ſetzen hochdeutsch v = f^1 und hochdeutsch f = f^2. Natürlich ist dies eine ganz willkürliche Scheidung, welche ihnen eben die Not an die Hand giebt, um die ſie ſelber ſich, wie geſagt, ſonst nicht im mindesten kümmern und die, jeder wissenschaftlichen Stütze ermangelnd, keine weitere Beachtung verdient. — Interessant dagegen wäre es zu unterſuchen, aus welchen Gründen das Zeichen v gerade in jenen vereinzelten Fällen geblieben ist. Althochdeutsch unterscheiden ſich dieſelben in nichts von den übrigen mit f (v) anlautenden Wörtern; es heisst *fatar*, *fetiro*, *fir-*, *fiho*, *filo*, *fior*, *fogal*, *fogat*, *folc*, *foll*, *fon*, *fora*; das letztere ſogar desselben Stammes mit *furi*, welches im Nhd. (*für*) das f behalten hat. Mhd. haben ſie freilich alle in der Regel v, aber keineswegs etwa strenger als andere Wörter; ja, das Präfix *ver-* findet ſich ſogar recht oft als *fer*[1]. Vermutlich haben hier niederdeutsche Einflüsse mitgewirkt; im Holländischen spielt v eine grose Rolle, und der Verkehr mit Holland war im 17. Jahrhundert, dieſer für unſere Orthographie ſo einflussreichen Zeit, ſehr gros.

5. Inlautend ſollte das v der ahd. Handschriften offenbar nur den Laut w ausdrücken (das Zeichen w oder vielmehr uu bedeutete etwas anderes), vgl. meine D. L. § 150. Es findet ſich hier und auch mhd. noch ſehr häufig. Im Nhd. ist v in dem einzigen *Frevel* geblieben, und auch in Fremdwörtern steht es nicht allzuhäufig: *Malve*, *Pulver*, *Livree* etc.; die Aussprache ist meistens gleich dem nhd. w, nur dialektisch und individuell (beides namentlich in Ober-

1) Vgl. z. B. Deutsche Predigten des XIII. Jahrh., herausgegeben von Grieshuber. 1844. 1846.

deutschland) = f. Die übrigen ahd. und mhd. v ſind graphiſch zu f geworden, alſo *Briefes, Hufes, Grafen, Hofes, Wolfes;* offenbar, weil man die Uebereinſtimmung mit dem Auslaute herſtellen wollte; die nhd. Sprache liebt nun einmal nicht den Wechſel der Buchſtaben innerhalb eines und desſelben Wortes. *Frevel*, bei welchem dieſer Umſtand nicht in Betracht kommt, behielt demnach auch ſein v, und hiernach durfte man allerdings auch bei *Käfer*, *Zweifel*, *Schiefer*, dasſelbe erwarten, aber ſie folgten lieber der Analogie der Mehrzahl; *Neffe* und *Kolbe* haben eigentümliche Wege eingeſchlagen. So viel von der Schrift. Die Ausſprache iſt auch bei dieſen Wörtern, welche f annehmen, im gröſten Theile von Deutſchland reines w, ganz wie in *Frevel;* alſo man ſpricht *Briewes*, *Hûwes*, *Grâwen*, *Hôwes*, *Wolwes*, *Käwer*, *Zweiwel*, *Schiewer*. Wenn nun von Manchen verlangt wird, man ſolle dieſe Ausſprache aufgeben und wirklich *Briefes* etc. ſprechen, ſo heist dies nichts Geringeres als: man ſolle einer orthographiſchen Grille der Schriftgelehrten zu Liebe ein tiefgehendes Lautgeſetz des deutſchen Idioms opfern; nämlich die Neigung: auf langen Vokal im Inlaut die Lenis folgen zu laſſen; vgl. *Lop*, *Lobes*; *Bat*, *Bades*; *Tak*, *Tages*, norddeutſch *Taχ*, *Tajes; Glas*, *Glaſes;* und ſo auch *Hof*, *Howes; Brief*, *Briewes;* etc.

6. Recht dringend möchten wir endlich vor einer, leider weit verbreiteten Auffaſſung des v warnen, der zufolge ſich dieſes Zeichen zwar nicht phonetiſch, wol aber etymologiſch rechtfertigen laſſe; es ſtehe nämlich überall da, wo goth. f gewaltet habe, während hochdeutſches f bekanntlich etymologiſch gothiſchem p entſpricht. Wir laſſen die Frage, ob es recht ſei einen phonetiſch einheitlichen Laut aus etymologiſch-hiſtoriſchen Gründen orthographiſch zu ſpalten, hier noch ganz auf ſich beruhen, da ſich ſpäter (§ 23) zur Prüfung derſelben eine paſſendere Gelegenheit bietet; wir ſtellen uns vielmehr hier noch völlig auf den Standpunkt der ſogenannten „hiſtoriſchen Schreibung“ und behaupten, daſs ſelbſt von dieſem Standpunkte aus jene Scheidung durchaus ungerechtfertigt iſt. An der Tatſache freilich, daſs goth.

p etymologisch = hochd. f ist, zweifelt Niemand, die vorangehende Behauptung jedoch, dass goth. f etymologisch = hochd. v ſei, beruht auf einem Irrtum; vielmehr entspricht dem gothischen f ebenfalls hochdeutsches f. Der Irrtum entstand daraus, dass Jakob Grimm vermöge ſeines Systems der Lautverschiebung wünschen musste, dass dem goth. f ein hochdeutsches b entspräche. Da nun dies nicht der Fall war, ſondern ſich eben nur f fand, ſo erfasste er den Umstand, dass dieſes f zuweilen auch v geschrieben wurde, um anzunehmen, v ſei eigentlich bh und dieſes erſetze nun die gewünschte Media b. Die Ehrfurcht vor dem Meister deutscher Sprachforschung darf uns nicht abhalten, es offen auszusprechen, dass dieſes Alles grundfalsch ist. Es ist falsch zunächst von Grimm's eigener Auffassung aus, denn die Aspirata bh kann nicht als Erſatz für die Media gelten; ſodann ist dieſe Auffassung ſelbst ihrerſeits nicht minder falsch, denn v ist durchaus nicht = bh, ist überhaupt keine Aspirata; endlich ist die Tatſache falsch, welche Grimm dabei vorausſetzt, nämlich dass die althochd. Denkmäler den Laut des ursprünglichen (gothischen) f haben durch v bezeichnen wollen, während ſie f für den Laut des ursprünglichen (gothischen) p angewandt hätten. Nach Graff's Unterſuchungen haben nur ſechs Denkmäler (darunter keins der ältesten) ausschlieslich v statt des gothischen f; ſechsundſiebzig Denkmäler (darunter die wichtigsten) haben ausschlieslich f, ja bei Otfried ist das zuweilen vorkommende v in f corrigirt; alle übrigen Denkmäler haben abwechſelnd f und v. Der Grund von Grimm's Irrtum ist offenbar der, dass er ſein Lieblingskind, das Geſetz der Lautverschiebung, gern in möglichster Schönheit erhalten hätte, während es doch, eben der Aspiraten wegen, an einem unheilbaren Siechtume litt. Vgl. § 21, 6 unter IV. Es ist dies ja ſo natürlich, ſo verzeihlich; ein neues System tritt erobernd in die Welt, es will ſich Alles unterwerfen, ja es muss ſo verfahren, ſein Erfolg, ſeine Existenz hängt zum Teil von dieſer rücksichtsloſen Energie ab; einer spätern Zeit fällt dann die Aufgabe zu,

Gerechtigkeit zu üben, und jetzt nach beinahe 50 Jahren ſeit Grimm's Auftreten dürfte es endlich Zeit dazu ſein. Es ist betrübend, wenn in neueren wissenschaftlichen Werken höchsten Ranges, die den Anfängern tauſendfältig als Vorbild und Wegweiſer dienen, gerade in ſolchen Einzelheiten der längst nachgewieſene Irrtum noch immer fortwuchert.

7. Zum Schluss müssen wir noch einen Blick auf das Holländische werfen, wo nach Ausſage aller Spezialgrammatiker die Zeichen f, v, w auch lautlich durchaus verschieden ſind; ihre Beschreibungen des dabei eigentlich allein fraglichen Lautes v ſind jedoch ſo unklar, dass ſich schlechterdings nichts dabei denken lässt. Ich wandte mich deshalb an Herrn Prof. de Vries in Leiden. Auch er nun verſicherte in ſeiner Antwort, die drei Laute ſeien im Holländischen stets und völlig verschieden und erklärte ſie dann ſo: „f ist immer scharf, wie im Franzöſischen (*feu, faire*) und Englischen (*for, fire*), — — —[1] w ist gleich deutschem w (*wasser, wein*); v ist von f und w ganz klar unterschieden, es ist immer ſanft und lautet dem franzöſischen v (*vin, votre, vous*) vollkommen ähnlich; — — —[2] es macht dieſe ſanfte Aussprache des v wirklich einen charakteristischen Unterschied aus zwischen der niederdeutschen und hochdeutschen Sprache.“ Mit dieſer Erklärung war mir nicht geholfen, denn ich wusste von keinem Unterschiede zwischen deutschem w und franzöſischem v. Später wandte ich mich an Herrn Prof. Brücke. Derſelbe schrieb mir, er habe mit einem Holländer (aus Amsterdam) Proben angestellt und dabei gefunden, das holl. f ſei völlig gleich dem deutschen f, das v und w ſeien beide gleich deutschem w, nur werde das erstere mit Flüsterstimme, alſo nach Art der Süddeutschen, w mit tönender Stimme, alſo nach Art der

1) Es folgt hier noch die muthmasliche Meinung, dass das deutsche f im Anlaut etwas schärfer ſei als das franzöſische. Dem ist jedoch nicht ſo.

2) Es folgt hier eine grammatische, das Weſen des Lautes nicht berührende Bemerkung.

Norddeutschen, gesprochen. — Eine Woche später jedoch schrieb mir Hr. Prof. Brücke: „Ich muss zurücknehmen, was ich Ihnen über die Bezeichnung des holländischen v geschrieben. Ich habe wieder mit meinem Amsterdamer darüber conferirt und ihn eine grösere Anzahl von Wörtern aussprechen lassen. Da finde ich es nun meistens dem f ähnlicher, so dass ich es nicht mehr sicher von dem Laute unterscheiden kann, den wir indiscriminatim dem f und v im Deutschen geben. Wenn ich ihm dann sage, er möge in der Aussprache dem v ein f substituiren, so spricht er es schärfer, d. h. mit engerer Oeffnung und stärkerem Impuls aus, als wir dies im Deutschen gewönlich tun. Ich wage es nicht, mich über die Bezeichnung zu entscheiden, ehe ich noch mit mehreren Holländern conferirt habe. Es scheint mir übrigens, dass der Unterschied zwischen f und v mehr von Grammatikern und Sprachlehrern gemacht als ursprünglich ist; denn die plattdeutsche Zunge, von der sich doch das Holländische abgezweigt hat, weis von diesem Unterschiede nichts und im Englischen findet sich das v echtholländischer Wörter durch f ersetzt. Bemerken muss ich noch, dass mein Gewährsmann zugiebt, dass nur die Gebildeten f und v unterscheiden: das gemeine Volk von Amsterdam beobachte diesen Unterschied gar nicht.“ — In einer dritten Mitteilung endlich schreibt Hr. Prof. Brücke: „Ueber holländisches f und w ist kein Zweifel. Es handelt sich nur noch um das v. Ich bin schliesslich zu dem Resultate gekommen, dass seine Aussprache zwischen geflüstertem w und reinem, d. h. völlig tonlosem f hin und her schwankt, oder vielleicht besser gesagt, zwischen beiden schwebt. Es ist dies deshalb möglich, weil zwischen der tonlos verengten und der weit offenen Stimmritze eine continuirliche Reihe von Abstufungen vorhanden sein muss. Nach dem Briefe von de Vries gilt die dem geflüsterten w genäherte Aussprache für die richtige, während die Aussprache als f die der Friesen und nach meinen Nachrichten auch die des Amsterdamer Pöbels ist. Es ist mir vorgekommen, als ob in den Wörtern, in denen v

für französisches v steht, mehr (geflüstertes) w gesprochen würde; in denen, in welchen es für deutsch oder englisch f steht, mehr f; aber die Holländer wissen nichts davon, dass dies der Fall oder geboten sei. Wenn man, wie dies Czermak für die Bezeichnung des h wünscht, noch ein Zeichen für die halboffene Stimmritze einführte,[1] so würde dies wol mit dem des w zu einem Zeichen verbunden, die Aussprache des holländischen v für die Majorität der Fälle ausdrücken."

So weit die Mitteilungen Brücke's. Ich selbst vermag über die Natur des holländischen v nichts weiter anzuführen, da sich mir keine Gelegenheit zu unmittelbarer Prüfung dieses Lautes geboten hat.

---

§ 13.

Interdentales.

1. Mit ṣ und ṭ bezeichne ich den Laut des englischen th, und zwar gilt ṣ für den harten (*thing*), ṭ für den weichen (*that, whether*). Ihnen genau entsprechen die Laute des neugriechischen θ und δ. Was die dazu gehörigen Verschlusslaute ṭ und ḍ betrifft, so ist deren Vorkommen, ja sogar deren Möglichkeit bezweifelt worden. Mit Recht bemerkt jedoch Brücke (gegen Kudelka, p. 25), der luftdichte Verschluss zwischen Zunge und Zähnen sei nur für denjenigen unausführbar, welcher weit auseinanderstehende Zähne oder Zahnlücken habe; es werde vielmehr von manchen Individuen auch in Deutschland das t und d wirklich interdental gebildet. Neuerdings hat sich denn auch ergeben, dass die heutigen Inder diese Laute auf die hier angegebene Art aussprechen (Brücke, Aussprache d. Aspiraten, p. 8, Note) und dass mithin das t und d des Sanskrit den

---

1) Also die Mitte haltend zwischen den § 25 E. b) und c) aufgestellten Zeichen. Ich bezeichne diesen Zustand der Stimmritze durch das Zeichen E. b), verbunden mit dem der unvollkommenen Lautbildung. Verf.

Namen Dentales in einem viel prägnanteren Sinne führen als man bisher meinte.

2. Die beiden oben erwähnten Laute des Englischen, wie ſie in der Regel gesprochen werden, ſind einfach und lassen ſich eben nur als Interdentales kennzeichnen. John Walker in den principles of English pronunciation ſagt: „Th in think, and the same letters in that, are formed by protruding the tongue between the fore teeth, pressing it against the upper teeth, and at the same time endeavouring to sound the s or z; the former letter to sound th in think, and the latter to sound in that.“ Ziemlich übereinstimmend damit Buschmann (Lehrbuch der englischen Aussprache. Berl. 1832, p. 62): „Das th ist im Allgemeinen gelispeltes s, d. h. man spreche den Laut s aus, aber nicht mit geschlossenen Zähnen und die Zunge hinter den Zähnen liegend, ſondern man dränge die Zunge zwischen beide Zahnreihen, ſo dass ſie an die obere Reihe anstöst, hervor und spreche dabei s.“ Je nachdem man das Zeichen s im Sinne von scharfem oder mildem, alſo nach unſerer Bezeichnung s oder ſ nimmt, entsteht entweder das harte oder das weiche th.

3. Neben dieſer einfach-interdentalen Aussprache des th (s̱ und ſ̱) existirt nun aber in England auch noch eine andere. So giebt Buschmann ſelbst zu (p. 69): „Einige ſagen, bei dem th höre man im Hintergrunde ein d (einige Sprachlehrer finden ihre Schüler ſogar mit einem reinen d ab!); — wenn dies ist, was man wol wird zugestehen müssen, ſo erkläre ich das für zufällig“ etc. Noch bestimmter aber Schulze (Engl. Sprachlehre): „Am besten wird man tun, wenn man in allen Fällen ein d mit einem darauf folgenden Hauch hören lässt.“ Raumer (A. u. L. p. 21 ff.), dem ich dieſe Stellen entnehme, bemerkt dazu, er ſelbst habe aus englischem Munde in gewissen Wörtern das th entschieden mit vorschlagendem d, in andern dagegen nach Walker's Angabe rein interdental sprechen gehört; es scheint, dass dabei nach Provinz und Individualität ein gewisses Schwanken herrscht. — Die zweite Art der Aus-

sprache ergiebt, wie dieſe Beschreibung lehrt, keinen einfachen Laut mehr, ſondern ist das, was wir ſpäter als einen Affrikationslaut werden kennen lernen, und dieſer ſelbst wieder ist hervorgegangen aus einer Aspirata, alſo einem ebenfalls zuſammengeſetzten Laute, daher das zuſammengeſetzte Zeichen. Von den beiden jetzt üblichen Aussprachen des englischen harten und ebenſo des weichen th ist die affrikative demnach die ältere, die rein frikative (einfach-interdentale) die jüngere. Jene erstere besteht nur noch in einigen Resten und wird wahrscheinlich in nicht allzu langer Zeit völlig getilgt ſein.

4. Ein ähnliches Verhältnis scheint im Spanischen obzuwalten bei dem Laute, welcher vor a, o, u mit z, vor e und i aber mit c bezeichnet wird. Beide Zeichen drücken hier ungefähr den Laut des englischen th aus; gleichwol scheint ein gewisser Unterschied zwischen ihnen obzuwalten. Velasco beschreibt den letzteren ſo: El sonido de la ç[1] se forma con la estremidad de la lengua casi mordida de los dientes no apretados; und den des z: Arrimada la parte anterior de la lengua a los dientes, no tan apegada como para la ç, sino de manera que quede passo para algun aliento o espiritu, que adelgazado o con fuerça salga con alguna manera de zumbido, que es en lo que diffiere de la ç.“ (Diez I[2]. 360).

5. Dass die Aspirata th zu einer einfachen Frikativa wurde, entspricht dem allgemeinen Entwickelungsgeſetz. Dass dieſe Frikativa aber gerade eine Interdentalis ist, beruht auf einer Eigentümlichkeit der betreffenden Idiome. Im Hochdeutschen ist statt derſelben die reine Alveolaris (s) aufgetreten. Interessanter Weiſe nun scheint die Interdentalis ſelbst in jenen Idiomen, welche ſie erzeugt haben, keineswegs fest zu stehen, ſondern die Neigung zu haben, ebenfalls Alveolaris zu werden. Im Englischen z. B. gilt

1) So wird das c vor e und i zuweilen auch geschrieben, um den Unterschied zwischen ihm und dem gutturalen, welches vor a, o, u und Conſonanten gilt, auch für das Auge hervorzuheben.

das th der 3 Sing. Präſ. nur noch in der Poeſie, ſonst steht dafür bereits s, alſo nicht *loveth* ſondern *loves*. Dass in anderen Fällen für jetzt die Aussprache s statt th in England noch als Ziererei oder Ausländerei betrachtet wird, darf dagegen nicht geltend gemacht werden. — Auch im Spanischen wurden die Laute z, c (ç) und s in Schrift und Rede häufig unter einander verwechſelt, z. B. *Zaragoza*, *Çaragoça*, *Saragosa*, und obschon auch hier der reine (alveolare) S-Laut in dieſen Fällen oft als fehlerhaft bezeichnet wird (*cecear*, lispeln), ſo scheint derſelbe doch mehr und mehr, namentlich statt des z, einzudringen und in manchen Grammatiken wird z ohne Weiteres = s (vielleicht auch ſ) geſetzt.

6. Das Englische ist die einzige niederdeutsche Sprache, welche interdentale Laute bildet, im Holländischen und Plattdeutschen finden ſie ſich ſo wenig wie im Hochdeutschen. Auch unter den nordischen Sprachen begegnen ſie nur im Isländischen, wo überdies im vorteilhaften Gegenſatz zum Englischen der weiche Laut vom harten auch graphisch unterschieden wird, nämlich entweder dh und th oder đ und þ; Beispiele *ordh*, *medh*, *hundradh*, *ödhrum*, *thadh*, *thau*, *thvi*. In den ältern Perioden des nordischen und niederdeutschen Idioms ſind die Zeichen th und dh ſehr verbreitet; ob dieſelben aber damals auch schon interdentale Spiranten oder nicht vielmehr Aspiraten bezeichnen ſollten, ist schwer zu entscheiden. Im Gothischen findet ſich nur th (þ), welches indess möglicher Weiſe den weichen Laut mit zu vertreten hatte; auch von ihm ist der phonetische Wert schwer zu bestimmen. In Fremdwörtern lässt Ulfilas es regelmäsig das griechische ϑ vertreten, leider ist der phonetische Wert dieſes letzteren zu jener Zeit auch nicht ſicher festzustellen. Wir unſererſeits ſind der Meinung, dass, ſo gut wie φ damals schon unzweifelhaft eine Spirans geweſen ſein muss (vgl. § 12. 3), ſo auch die Dentalklasse bereits die Aspirata verloren hatte, alſo ϑ nichts anderes als die heutige (neugriechische) Spirans ş geweſen ist, etwas was dann für das gothische þ mit entscheiden würde. Zweifelhafter ist dieſe Frage für das Altſächſische, Angelſächſische, Altnordische.

Das im Altſächſiſchen begegnende Schwanken zwiſchen der Schreibung th, dh, d innerhalb eines und desſelben Wortes, z. B. *werthan, wurdhun, werdan; ertha. erdhu, erdu; othar, odhrun, odrun* ſcheint auf wirkliche, wenn auch ersterbende Aspiration zu deuten. Vgl. Raumer's A. u. L. p. 29.

7. Da die Zunge bei Bildung der Interdentalen den beiden Lippen ſehr nahe kommt, ſo iſt es nicht zu verwundern, dass ſie dieſelben, namentlich die Oberlippe, zuweilen berührt und in Folge deſſen ein Laut entſteht, welcher eine gewiſſe labiale Färbung hat, alſo dem f oder bei der Lenis dem w gleicht, und zuletzt bei manchen Individuen, ja ſelbſt in manchen Landſtrichen, völlig in dieſe Laute übergeht. So ſetzt die engliſche Volksſprache häufig f ſtatt th, wie man aus Dickens entnehmen kann, z. B. *nuffin, nuffing* ſtatt *nothing.* Im Neugriechiſchen iſt dieſe Entartung, wie es ſcheint, noch viel weiter verbreitet; hier ſind Nebenformen wie *Θήβα, Φήβα* (geſprochen *Fiwa*) ſehr gewönlich; vgl. Ross, Wanderungen in Griechenland, I, p. 22, 32. Hiezu halte man jene Beiſpiele ähnlichen Lautwechſels aus dem Altertume: *θήρ*, äol. *φήρ*, lat. *fera; θύρα*, lat. *fores; θυμός*, lat. *fumus; ἐρυθρός*, lat. *rufus.* Das Ruſſiſche endlich hat alle griechiſchen *θ* conſequent in f verwandelt, auch in der Sprache der Gebildeten und ſogar in der Schrift, daher *Feodor* (Theodor), *Marfa* (Martha), *Afanasia* (Athanasia).

§ 14.

Alveolares.

1. Unſer t und d, genauer t^2 und d^2 (bei Brücke t^1 und d^1) bezeichnen das reine deutſche t und d, wie dieſe Laute in Norddeutſchland allgemein geſprochen werden, während in Süddeutſchland häufig das organiſche d wie t klingt; in manchen Gegenden Mitteldeutſchlands aber (Sachſen, Thüringen, Franken) beide zu einem eigentümlichen Mittellaute verſchmelzen; vgl. § 2, 11. Der zu dieſer Klaſſe gehörige Naſal (n^2) iſt unſer gewönliches deutſches n (aus-

genommen, wenn letzteres vor g oder k steht) und wol allen Sprachen gemeinſam.

2. Die zu jenen alveolaren Explofivlauten (t, d) gehörigen Frikativlaute haben wir in unſerer Tabelle mit s und ſ bezeichnet.

a) Demnach ist unſer s der Laut, den man in Deutschland mit sz (ſs), ss, s, z. B. *reiszen* (*reiſsen*), *Meissen*, *das*, in Frankreich mit s, c, ç, z. B. *son*, *celui*, *ça*; in fast allen übrigen europäischen Sprachen aber mit blosem s bezeichnet.[1]

b) Unser ſ dagegen ist der Laut, welcher in den deutschen Wörtern *Sand*, *Segel*, *Wieſe*, *Roſe*, wenigstens bei norddeutscher Aussprache gilt. Seine Schreibung in den europäischen Sprachen ist auffallend schwankend. Ganz conſequent bezeichnen ihn nur die Holländer und ſämmtliche Slavenvölker, nach Schleicher auch die Littauer, nämlich durchaus mit z. Beispiele: holl. *zand* (arena); *zegel* (sigillum), *zeil* (vexillum), *razend* (demens) etc.; poln. *zabić*, *razem*. Die Franzoſen und Engländer schreiben dieſen Laut teils mit z, teils mit s. Beispiele der erstern Art: franz. *hazard*, *zèle*; engl. *gazing*, *zeal*. Beispiele der letzteren Art: franz. *maison*, *raison*; engl. *reason*, *treason*. Die Italiener schreiben ihn stets s, alſo ganz wie die Fortis, unterscheiden aber beide Laute theoretisch als *s gagliardo* (die Fortis) und *s rimesso* (die Lenis); das letztere gilt nur vor Vokalen, alſo nach unſerer Schreibung: *avviſo*, *teſoro*, *paeſe*, *virtuoſo* (einzige Ausnahme *cosi*) und vor tönenden

1) Brücke in seinen „Grundzügen“ (p. 38) giebt an, das in Deutschland normale S ſei nicht das alveolare, ſondern das dorſale (denti-palatale). Auf eine an Herrn Prof. Brücke hierüber brieflich gerichtete Frage war derſelbe ſo gütig mir Folgendes zu erwidern: „Ich glaube jetzt in der Tat, dass auch in Deutschland, wenigstens bei uns hier, das alveolare S häufiger ſei als das dorſale. Ich hatte früher, als ich der gegenteiligen Anſicht war, den Fehler begangen, mir das S zu oft iſolirt oder in bloser Vokalverbindung vormachen zu lassen, während faktisch in der fortlaufenden Rede die vielfache Berührung mit alveolaren Conſonanten der alveolaren Artikulation ein gröseres Gebiet erobert.“ — In der „Phon. Transscr.“ is das deutsche S überall durch das alveolare Zeichen ausgedrückt.

Conſonanten (Lenis und Liquida): *ſguardo*, *ſdegno*, *ſbarcare*, *ſlanciare*, *ſradicare*, *ſnervare*, *ſmunto*, *ſvelto*. Den Spaniern ſoll (wenn man den, in ſolchen Dingen nicht ſehr zuverläſſigen, Grammatiken glauben darf) dieſer Laut gänzlich fehlen; ihr s wäre demnach immer ſcharf und ihr z ein ganz anderer Laut (Interdentalis, das engliſche th). Die Portugieſen haben die franzöſiſch-engliſche Bezeichnungsart.

3. Die wahrhaft quälende Verwirrung, welche in Betreff dieſer Laute, ſo wie der mit ihnen ſo eng zuſammenhängenden ſ und ſ (§ 15) herrſcht, wäre mit einem Schlage gelöst, wenn man ſich entſchliesen wollte, die von uns hier und auch früher ſchon (D. L.) vorgeſchlagene Sonderung der Zeichen s und ſ vorzunehmen, wie dies allerdings zuweilen, z. B. von Michaelis, bereits geſchehen iſt. Das von den meiſten europäiſchen Völkern für den weichen Laut eingeführte z eignet ſich für uns Deutſche darum nicht, weil wir uns zu ſehr daran gewöhnt haben, dabei an den Doppellaut ts zu denken, welchen wir nicht gern mehr in ſeine Beſtandteile zerlegen möchten, ſo dass wir *reitsen*, *hetsen*, *tantsen*, *wits*, *prints* ſchrieben, wie die Holländer, Dänen und Schweden tun. Wir könnten ſogar einen phonetiſchen Grund anführen, welcher uns eine ſolche Zerlegung des z als nicht wünſchenswert erſcheinen lässt. Unſer deutſches z iſt im Anlaut keineswegs im ſtrengen Sinne = t + s, ſondern es iſt = ʻs, vgl. § 20, 4. Und wir können das Zeichen z für den weichen S-Laut ja ſo leicht entbehren, da ein glücklicher Zufall uns gerade bei dem Buchſtaben S zwei Zeichen an die Hand gegeben hat. Was bisher ein bloser Tand war: machen wir es zu einem wertvollen Beſitztum!

4. Es iſt ein groſer Mangel der älteren Grammatik, dass ſie den Unterſchied dieſer beiden Laute, des „*hizzing*“ und „*buzzing*“ S (wie die Engländer denſelben bezeichnen), ſo gut wie gar nicht achtete, ſondern, durch die Schrift verführt, beide als einen und denſelben Laut behandelte. Und doch beſtand jener Unterſchied bereits in den beiden klaſſiſchen Sprachen. Nach Corssen (I. 121) war das lat. s

im Inlaut zwischen zwei Vokalen und nach dem schwachlautenden n gleich unſerem Laute ſ. Ganz ähnlich im Griechischen, wo zwischen Vokalen (μοῦσα) und vor weichen Conſonanten (σβέννυμι, βύσδην, μίσγω) ſicherlich der weiche Laut galt. Vgl. Heyſe, Syst. d. Sprachw. p. 274. Dieſe Erscheinung ist phonetisch ſehr wol erklärlich. Die beiden Vokale, als tönende Laute, haben den zwischen ihnen stehenden Laut durch homogene Assimilation ebenfalls zu einem tönenden (weichen) gemacht. Vgl. § 20, 9—10. Im Neugriechischen werden alle ζ als ſ gesprochen und dieſe Aussprache muss schon ſehr früh, um Christi Zeit, gegolten haben; vgl. Mullach, Neugriech. Gramm. Obschon nun die Neugriechen alſo für den Laut ſ ein eigenes Zeichen beſitzen, ſo wenden ſie dies doch keineswegs conſequent für denſelben an; ſie schreiben nicht μοῦζα, κόζμος, obschon ſie ſo sprechen, ſondern lassen die altgriechische Schreibung bestehen, etwas was wohl Niemanden befremden wird, da die neugriechische Schreibung auch ſonst ſich sklavisch an die altgriechische anschliest, ſo dass ſie z. B. den Laut i nunmehr durch fünf verschiedene Zeichen geben muss. Die Herrlichkeit des vergangenen Zustandes gegenüber dem Verfall der Gegenwart darf freilich hier als Entschuldigung, ja als ein Recht zu ſolchem Verhalten gelten.

5. Ganz das nämliche Verhältnis wie im Lateinischen und Griechischen scheint in Betreff der beiden Zischlaute s und ſ auch im Gothischen stattgefunden zu haben, indem hier auslautendes *s*, wenn es durch Flexion oder Wortbildung in den Inlaut zu stehen kommt, ſehr häufig zu *z* wird, z. B. *þus*, *þuzei*; *jus*, *juzci*; *us*, *uzuh*; *hatis*, *hatiza*; *ans*, *anza*; etc. Es ist kaum noch einem Zweifel unterworfen, dass dieſes *z* eben den Laut ſ unſers Systems darstellen ſollte und die Wahl dieſes Zeichens nach dem Vorbild des griechischen ζ geschehen ist, welches, wie bereits bemerkt, zu Ulfilas' Zeit schon längst jenen Lautwert beſas. Damit stimmt denn auch trefflich der zuweilen eintretende Wechſel der Buchstaben *s* und *z* (*saislêp*, *saizlêp*), der fast gänzliche Mangel des Buchstabens *z* im Auslaut, endlich der Umstand,

dass *z* ſich ausschlieslich vor Vokalen und tönenden Lauten findet, ganz wie es der phonetische Charakter des Lautes ſ erheischt. Grimm freilich (D. G. I², p. 65) hält das gothische *z* für zuſammengeſetzt aus *d* + *s* (*ſ*) und knüpft eine Menge von verworrenen Vorstellungen daran („Umlaut des *s*“ etc.), in welche von Seiten der Phonetik einen Lichtstral bringen zu wollen, vergebliche Mühe wäre (vgl. unter 6). Dagegen fassen die Altenburger Herausgeber des Ulfilas das Verhältnis bereits mit einer für jene Zeit (1843) überraschenden Klarheit und Sicherheit auf; ein Verhalten, welches ſie auch an anderen Stellen der Lautlehre betätigt haben und weshalb ſie mehrfach ein misbilligendes Stirnrunzeln, auch wol manche ſeltſame Zurechtweiſung von Seiten der strengen „Schule“ ernteten.[1] — Bemerkenswert ist übrigens, dass das auslautende *s* in den oben angegebenen Fällen die Umwandelung in *z* nicht immer erleidet; es heist *raus*, *rausa*; *hus*, *husa*; *svês*, *svêsa*; etc., nicht *rauza*, *huza*, *svêza*; dazu vgl. Verbalformen wie *visan*, *vêsum*, etc., wo nach phonetischer Wahrscheinlichkeit ebenfalls der weiche Zischlaut zu erwarten wäre. Sollte dies nur als eine Unge-

1) So z. B. wegen des gothischen Zeichens ⊙, dessen wahrscheinlichen Lautwert ſie mit w bestimmten und demgemäs bezeichneten. In Folge dessen äusert sich Vilmar folgendermasen: „Es ist ein starker Fehler, wenn im Druck das gothische Zeichen ⊙ durch w, eine Spirantenverdoppelung (statt hv, eine Spirantenverbindung) ausgedrückt wird.“ Man bemerke die in dieſem Urteile enthaltene Verwirrung der Begriffe: 1) Weil ⊙ etymologisch meist an der Stelle steht, wo Sanskr. Lat. Griech. einen Guttural (*k*) + einer labialen Spirans (*v*, *w*) bietet, darum ſoll auch der phonetische Wert des ⊙ durchaus *h* (Lautverschiebung des *k*) + *v* (was Vilmar damit für einen Laut meint, bleibt unklar) geweſen ſein, alſo Verwechſelung des phonetischen mit dem etymologischen Standpunkte. 2) Das *w* ſieht Vilmar als eine Spirantenverdoppelung an, und zwar darum, weil das Zeichen *w* aus der Verschlingung von *vv* oder *uu* erwachſen ist; alſo Verwechſelung des phonetischen Standpunktes mit dem graphischen. 3) Die völlige Unklarheit darüber, was ein Spirant eigentlich ist und weshalb auch das *h* dazu gehört, von welchem man nicht erfährt, ob es der spiritus asper oder der Laut *χ* ſein ſoll, den h im Gothischen wahrscheinlich bezeichnet.

nauigkeit der Schreibung gelten dürfen? Dazu ſind dieſe Fälle doch zu häufig und der Buchstabe *s* in ihnen zu constant. Es scheint, dass im Gothischen der harte Laut auch zwischen Vokalen wirklich vorkam.

6. Wie stand es in Betreff dieſer Laute im Alt- und Mittelhochdeutschen? Die Schrift, ſich auch hier an die lateinische Schreibung anlehnend, giebt darüber keinen Aufschluss und ſomit würde man auch bei J. Grimm vergeblich in irgend einem ſeiner Werke eine Aufklärung oder auch nur eine bestimmte Erwähnung dieſer Verhältnisse ſuchen, ja man darf zweifeln, ob er überhaupt ein klares Bewusstſein von dem Vorhandenſein jenes Lautpaares hatte. Die wenigen Stellen, in welchen er auf die Aussprache des S eingeht, (D. G. I^3. 64. 166), ſind schwankend, kurz und dunkel. Das eine S wird darin ein „zuſammengeſetzter, trüber, krauſer“ Laut genannt, das andere dagegen ein „einfacher, heller, spitzer“; aber ob unter dem Zisch-, bezüglich dem Sauſe-Laute das gemeint ist, woran wir dabei denken: dies ſelbst ist höchst zweifelhaft. Ich will auf den Umstand, dass die betreffenden Bestimmungen zu der Natur jener Laute durchaus nicht passen, gar nicht einmal Gewicht legen, ſondern ich stütze mich auf die hundertfältig erprobte Art und Weiſe, wie Grimm überhaupt Lautfragen zu behandeln pflegt. Seine Vorausſetzungen ſind ſelbst da, wo er den phonetischen Standpunkt einmal ausnahmsweiſe zu betreten scheint, von durchaus anderer Natur; er kennt in Wahrheit den lebendigen Laut gar nicht, ſondern nur die todten Zeichen, die Buchstaben, und ſein Bestreben auf dieſem Gebiet hat niemals ein anderes Ziel als dieſelben mit andern todten Zeichen früherer oder späterer Perioden zu vergleichen. Es ist, als ob Jemand emſig Ziffern ordnete, aber die ihnen zu Grunde liegenden Werte, die Zahlen, nicht kennte und darum auch kein Reſultat anzugeben vermag. Wer dies einmal durchschaut hat, der wird schon im Voraus wissen, dass hier bei der Frage von hartem und weichem S, wo die Schrift den Forscher im Stich lässt, bei Grimm kein Rat

zu holen ist, und dass, wenn hie und da eine Stelle dagegen zu sprechen scheint, dieſelbe bei näherer Betrachtung ebenfalls ganz gewiss auf eine historisch-etymologische Buchstabengleichung hinauslaufen wird. In der Tat ist es auch mit den obigen Aeuserungen ſo; es handelt ſich (p. 64) um das gothische und (p. 166) um das ahd. S, und Grimm's Annahme zweier Laute bei dieſem Zeichen stützt ſich eigentlich nur auf jene Tatſache, dass im Gothischen auslautendes s, wenn es in den Inlaut tritt, häufig zu z wird. Was dieſes letztere jedoch bedeute, ist ihm unklar, und ſo reihen ſich ihm daran hier und im Ahd. die wunderlichsten Folgerungen und Combinationen, welche zum Teil mit der vorliegenden Frage ganz und gar nichts zu tun haben. Dabei ist ihm die Wahrheit fortwährend unter den Händen; er erwähnt ſogar die englische Scheidung zwischen „*hissing*“ und „*buzzing*“ S, aber da er damit keinen bestimmten phonetischen Begriff verbindet, ſo entschlüpft ſie ihm fortwährend und verschwindet endlich. An der Stelle, wo man vor Allem berechtigt war, eine Aufklärung über den Laut des S zu ſuchen, bei der Besprechung der nhd. Conſonanten, wo der lebendige Laut ſelbst zu beobachten war, da findet ſich über die fragliche Scheidung — auch nicht ein Wort! Und doch ist gerade dieſe heutige Aussprache auch für jene älteren Perioden das einzige Mittel über den Laut oder die Laute des Buchstabens S einigen Aufschluss ſich zu verschaffen. Wir glauben, dass derſelbe damals im Weſentlichen ſo gesprochen wurde, wie noch heute in Oberdeutschland geschieht und das überwiegende Vorkommen des harten Lautes in dieſen Gegenden macht es einigermasen erklärlich, dass die Schreibung an dieſer Stelle ſo unvollkommen blieb.

7. Hinſichtlich dieſer jetzt üblichen Aussprache des Buchstabens S in Deutschland ſei Folgendes bemerkt: Anlautend wird derſelbe vor Vokalen in ganz Norddeutschland als ſ gesprochen, alſo *ſand*, *ſilber*, *ſonne*, *ſôn* (filius), *ſauer*, *ſêr* (valde). *ſicher*, *ſuchen*; ebenſo in Holland, nur dass hier der Laut auch graphisch fixirt wurde: *zand*, *zil-*

ver, *zon*, *zoon*, *zuur*, *zeer*, *zeker*, *zoeken*. In ganz Süddeutschland dagegen gilt s, alſo wie bei den Engländern und den romaniſchen Völkern, ſo daſs die obigen Beiſpiele: *sand*, *silber*, *sonne* etc.[1] lauten. Von Conſonanten kommen hinter S jetzt nur noch p, t, k vor, und vor dieſen als tonloſen Lauten wird auch der Ziſchlaut tonlos (hart) geſprochen, alſo *spalt*, *sprung*, *stein*, *streuen*, *skalp*, *sklave*. Hätten wir die Verbindung mit *b*, *d*, *g*, dann ergäbe ſich ſicherlich *ſb*, *ſd*, *ſg*, wie im Italieniſchen, vgl. oben unter 2; ebenſo im Engliſchen, vgl. *sdain*, geſprochen *ſdên*. In einem groſen Teile Deutſchlands geht übrigens in den Verbindungen *sp*, *st*, *sk* die Alveolaris in den Cacuminallaut ṣ (nach deutſcher Schreibung: *sch*) über, alſo *schprung*, *schtein*, *schkalp*. Daſſelbe iſt mit den im Mhd. noch vorkommenden Verbindungen *sl*, *sn*, *sm*, *sw* geſchehen; in dieſen Fällen iſt die Schrift der Ausſprache gefolgt, alſo mhd. *slâfen*, *snîden*, *smaehen*, *swimmen*; nhd. *schlâfen*, *schneiden* etc. Was den Inlaut betrifft, ſo gilt hier vor Vokalen in Norddeutſchland durchweg der milde Laut (ſ), alſo *Roſe*, *leiſe*, *Hälſe*, *Gänſe*, *Ferſe*; der übrigens hinter r dialektiſch gern in ſ ausweicht, alſo *Ferſe*, *Hirſe*; in Süddeutſchland gilt vielfach auch hier der harte Laut, doch vermag ich dabei keine landſchaftliche Grenze anzugeben; in manchen Teilen Mitteldeutſchlands tritt ein ſchwankender Laut ein; vgl. § 2, 11. Vor Conſonanten (p, t) wird inlautend im ganzen Norden und auch im Südoſten reines s geſprochen, alſo *Last*, *Feſt*, *iſt*, *Koſt*, *Bruſt*, *Haſpel*,

1) Kempelen, der in Wien lebte, hatte von der weiten Verbreitung des Lautes ſ in Deutſchland ſo wenig Kenntnis, daſs er ſich darüber (Mech. d. menſchl. Spr. p. 339) folgendermaſen ausſpricht: „Manche glauben der Sprache einen beſonderen Nachdruck zu geben, daſs ſie faſt alle S in franz. Z verwandeln. Ich habe einige der geſchickteſten Schauſpieler auf der Bühne ſagen gehört: „*Zo tief zind zie gezunken?*“ — Jene Schauſpieler werden dies wol nicht aus Ziererei getan haben, ſondern ſie waren entweder wirklich Norddeutſche oder hatten ſich die norddeutſche Weiſe in dieſem Punkte bereits angeeignet (wie auch heute viele Süddeutſche tun), weil ſie die natürlichere (vgl. 4) und darum bequemere iſt.

Wispel, Knospe, auch wenn ein Conſonant vorhergeht: *hôlst, Kunst* etc. Im Südosten dagegen ſpricht man (die Gebildeten allerdings von Jahr zu Jahr weniger) hier den Laut s, alſo *Laṣt, Feṣt, iṣt* etc., oder nach deutscher Schreibung: *Lascht, Fescht, ischt* etc. Im Auslaut endlich, gleichviel ob Vokal oder Conſonant vorhergeht, gilt in ganz Deutschland, wie ja auch bei andern Lauten, ſo hier ebenfalls nur die Fortis (s), wobei ſich indess mundartlich statt s mitunter ṣ einschleicht, z. B. *Vers*, mundartlich *Verṣ* (in deutscher Schreibung: *Versch*), Plur. *Verſe* (vgl. oben); in *Hirsch* (statt *Hirs*, ahd. *hirz*) ist dieſe Eigentümlichkeit ſogar hochdeutsch und schriftmäsig geworden. Ausführlicheres hierüber ist mitgeteilt D. L. p. 289 ff.

8. Auffallend ist es, dass auch in neuester Zeit und bei Sprachgelehrten, welche in der Lauttheorie den Grimm'schen Standpunkt längst überwunden haben, gerade in dieſem Falle, bei der Scheidung des harten und weichen S, unzweifelhafte Irrtümer ſich finden. So behauptet Schleicher, ein in Lautfragen ſo bewährter Forscher, in ſeiner „Litauischen Grammatik“ (1856) p. 22: der Laut des litt. ſlaw. franz. z oder, wie er erklärend hinzufügt, des medialen S, ſei dem Deutschen fremd; und in einem spätern Werke: „Deutsche Grammatik“ (1860), p. 140 wiederholt er dieſe Behauptung mit der Hinzufügung: „derſelbe ist für die meisten Deutschen ſogar schwierig zu bilden“ (d. h. ſie beſitzen ihn nicht und, wenn ſie ihn hören, vermögen ſie ihn nur schwer nachzusprechen!). Auch ein Phyſiologe, Merkel, Verfasser eines grosen Werkes „Anatomie und Phyſiologie des menschlichen Stimm- und Sprachorgans“ (1857), kennt das weiche (tönende) S nicht; vgl. a. a. O. p. 868. Es lässt ſich dergleichen nur dadurch erklären, dass beide Männer, aus Mitteldeutschland stammend, durch jene Eigentümlichkeit dieſes Landstrichs, wonach harte und weiche Laute in einen einzigen zusammenfliesen, getäuscht worden ſind. Aber doch ſind ſie bei den andern Lautpaaren dieſes Unterschiedes ſich vollständig bewusst, namentlich Schleicher; worin lag gerade beim S die Schwierigkeit? Mir erscheint der

Unterschied zwischen deutschem s und f durchaus nicht weniger auffallend als der zwischen f und w, χ und j.

9. Es ist aber wirklich, als walte bei diesem Lautpaare ein ganz besonderes Misgeschick, denn auch in Betreff der nordischen Sprachen weichen hier die Angaben der Grammatiker, falls sie dies Verhältnis überhaupt erwähnen, wesentlich von einander ab. Rapp („Geschichte des Buchstabens S“ in der Deutschen Vierteljahrschrift, 1856, Heft 4, S. 143 ff.) giebt an, es fehlen diesen Völkern die milden Zischlaute gänzlich. Damit stimmt überein Lytt („Schwedische Grammatik,“ p. 6.): „s lautet immer scharf wie deutsches sz; z. B. *se* (videre), *sitta* (sedere), *sol* (sol), *susa* (stridere) etc.“ Dagegen Sjöborg („Schwedische Grammatik,“ p. 11): „Das s lautet in den meisten Fällen wie das hochdeutsche, also in *söt* (dulcis), *mysa* (subridere) gelinde wie in *sanft*, *Rose;* dagegen in *mos* (puls), *lös* (expers) scharf wie in *los*, *hasz;* ferner gelinde in *slaf* (servus), *små* (parvus), *snö* (nix), scharf in *häst* (equus), *visma* (marcescere)“ etc. Ich bin geneigt die Angaben Sjöborg's für richtig zu halten, denn sie stimmen mit dem phonetischen Prinzip der Assimilation überein; auch lassen sich dergleichen genaue Bestimmungen, zumal von einem Nationalschweden, nicht wohl als Irrtum des Gehörs abweisen, während andererseits die Allgemeinheit der ersteren Angaben viel eher die Annahme eines Uebersehens zulässt.

10. Bemerkenswert ist die Geneigtheit der alveolaren harten Spirans zur Verbindung mit den harten Mutis. Die Lautverbindungen sp, st, sk und ps, ts, ks sind im Allgemeinen — die einzelnen Sprachen bieten darin manches Abweichende — sehr häufig, und insbesondere denen der labialen und gutturalen Spirans an Verbreitung weit überlegen. In den Verbindungen nun, worin die Spirans den zweiten Faktor bildet (ps, ts, ks), zeigt sich dabei ein phonetisches Uebergewicht derselben, so dass der erste Faktor eine Reduction erleidet und die Verbindung dadurch eine ungemein innige wird. Dies war vermutlich Ursache, dass

dieſe Lautverbindungen von manchen Völkern durch einfache Zeichen ausgedrückt wurden. ſo ps, ks bei den Griechen durch ψ, ξ; ts bei den Deutschen durch z. bei den Polen und Böhmen durch c. Das altgriechische ζ war allerdings nicht ts, ſondern dſ und auch dies nur etwa bis zur Zeit Christi, später wurde es zu blosem ſ: ganz irrig ist die hie und da zu findende Annahme. es ſei ſd geweſen. es war dies lediglich eine dorische Metatheſe, wie in dieſem Dialekt auch σπ, σκ umgestellt wurden. z. B. σπέλλιον, σκένος, σκίφος für ψέλλιον, ξένος, ξίφος, daher auch σδιγόν für ζυγόν etc. In ganz Griechenland war dieſer Dorismus bekannt und lächerlich. und er fiel um ſo mehr auf. als die Lautverbindung σδ ſonst fast gar nicht vorkam. In einigen Fällen fand ſie ſich indess doch. und dies bewirkte. dass man dieſelben irrtümlich ebenfalls für Dorismen hielt und vermeiden zu müssen glaubte. alſo statt Ἀθήνασδε, Θήβασδε, βίσδην lieber Ἀθήναζε, Θήβαζε, βίζην ſetzte; gerade ſo wie ungebildete Norddeutsche statt *Treppe*. *Lippe* glauben *Trepfe*, *Lipfe* sprechen zu müssen. weil ſie dies für hochdeutscher halten. Vgl. Schleicher. Zur vergl. Sprachengeschichte, p. 42 ff. — Das italienische z ist teils ts (*nazione*, *condizione*), teils und häufiger dſ. namentlich da. wo es lateinischem d entspricht: z. B. *mezzo* (medius), *razzo* (radius). Die griechischen Laute ψ und ξ waren immer hart, wie ausdrücklich von den Alten bezeugt wird. entstanden ſind ſie allerdings nicht blos aus πσ. κσ, ſondern ebenſo häufig aus βσ, φσ und γσ, χσ; wie ja auch beim ζ der Lautwert (dſ) durchaus nicht immer der etymologischen Entstehung entspricht, da es bekanntlich vielfach aus δj (ἕζομαι) und γj (κράζω) erwachſen ist. Auch das lateinische und deutsche x ist durchweg hart, dagegen das französische, wenn es vor einem Vokale steht (*exemple*), weich, alſo gſ. Man ſieht, die weiche Spirans schickte ſich zuweilen an, in die Fusstapfen ihrer Schwester zu treten, es blieb jedoch bei vereinzelten Fällen. — Man pflegt jene einfachen Zeichen und die durch ſie vertretenen Laute: Doppelconſonanten, conſonantische Diphthonge, zuſammenge-

ſetzte Laute zu nennen. Dies ist vom phonetischen Standpunkte nicht zu billigen, es ſind lediglich Lautverbindungen, oder da auch dies Wort misverstanden werden kann: es handelt ſich bei ihnen lediglich um eine Lautfolge, d. h. ein Aufeinanderfolgen zweier Laute, deren Schreibung aber durch ein einfaches Zeichen geschieht. Ein zuſammengeſetzter Laut dagegen im phonetischen Sinne ist ein ſolcher, bei welchem die Lautorgane zwei Laute zu gleicher Zeit hervorbringen, wie dies z. B. beim arabischen *Cha* und *Ghain* der Fall ist.

---

§ 15.

Cacuminales (Cerebrales).

1. In den indischen Sprachen giebt es eine Klasse von Lauten, welche allgemeiner Angabe zufolge ſo gebildet werden, dass die Zungenspitze nach oben bis hinter den Alveolarrand zurückgelegt wird, ſo dass ſie den Palatalpunkt erreicht und hier die Exploſion, bezüglich Frikation erzeugt. Man nennt ſie *mûrd'anya*, von *mûrd'an* (caput, cacumen), alſo eigentlich und zwar ſehr passend Gaumendachlaute (vgl. M. Müller und Lepſius); der Ausdruck *Cerebrales* beruht nur auf einer falschen Ueberſetzung der englischen Grammatiker. Früher nannte man ſie *Linguales;* aber abgeſehen davon, dass die Zunge fast bei allen Lauten ins Spiel kommt, wird dieſer Name von manchen Grammatikern auch schon für gewisse ſemitische Laute, jene „Literae emphaticae," gebraucht, welche inſofern denſelben mit einer Art Recht tragen, als bei ihnen die Zunge ganz beſonders angestrengt wird, etwas was bei den hier in Rede stehenden Cerebralen oder Cacuminalen keineswegs der Fall ist. Bopp bedient ſich zur Bezeichnung derſelben eines unter die gewönlichen Dentalen (Alveolaren) zu ſetzenden Punktes, alſo ṭ, ḍ; nur den dazu gehörigen Spiranten, dessen Laut der unſeres deutschen sch ſein ſoll, hat er auffallender Weiſe nicht durch

ṣ, ſondern durch ŝ ausgedrückt.[1] Da wir zu dieſer Unterbrechung der gemeinſamen Bezeichnung durchaus keinen Grund haben, überdies die Unterpunktirung dieſer Lautklasse bereits allgemein angenommen ist, ſo wenden wir dieſelbe gleichförmig, alſo auch für Bopp's ŝ an.

2. Das ṣ unſers Alphabets bezeichnet alſo den bekannten Laut, welcher im Deutſchen mit sch, im Engliſchen mit sh, im Franzöſiſchen mit ch, im Polniſchen mit sz (unkonſequent, die Analogie des weichen Lautes, welchen die Polen ż schreiben, erforderte hier ŝ), im Böhmiſchen mit š, im Ruſſiſchen, Altſlawiſchen, Sanskrit und in den ſemitiſchen Sprachen mit einem beſondern Zeichen geſchrieben wird und welcher meiner Meinung nach phonetisch einfach ist, obschon er historisch öfters aus zwei Lauten hervorging und ihn daher die westlichen Völker durch zuſammengeſetzte Zeichen ausdrücken. Beweis für ſeine Einfachheit in dem Sinne, dass er nicht aus einer Aufeinanderfolge von Lauten besteht, wie Viele glauben, ſind allein schon die beiden Tatſachen: 1) dass man ihn continuiren kann: ssss...., etwas was keine Lautfolge zulässt; 2) dass man ihn nicht rückwärts sprechen kann, etwas was jede Lautfolge zulassen muss. Auch reicht schon eine geringe Aufmerkſamkeit hin, um zu lehren, dass, während man ṣ spricht, die Zunge in der nämlichen Lage verharrt. Ob man demſelben nicht in einem andern Sinne als dem hier dargelegten die Einfachheit absprechen müsse, darüber wird ſpäter (unter 5 und 6) gehandelt werden. — Die Schreibung dieſes Lautes ist übrigens auserordentlich mannigfaltig, die oben angeführten Zeichen, obschon die wichtigsten, erschöpfen die Sache noch bei Weitem nicht.

---

1) Vermutlich war für die Wahl dieſes Zeichens der Umstand entscheidend, dass man das deutsche sch als eine Aspirata betrachtete. Das auf dieſe Weiſe frei gewordene Zeichen s benutzte Bopp ſpäter, um im Send und auch in andern Sprachen den Laut unſers ſ auszudrücken, natürlich als ganz willkürliches Zeichen, da dieſer letztere Laut zu den Cacuminalen (Cerebralen) gar nicht gehört.

ſetzte Laute zu nennen. Dies ist vom phonetischen Standpunkte nicht zu billigen, es ſind lediglich Lautverbindungen, oder da auch dies Wort misverstanden werden kann: es handelt ſich bei ihnen lediglich um eine Lautfolge, d. h. ein Aufeinanderfolgen zweier Laute, deren Schreibung aber durch ein einfaches Zeichen geschieht. Ein zuſammengeſetzter Laut dagegen im phonetischen Sinne ist ein ſolcher, bei welchem die Lautorgane zwei Laute zu gleicher Zeit hervorbringen, wie dies z. B. beim arabischen *Cha* und *Ghain* der Fall ist.

---

§ 15.

Cacuminales (Cerebrales).

1. In den indischen Sprachen giebt es eine Klasse von Lauten, welche allgemeiner Angabe zufolge ſo gebildet werden, dass die Zungenspitze nach oben bis hinter den Alveolarrand zurückgelegt wird, ſo dass ſie den Palatalpunkt erreicht und hier die Exploſion, bezüglich Frikation erzeugt. Man nennt ſie *mûrdʼanya*, von *mûrdʼan* (caput, cacumen), alſo eigentlich und zwar ſehr passend Gaumendachlaute (vgl. M. Müller und Lepſius); der Ausdruck *Cerebrales* beruht nur auf einer falschen Ueberſetzung der englischen Grammatiker. Früher nannte man ſie *Linguales;* aber abgeſehen davon, dass die Zunge fast bei allen Lauten ins Spiel kommt, wird dieſer Name von manchen Grammatikern auch schon für gewisse ſemitische Laute, jene „Literae emphaticae," gebraucht, welche inſofern denſelben mit einer Art Recht tragen, als bei ihnen die Zunge ganz beſonders angestrengt wird, etwas was bei den hier in Rede stehenden Cerebralen oder Cacuminalen keineswegs der Fall ist. Bopp bedient ſich zur Bezeichnung derſelben eines unter die gewönlichen Dentalen (Alveolaren) zu ſetzenden Punktes, alſo ṭ, ḍ; nur den dazu gehörigen Spiranten, dessen Laut der unſeres deutschen sch ſein ſoll, hat er auffallender Weiſe nicht durch

ṣ, ſondern durch ś ausgedrückt.[1] Da wir zu dieſer Unterbrechung der gemeinſamen Bezeichnung durchaus keinen Grund haben, überdies die Unterpunktirung dieſer Lautklasse bereits allgemein angenommen ist, ſo wenden wir dieſelbe gleichförmig, alſo auch für Bopp's ś an.

2. Das ṣ unſers Alphabets bezeichnet alſo den bekannten Laut, welcher im Deutſchen mit sch, im Engliſchen mit sh, im Franzöſiſchen mit ch, im Polniſchen mit sz (unkonſequent, die Analogie des weichen Lautes, welchen die Polen ż schreiben, erforderte hier ṡ), im Böhmiſchen mit š, im Ruſſiſchen, Altſlawiſchen, Sanskrit und in den ſemitiſchen Sprachen mit einem beſondern Zeichen geschrieben wird und welcher meiner Meinung nach phonetisch einfach ist, obschon er historisch öfters aus zwei Lauten hervorging und ihn daher die westlichen Völker durch zuſammengeſetzte Zeichen ausdrücken. Beweis für ſeine Einfachheit in dem Sinne, dass er nicht aus einer Aufeinanderfolge von Lauten besteht, wie Viele glauben, ſind allein schon die beiden Tatſachen: 1) dass man ihn continuiren kann: ssss...., etwas was keine Lautfolge zulässt; 2) dass man ihn nicht rückwärts sprechen kann, etwas was jede Lautfolge zulassen muss. Auch reicht schon eine geringe Aufmerkſamkeit hin, um zu lehren, dass, während man ṣ spricht, die Zunge in der nämlichen Lage verharrt. Ob man demſelben nicht in einem andern Sinne als dem hier dargelegten die Einfachheit absprechen müsse, darüber wird später (unter 5 und 6) gehandelt werden. — Die Schreibung dieſes Lautes ist übrigens auserordentlich mannigfaltig, die oben angeführten Zeichen, obschon die wichtigsten, erschöpfen die Sache noch bei Weitem nicht.

---

1) Vermutlich war für die Wahl dieſes Zeichens der Umstand entscheidend, dass man das deutsche sch als eine Aspirata betrachtete. Das auf dieſe Weiſe frei gewordene Zeichen s benutzte Bopp später, um im Send und auch in andern Sprachen den Laut unſers ſ auszudrücken, natürlich als ganz willkürliches Zeichen, da dieſer letztere Laut zu den Cacuminalen (Cerebralen) gar nicht gehört.

So z. B. findet er ſich im Englischen, abgeſehen von der normalen Schreibung sh, auch an Stellen, wo die Buchstaben ch, ce, ci, s, ss, sci, ti stehen, vgl. *bench* (zwar eigentlich = phon. *bentṣ*, aber in der Regel nur *benṣ* gesprochen), *ocean, precious, pleasure, passion, conscience, patience;* es ſind dies etymologische Schreibungen, welche einen früheren Stand der Laute ausdrücken und nun gleichſam versteinert daliegen. Ganz ähnlich im Schwedischen, wo der Laut ṣ erst in den letzten Jahrhunderten entstand und deshalb gar nicht einmal ein beſonderes Zeichen mehr erlangen konnte, welches ihn im abſoluten Zustande darstellt, wie es doch die Engländer in ihrem sh beſitzen. Er findet ſich hier in der Regel nur vor hellen Vokalen (i, y, e, ö, ä) und vertritt die Lautfolgen sk, sj, stj, skj; z. B. *skilja* (sejungere), *skyt* (tutela), *ske* (fieri), *skön* (pulcher), *skämt* (jocus), *sjelf* (ipse), *stjerna* (stella), *skjuta* (jaculari), gesprochen: *ṣilja, ṣyt, ṣe, ṣön, ṣämt, ṣelf, ṣerna, ṣuta;* manchmal auch vor dunkeln Vokalen, z. B. *marskalk, menniska* (homo), gesprochen *marṣalk, mennisa*, in eingebürgerten Fremdwörtern folgen die Schweden der deutschen Schreibung, z. B. *kalesch, marsch.* Die Holländer haben dieſen Laut in ihrer Sprache gar nicht, ihr sch ist = sχ, in eingebürgerten Fremdwörtern geben ſie ihn nach englischer Sitte durch sh. Die Italiener schreiben ihn sc (vor e und i) oder sci (vor a, o, u), alſo *ruscello, scimia* (phon. *ruṣello, ṣimia*), aber *coscia, sciolto, asciulto* (phon. *koṣa, ṣolto, aṣulto*). Die Spanier haben dieſen Laut nicht, in eingebürgerten Fremdwörtern schreiben ſie ihn nach franzöſischer Sitte ch (obschon dies Zeichen bei ihnen eigentlich tṣ bedeutet), z. B. *Chomberga* (Schomberg). Die Portugieſen geben ihn teils wie die Franzoſen durch ch (*chamar*), teils durch x, z. B. *calexe* (franz. *calèche*). Im Walachischen ist er ſehr häufig und wird bei der hier ſo schwankenden Orthographie entweder durch ṣ oder ș (ſo von Diez) geschrieben. Die Magyaren geben ihn durch s, z. B. ihre Stadt *Pest* wird gesprochen *Peṣt*, wäre alſo nach deutscher Orthographie *Pescht* zu schreiben.

3. Ganz ebenſo einfach wie die Fortis s̩ ist nach unſerer Auffassung die dazu gehörige Lenis, von uns mit ſ̣ bezeichnet, poln. ż, böhm. ž, russ. altslaw. mit eigenem Zeichen (Ж), franz. j (vor allen Vokalen) oder g (nur vor e und i). Dem Hochdeutschen fehlt dieſer Laut, doch findet er ſich dialektisch und ist überhaupt für die deutsche Zunge leicht zu bilden, nur ganz Ungebildete sprechen dafür s̩, z. B. *Schenie* (*genie*), *schaluh* (*jaloux*); auch findet er ſich mundartlich gar nicht ſelten. Die Engländer haben dieſen Laut nur in romanischen Wörtern, z. B. *mansion*, *pretension* (phon. *menſn*, *pretenſn*), die Italiener nur in der Lautverbindung dſ̣, vgl. § 24. 1. Portugieſen und Provençalen schreiben ihn wie die Franzoſen j oder g (dies letztere nur vor e und i); in der walachischen Sprache häufig und Diez schreibt ihn hier ż. Bei den Magyaren zs. Die Bezeichnung der Grammatiker und Dialektforscher ist ſehr verschieden. Weinhold (D. D. p. 81), welcher den harten Laut (unſer s̩) durch ſch giebt, schreibt den hier in Rede stehenden weichen mit ſch'. Bei Andern fanden wir den Gegenſatz ausgedrückt durch sh — s̩h, sh — zh; vermutlich weil auch hier der Gedanke an eine Aspirata im Hintergrunde lag. Interessant ist die Verlegenheit, in welcher die mhd. Handschriften ſich dieſem Laute gegenüber befinden, wenn er ihnen in Fremdwörtern begegnet. Da liest man *schent* (franz. *gent*), *schoie* und *zhoie* (*joie*), *salvaesche* (*salvage*), *loschieren* (*loger*), *sarjant* (*sergeant*), *tjost* (*joste*), *tjustieren* (*jouster*) etc.

4. Alle die wunderlichen Meinungen anzuführen und zu widerlegen, welche über die beiden zuletzt besprochenen Laute, beſonders das s̩ als den bekannteren, zu finden ſind, ist kaum möglich und in der Tat heut zu Tage auch nicht mehr nötig. Die Einen ſahen darin einen Diphthongen, weil es etymologisch gewönlich aus sk hervorgegangen ist, Andere gar einen Triphthongen, wegen der deutschen Schreibung sch. Ja, ſelbst Heyſe noch ſetzt Syst. d. Sprachw. p. 269 unſer s̩ = s + χ und das ſ̣ = ſ + j, widerruft dies jedoch im Weſentlichen p. 275, indem er hiebei „mehr

eine Annäherung als Mischung“ annnimmt. Wir unſrerſeits läugnen jegliche Berechtigung eines Additions-Zeichens bei den Lauten ṣ und ſ; es ſind eben blos Zwischenlaute zwischen s, ſ einerſeits und χ, j, genauer χ′, j′ andererſeits. Auf einer Verwechselung des graphischen und phonetischen Prinzips beruht endlich auch die ſelbst jetzt noch ganz gewönliche, ſelbst in Sprachwerken höchsten Ranges ſich findende Annahme, der Laut ṣ ſei eine Aspirata. Es wird nicht immer klar, ob Die, welche ihn ſo nennen, mit dieſem letzteren Worte wirklich einen bestimmten Begriff verbinden, denn die Verwirrung ist hier gros (vgl. § 21), ſo viel jedoch steht fest, dass der Laut ṣ mit einer Aspirata im phonetischen Sinne, d. h. einer Lautverbindung von Muta + Spiritus asper gar nichts gemein hat, als den rein äuserlichen Umstand, dass Engländer, Franzoſen und Deutsche bei ſeiner Schreibung ein h mitverwenden. Wem dieſer Umstand genügt, um jenen Ausdruck festzuhalten, mit dem können wir nicht weiter rechten. Wir wenden uns lieber noch einmal zu der Frage über die Einfachheit dieſes Lautes zurück, von deren Entscheidung zugleich die über die entsprechende Natur ſeines Genossen ſ abhängt.

5. Der einzige beachtungswerte Einwand, welcher gegen die Einfachheit dieſer Laute erhoben worden ist, stammt von Brücke. Dabei ist nun aber vor Allem zu bemerken, dass dieſer Forscher den Begriff eines zuſammengeſetzten Lautes anders fasst, als derſelbe gewönlich genommen wird. Er versteht darunter einen ſolchen, bei dem die Mundteile gleichzeitig für zwei verschiedene Conſonanten eingerichtet ſind. Bei dem ṣ nun ſoll die Stellung der Organe zugleich wie beim s und beim χ ſein. B. fährt dann fort: „Ich weis, dass alle neuern Schriftsteller, welche von der Phyſiologie der Sprache handeln, das sch für einen einfachen Laut halten, aber ihre Angaben über dasselbe finde ich nirgends vollständig und genau. Nach der gewönlichen Nomenclatur, welche x und z zuſammengeſetzte Conſonanten nennt, ist sch allerdings einfach; aber x und z ſind keine zuſammengeſetzte, ſon-

dern lediglich zwei aufeinanderfolgende Conſonanten, die der Bequemlichkeit halber mit einem Zeichen geſchrieben werden, und ich hielt es nicht für rätlich, mich an eine Nomenclatur zu binden, die ſich an einen Brauch knüpft, der Nutzen für Copiſten und Setzer, aber keinen für die Lautlehre hat. Zieht man es jedoch vor, den Namen *Compoſitae* für dieſe Lautzeichen beizubehalten, ſo mag man meine zuſammengeſetzten gemiſchte oder Concretae, oder wie man ſonſt will, nennen; als *Conſonantes simplices* aber darf man ſie nicht bezeichnen, weil ſie von dieſen weſentlich verſchieden ſind. Für die Anſicht, dass sch ein einfacher Laut ſei, kann zwar geltend gemacht werden, dass man in ihm weder ein reines s noch ein reines χ hört, und dass, wenn Einer ein s und ein Anderer ein χ ſpricht, daraus noch kein sch wird. Dies ist aber in Rückſicht auf die Definition, welche ich von zuſammengeſetzten Conſonanten gegeben habe, nicht nötig, ſondern dieſe verlangt nur, dass bei ihrer Bildung die Anordnung der Mundteile gleichzeitig verſchiedenen Conſonanten entſprechen ſoll, und dies ist beim sch allerdings der Fall. Man bringe nur zuerst ein χ hervor und beuge dann, ohne irgend etwas anderes zu verändern, den vorderen Teil der Zunge ſo weit nach aufwärts, dass er ſich zum s ſtellt, ſo wird in demſelben Augenblicke das χ in sch verwandelt werden. Um ſich noch ſicherer von der Stellung der Mundteile zu überzeugen, lege man ſich eine Bleikugel auf die Zunge und bringe sch continuirlich hervor. So lange man den Kopf gerade hält, wird die Kugel, wenn ſie nicht zu gros ist, frei auf der Zunge liegen; wenn man den Kopf ſtark vorn überneigt, ſo rollt ſie gegen ein Hindernis, die Enge für das s, und wenn man den Kopf ſtark hinunter (nach hinten) beugt, ſo rollt ſie ebenfalls gegen ein Hindernis, die Enge für das χ."

6. Hierauf erlaube ich mir zu erwidern: Was zunächſt das Aeuſerliche (die Nomenclatur) betrifft, ſo unterſchreibe ich Alles, was Brücke über den Begriff eines zuſammengeſetzten Lautes ſagt, vollſtändig und ich würde keinen Augenblick Bedenken tragen, unſer ș als einen ſolchen zuſammen-

geſetzten oder gemischten Laut zu betrachten, ſobald ich mich nur überzeugen könnte, dass bei ihm die Organe wirklich die Lage von s und χ zu gleicher Zeit inne hätten. Wie ungern ich nun Herrn Prof. Brücke auf einem Felde widerſpreche, auf welchem er ſo ſehr Meister ist, ſo kann ich doch um der Sache ſelbst willen nicht umhin, meine der ſeinigen entgegengeſetzte Wahrnehmung wenigstens darzulegen. Alle Prüfungen der Sache führten mich immer wieder zu dem Ergebnis, dass hier nicht eine Gleichzeitigkeit oder Verbindung zweier Stellungen, ſondern im Weſentlichen die blose Cacuminalstellung der Zunge obwaltet. Meine Gründe ſind folgende:

a) Man continuire ssss.... und unmittelbar darauf ohne eine Pauſe eintreten zu lassen s̈s̈s̈s̈...., ſo findet man, dass die Zungenspitze beim Uebergange in den letzteren Laut etwas zurücktritt. Oder umgekehrt: man continuire s̈s̈s̈s̈.... und unmittelbar darauf ssss...., ſo wird die Zungenspitze vorwärts rücken. Ueber beide Tatſachen ist eine Täuschung nicht wohl möglich; ich habe die Erscheinung nicht blos an mir ſelbst, ſondern auch an Andern erprobt, desgleichen haben noch Andere ihrerſeits ſie bestätigt, z. B. auch R. v. Raumer's gewichtige Stimme (Gesammelte sprachw. Schr. p. 373). Zugegeben alſo, dass s̈ ein zuſammengeſetzter Laut ſei, ſo wäre wenigstens in ihm nicht alveolares s enthalten. Und doch meint Brücke eben nur dieſes, denn er weist in der Stelle, wo vom alveolaren s die Rede ist (Grundz. p. 38) auf den hier in Rede stehenden Zischlaut (unſer s̈) im Voraus hin und bezeichnet ihn dann durch [$s^1 \chi^2$]; die Alveolaren haben bei ihm den Index 1.

b) Continuire ich das velare χ, alſo χχχχ.... und unmittelbar darauf ohne eine Pauſe eintreten zu lassen s̈s̈s̈s̈...., ſo fühle ich, dass beim Uebergange in den letzteren Laut die leiſe Berührung der Zunge mit dem Gaumen, welche das χ hervorbrachte, ſich löst. Umgekehrt: continuire ich erst s̈ und dann χ, ſo fühle ich deutlich, dass beim letzten Laute nicht blos die vordere Berührung ſich

löst, ſondern hinten noch eine andere eintritt, welche vorher nicht vorhanden war. Dies könnte aber doch nicht stattfinden, wenn im ṣ wirkliches χ vorhanden wäre.

c) Besteht der Laut ṣ wirklich aus s — χ (das Zeichen + natürlich immer im Sinne Brücke's gemeint), ſo müssten denn doch beide Laute darin gehört werden: mir erscheint aber das Reibungsgeräusch des ṣ als ein von beiden andern Lauten durchaus verschiedenes und zugleich in ſich einfaches. — Umgekehrt dagegen: befolge ich Herrn Prof. Brücke's Weiſung (Grundz. p. 64) bei der Bildung des Lautes ṣ, nämlich: spreche ich χ und beuge dann, ohne irgend etwas anderes zu verändern, den vordern Teil der Zunge ſo weit nach aufwärts, dass er ſich zum s stellt, ſo erhalte ich meinerſeits durchaus nicht den Laut ṣ, ſondern einen diesmal auch für mein Ohr wirklich zuſammengeſetzten Laut, der etwas mühſam herauskommt und ganz deutlich χ + s hören lässt; vom ṣ aber ist derſelbe weſentlich verschieden.

d) Wenn ich die Zunge in die cacuminale Stellung bringe und die Frikation eintreten lasse, ſo erhalte ich meinerſeits eben nur ṣ, d. h. einen Laut, welchen Jeder, der ihn hört, für ein ṣ erklärt, obschon ich nicht läugnen will, dass beim gewönlichen deutschen ṣ, wie ich es ſonst spreche, die Zungenspitze ein wenig mehr nach vorn liegt (aber doch nicht ſo weit wie beim s). Ob dies bei dem indischen ṣ eben ſo war oder ob dies rein cacuminal gesprochen wurde, bezüglich gesprochen wird, weis ich nicht. Im letzteren Falle würde das indische ṣ eben nur eine kleine Abweichung von dem deutschen bieten, wie ſie auch bei andern Lauten vielfach, ſelbst unter ganz nahe stehenden Perſonen vorkommt, ohne dass man deshalb die Identität der betreffenden Laute läugnet. Mit andern Worten: das deutsche ṣ hat ſich, weil wir ſonst keine Cacuminalen beſitzen, den Alveolaren etwas genähert, ohne doch darum ſeine eigentliche Natur aufzugeben. Auserdem scheint mir, dass beim deutschen sch und ebenſo bei dem dazu gehörigen weichen Laute (franz. j) auch ſeitlich etwas Luft abfliest und vielleicht ist der letztere Umstand gerade das, was dieſen Lauten ihre

eigentümliche Färbung verleiht. Auch Brücke übrigens erwähnt dieſer Erscheinung, allerdings erst in einer spätern Schrift (Phon. Transscr. p. 28) und wie es scheint, ohne derſelben einen Einfluss auf die von ihm in den Grundzügen aufgestellte Theorie dieſer Zischlaute einzuräumen.

Den von Herrn Prof. Brücke empfohlenen Verſuch mit der Kugel habe ich angestellt; er hat mich aber nicht überführt. Die Enge, welche die Kugel am Hinuntergleiten in den Schlund hinderte, war allerdings da, aber meiner Ueberzeugung nach bildete ſich dieſelbe immer erst dann, wenn die Kugel hinabgleiten wollte. Der Reiz, welchen dieſe letztere auf die hinteren Mundteile ausübte, war ſo stark und das Hinabgleiten ſelbst ſo widrig, dass die Organe (Gaumenſegel und Zunge) ſich jedesmal unwillkürlich verengten, um die Kugel aufzuhalten. — Hienach kann ich nicht anders als einstweilen noch die ältere Meinung von der Einfachheit der Laute ṣ und ſ̣ festhalten. Dieſelben ſind, meiner Auffassung nach, um es hier zum Schluss noch einmal in aller Kürze hinzustellen, im Weſentlichen = cacuminalem s, bezüglich ſ; gewisse Abweichungen von der völligen Strenge der letztgenannten Lautbildung ſind teils zu unbedeutend und schwankend, als dass ſie graphisch zu fixiren wären, teils beruhen ſie gar nicht mehr auf einer Verschiedenheit der Artikulationsstelle, ſondern auf einem eigentümlichen, ſonst fehlenden Moment der Lautbildung, welches einstweilen keiner graphischen Fixirung bedarf.

---

§ 16.

Denti-Palatales oder Dorſales.

1. Die Bildung der hier in Rede stehenden Laute geschieht ſo, dass man mit dem vorderen, convex gemachten Teile des Zungenrückens den vorderen Teil des Gaumens berührt, während die Zungenspitze nach vorwärts gebogen und gegen die unteren Schneidezähne gestemmt ist. Dieſe Zungenlage scheint für Deutsche ungemein schwer; es fehlen nicht

nur ſämmtliche auf dieſe Weiſe gebildeten Laute der deutſchen Sprache gänzlich, ſondern auch ihre Nachahmung macht jedem Deutſchen grose Mühe und gelingt in rechter Weiſe Vielen ſogar niemals. Die Mutae dieſer Klasse finden ſich meines Wissens nur in den slawischen Sprachen, werden im Russischen durch d, t mit einem folgenden Jer bezeichnet und heisen deshalb jerirte Laute, auch wol, beſonders in der polnischen Grammatik, gequetschte Laute.

2. Das ś und ſ' unſers Alphabets bedeuten die Laute, welche im Polnischen ś und ź geschrieben werden, z. B. in *pierś* (pectus), *wieś* (vicus), *świt* (diluculum), *raźno* (commode), *źródło* (fons), *gałąź* (ramus), *paź* (puer). So wenigstens vor Conſonanten und im Auslaut. Vor Vokalen dagegen schreibt man *si*, *zi*, z. B. *się* (sibi, se), *mosiądz* (aurichalcum), *zioła* (herba), *ziemia* (terra), nicht *ść*, *mośądz*, *źoła*, *źemia*, obschon dies phonetisch ganz dieſelbe Wirkung hätte. Recht deutlich tritt dieſer Unterschied der Beziehung in der Flexion hervor, z. B. *struś* (struthio), Gen. *strusia* (nicht *struśa*); *paź* (puer), Gen. *pazia* (nicht *paźa*). Ist aber der dem ś, ź folgende Vokal gar ein i, ſo hat dieſes ſelber erweichende Kraft, alſo *prosi* (rogat), *zima* (hiems) phonetisch = *prośi*, *źima*. Es könnte hienach scheinen, dass die Polen gar nicht im Stande wären, phonetisch si, ſi durch ihre Orthographie auszudrücken, da ja, wie wir eben geſehen, ihr *si*, *zi* etwas ganz Anderes, nämlich śi, ſ'i bedeutet. Sie helfen ſich indess dadurch, dass ſie in jenem Falle statt i ein y ſetzen, aſo *sy*, *zy*. — Auch im Litauischen finden ſich dieſe Laute, fehlen aber gänzlich den germanischen und romanischen Sprachen. Dieſer Mangel ist denn auch die Urſache, dass jene Laute den franzöſischen, englischen und ſelbst den deutschen Sprachforschern zum grösten Teil völlig unbekannt bleiben, d. h. ſie kennen gar wol die Zeichen ś und ź und deren etymologische Geltung, wissen aber nicht, was ſie bedeuten, ja es giebt Deutsche, welche des Polnischen vollkommen kundig zu ſein behaupten, ſogar darin unterrichten, und doch dieſe

Laute nicht nur nicht aussprechen können (dies würde weniger schaden), sondern auch von ihrer Natur nichts wissen und von ihnen halbwahre oder geradezu falsche Angaben machen. Aehnliches geschieht in Schriften; so wird z. B. auf der trefflichen und mit Recht weit verbreiteten „Völker- und Sprachenkarte von Oesterreich“ von Kiepert das polnische ź durch böhmisches ž, magyarisches zs und deutsches weiches sh (franz. j ist gemeint!) erklärt, also mit ż verwechselt.

3. Ich glaube hier nochmals ausdrücklich anführen zu müssen, dass die Laute des polnischen ś und ź mir im Deutschen, auch nur dialektisch, niemals begegnet sind; namentlich war es mir interessant, dieselben sogar in denjenigen Gegenden Schlesiens nicht zu finden, welche dem slawischen Gebiet dicht anliegen und zum Teil bereits von slawischen Gängen durchkreuzt werden, während doch andere slawische Laute, z. B. das polnische ł, hier bereits vielfach gehört werden, z. B. im Militscher Kreise, wo die Landleute häufig *Geł̇d*, *Miłch* sprechen. Ja viele Polen selbst sprechen jene Laute nicht richtig aus, z. B. in Oberschlesien die sogenannten Wasserpolen; welche dafür ganz wie es ein Deutscher tun würde, s̱ und ſ̱ hören lassen. Erst im innern Polen, besonders um Warschau, erlangen sie ihre volle Reinheit und gelten dort als ein Schibolet zwischen Polen und Deutschen, da die letzteren auch nach jahrelangem Aufenthalte sie in der Regel noch immer sehr schlecht hervorbringen. Um so befremdlicher war es mir, bei Rapp („Geschichte des Buchstabens S“) die Aeuserung zu finden, man könne den Laut ś — nur dieser nämlich kann dem Zusammenhange nach gemeint sein — in Schwaben alle Tage hören, nämlich dann, wenn die Volkssprache ihr śch anfängt in hochdeutsch s zu erheben, z. B. *ischt* in *ist*, wo dann häufig ein Mittelglied *iśt* gehört werde. Ich wage darüber nicht zu entscheiden; mein Aufenthalt in Schwaben war viel zu kurz, um darauf Gewicht zu legen, dass mir selbst jene Erscheinung niemals begegnet ist. Aber auch an hier in Schlesien weilenden Würtembergern habe ich nichts davon bemerkt. Wenn sie einen Mittellaut zwischen *ischt* und

ist hören liesen, so war dieser darum noch lange kein ś, sondern er entstand dadurch, dass die Zungenspitze etwas weiter nach vorn lag als beim sch, aber noch nicht ganz an der Stelle des s. Dadurch entsteht noch kein ś; es muss bei diesem vielmehr der mittlere Teil der Zunge gehoben werden.

4. Der zu dieser Klasse gehörige Nasal ist der Laut des franz. ital. gn (*Champagne, Bologna*), poln. ń, vor Vokalen ni, z. B. *koń* (equus), Gen. *konia*. Die Spanier geben ihn durch ñ (n con tilde), früher auch durch Gemination (*Espanna, España*); die Portugiesen schreiben nh (*Saldanha*), die Provençalen schwanken zwischen nn und nh, die Catalonier setzen ny (*banya*). Den Deutschen ist der Gebrauch dieses Lautes, weil er auch in romanischen Sprachen vorkommt, praktisch viel näher gelegt als der der übrigen bisher besprochenen Denti-Palatalen (t', d', ś, ſ'); gleichwol vermochten sie nicht seiner völlig Herr zu werden; selbst Gebildete setzen dafür gewönlich nj, Ungebildete wohl gar nχ, namentlich im Auslaut, z. B. *Champagne* wird von den Meisten gesprochen *ṣampanj, ṣampanχ;* beides ist falsch.

5. Der zu dieser Klasse gehörige L-Laut ist das franz. ll (*famille, merveille*), ital. gli (*famiglia, maraviglia*), span. ll (*batalla, maravilla*) und hier auch im Anlaut: *llave* (clavis), *llaga* (plaga), *llama* (flamma), port. lh (*batalha*), anlautend nur in *lhama* (ein Stoff), *lhano, lhe* (Pron.); die Provençalen schwanken auch hier, wie beim n, zwischen ll und lh. Nach Brücke, der sich hiebei auf Miklosich stützt, wäre auch der Laut des polnischen (ungestrichenen) l mit dem hier besprochenen romanischen Laute identisch. Die Deutschen begehen hier ganz denselben Fehler wie beim Nasal, sie sprechen lj, lχ. — Hinsichtlich der französischen Aussprache sowol des gn als des ll ist übrigens zu bemerken, dass man vielfach die Zunge nicht ganz bis zum Gaumen hebt, sondern sie ihm nur nähert, so dass beide Laute sich immer mehr in ein bloses phonetisches j (franz. y) auflösen, also *agneau, fouillé* klingt so ziemlich wie *ayeau, fouyé.*

6. Die eben beschriebenen Laute unſers ń und l′ führen bekanntlich in der franzöſischen Grammatik den Namen mouillirte und dieſe Bezeichnung hat ſich für dieſe beiden auch in der allgemeinen Grammatik bereits ſo eingebürgert, dass man ſie nicht mehr füglich daraus entfernen kann. Es ist aber alsdann nötig, dass dieſer Name auch auf die übrigen Denti-Palatalen ausgedehnt werde, welche phyſiologisch dieſen beiden durchaus gleichstehen. Ebenſo, wenn man aus der russischen (slawischen) Grammatik die Bezeichnung jerirte Laute in die allgemeine Grammatik einführen will, ſo muss derſelbe conſequenter Weiſe durchaus auf alle Denti-Palatalen angewendet werden. Man gewöhne ſich alſo an Ausdrücke wie: „Das russische Jer zeigt an, dass der davor stehende Conſonant mouillirt werden ſoll," oder: „Das franzöſische ll, gn ist nichts als jerirtes l, n."

7. In Betreff der hier in Rede stehenden Lautklasse weicht unſere Auffassung wiederum von der Brücke'schen weſentlich ab und schliest ſich an die von Kempelen und einiger Andern. Herr Prof. Brücke betrachtet nämlich die mouillirten (jerirten) Laute der romanischen und slawischen Grammatik nicht wie wir als identisch mit den Denti-Palatalen oder nach ſeiner Terminologie: mit den Dorſalen, ſondern er ſetzt jene im Allgemeinen = Dentalis + j, wobei diesmal das Zeichen + nicht Gleichzeitigkeit, ſondern Aufeinanderfolge ausdrückt (Grundz. p. 71. 72); auserdem wird bemerkt, dass die Dentalis allerdings in der Regel eine Dorſalis ſei, weil bei dieſer die Zunge nur eine äuserst geringe Bewegung zu machen braucht, um aus der Stellung des betreffenden Dentals in die des j überzugehen; am schwersten dagegen eignen ſich die Cacuminalen zur Mouillirung (p. 73. 74). Das zur Mouillirung dienende j ſei immer das palatale; je weiter man das Jot nach vorn schiebt, um ſo eleganter wird der mouillirte Laut (p. 73). Ist übrigens der zu mouillirende Laut eine Fortis („ein tonloſer Verschlusslaut"), ſo tritt nach dem Geſetz homogener Assimilation statt des palatalen j gewönlich das palatale χ ein (p. 74).

8. Für dieſe Auffassung wird als Hauptbeweis aufgestellt, dass man die mouillirten Laute nicht continuiren könne. Wolle man z. B. in *campagne* eine ſolche Continuirung verſuchen, ſo höre man immer nur entweder *campannnn*.... oder *campajjjj*.... Vgl. Grundz. p. 71 ff. und gegen Kudelka p. 17 f. Ich möchte jedoch zunächst daran erinnern, dass jener von Herrn Prof. Brücke befragte Pole (Piotrowski) in dieſe Theorie ſofort dadurch eine Lücke brachte, dass er einen, nach aller phyſiologischen und grammatischen Analogie zu den mouillirten gehörigen Laut, nämlich das polnische ś (und natürlich auch das ź), ſehr gut zu continuiren vermochte. In Folge dessen erklärt nun Brücke (p. 65) das ś für zuſammengeſetzt im Sinne des ṣ; dieſes letztere ist ihm alveolares s verbunden mit χ^2, das ś dagegen dorſales s verbunden mit χ^1. Ich meinerſeits glaube ſo wenig an die Zuſammenſetzung des ś als des ṣ und habe, weil ich beim ś mich auf meine Erfahrung allein nicht verlassen mochte, ebenfalls mehrfach Polen zu Rate gezogen; ſie stimmten alle darin überein, dass aus s, wenn es mit χ (auch noch ſo weit nach vorn gelegenem) zuſammengesprochen werde, doch nimmermehr ein ś entstehe. — Und wie, wenn das, was Herr Piotrowski vom ś nachwies, nicht blos von dieſem, ſondern von allen mouillirten Continuis (denn von dieſen kann doch überhaupt nur die Rede ſein) gälte? mit andern Worten: wenn es Perſonen gäbe, die auch l′, ń zu continuiren vermöchten? Natürlich nicht nach der bereits in Entartung begriffenen franzöſiſchen Aussprache, wonach freilich nur ein *jjjj*.... herauskommen könnte, ſondern nach der streng ſystematischen, wie ſie Brücke bei ſeinen Dorſal-Lauten vorausſetzt. Und da kann ich denn die Verſicherung geben, dass mir allerdings mehr als einmal Gelegenheit wurde, das ń (z. B. im polnischen *koń*) continuirt zu hören und zwar ſo, dass ich an eine Täuschung des Ohrs nicht zu glauben vermochte; es war der continuirte Laut ſicherlich kein n und kein j, auch kein [n+j], ſondern eben jenes dünne, dem deutschen Ohr ſo fremdklingende, ich möchte ſagen: jenes mit

i getränkte n, welches hier unausgeſetzt zu vernehmen war. Was aber vom ń gilt, wird wol auch vom l′ gelten. Herr Prof. Kudelka behauptet ausdrücklich, alle mouillirten Dauerlaute continuiren zu können.

---

§ 17.

Palatales, Velares, Faucales.

1. Das k, g, χ oder bei Bezeichnung durch Indices das k^2, g^2, χ^2 unſers Alphabets entſpricht dem deutschen k, g, ch neben dunkeln Vokalen (a, o, u), alſo z. B. in *Kamm, Gast, ach; wacker, Tage, lachen;* und wir nennen dieſelben Velar-Laute. — Dass im Deutschen für den einfachen Laut χ ein zuſammengeſetztes Zeichen gebraucht wird, ist, wie ſpäter gezeigt werden wird, historisch ſehr wol erklärlich, nichts desto weniger aber zu beklagen. Die Polen und Böhmen haben ſich von den Deutschen dieſes leidige *ch* aufdrängen lassen; im Russischen und Altslawischen schreibt man den Laut mit dem Zeichen χ und wir wünschten mit Lepſius, dass dieſes auch von Volney (L'alphabet Européen appliqué aux langues Asiatiques. 1818), Joh. Müller (Handb. d. Phyſiologie. 1837. Band II. p. 237. 238), Rapp (Phyſiologie der Sprache, p. 65), Bunſen (Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. Bd. I) u. A. benutzte Zeichen durchdränge, statt des von Michaelis vorgeschlagenen umgekehrten c (ɔ), obschon dieſes letztere ſich dadurch empfielt, dass es in allen Officinen gleich vorrätig wäre.

2. Das j^2 unſeres Alphabets dagegen findet ſich in Deutschland nur dialektisch, z. B. in dem Worte *ſagen*, wie es von einem echten Berliner, überhaupt von einem Niederdeutschen gesprochen wird; es ist der Laut, welchen Merkel nicht eben glücklich als *G mollis* bezeichnet, er verhält ſich zu ch in *ach* wie unſer gewönliches deutsches j zu dem ch in *ich;* Raumer (A. u. L. p. 17) giebt ihn (im Jahre 1837) durch hh, ſein jj dagegen ist unſer χ^1. Genau unſerm j^2 entspricht das neugriechische γ vor den Vokalen α, ο, ω, das plattdeutsche und im Weſentlichen auch das

Holländische g. Dieſes letztere wird nämlich nicht mit tönender oder flüsternder, ſondern mit halboffener Stimmritze gesprochen, wodurch es eine Annäherung an das χ erlangt; es verhält sich zu dieſem letzteren wie holländisches v zu f; nach einer (brieflichen) Mitteilung Brücke's wird beim holländischen g auch zuweilen noch uvulares r gehört. Die Ratloſigkeit der holl. plattd. neugr. Spezialgrammatiken bei Beschreibung dieſes Lautes ist gros; die Einen nennen ihn „ungefähr dem deutschen g gleich, nur weicher," Andere sprechen von „ſehr mildem ch," noch Andere von g „mit einem gelinden Hauche," und Aehnliches.

3. Rückt man die eben beschriebenen Velarlaute weiter nach vorn, an eine Stelle, welche zwischen dem Velar- und Cacuminalpunkte liegt, ſo entstehen die Palatalen, welche wir mit k^1, g^1, χ^1, j^1 oder k′, g′, χ′, j′ bezeichnen. Schon im Deutschen ſind ſie annähernd vorhanden, da die Gutturalen vor und hinter den hellen Vokalen eine ganz andere Aussprache haben als ſonst; man vergleiche *Kamm, Kind; Hacke, Wicke; ach, ich;* nur das j ist in der deutschen Gemeinsprache wie es scheint immer palatal, das *g* bewegt ſich in engeren Grenzen als k und ch, d. h. es wird niemals weder ſo velar wie jenes, noch ſo palatal wie dieſes. Stehen k, g, ch zwischen dunkeln und hellen Vokalen, ſo entscheidet, für uns Deutsche wenigstens, der vorhergehende, alſo *Sache, Loche, Buche* werden mit velarem; *Recha, στίχος, λείχω* mit palatalem Laut gesprochen; vgl. dagegen im folgenden Abschnitt das neugr. *γίγας*! Recht auffallend wird der Gegenſatz beider Lautarten empfunden, wenn in einzelnen Fällen der palatale Laut ausnahmsweiſe einmal auch hinter dunkle Vokale tritt, wie dies in den Deminutiven geschieht. Das χ in *Aachen, rauchen, Kuchen* (placenta) ist ein ganz anderes als das in *Mamachen, Frauchen, Kuhchen* (vaccula), nämlich jenes velar, dieſes palatal, wobei man deutlich spürt, wie im letzteren Falle die Zunge nach dem Vokale, beſonders nach dem a, ſich vorwärts bewegt, während ſie im ersteren Falle am hintern Gaumen bleibt. — Wirkliche Velarlaute hinter hellen Vokalen zu sprechen,

vermögen Norddeutsche nur nach langer Uebung; wol aber tun es regelmäsig die Schweizer (man denke an ihr *ich, Milch!*), deren Idiom dadurch sofort eine eigentümliche Färbung erhält.

4. Im Neugriechischen hat das γ, wie bereits erwähnt, vor dunklen Vokalen den Laut j^2, vor hellen den Laut j^1; folgt auf das γ noch ein Consonant (der Fall γγ gehört natürlich nicht hierher), so entscheidet immer erst der Vokal, ob dasselbe velar oder palatal sein soll. Beispiele: γάμος = *j^2amos* (Hochzeit), γέλως = *j^1elos* (Lachen), γεῦμα = *jeuma* (Mittagessen), γίγας = *j^1ij^2as* (Riese), γλύφω = *j^1liffo* (ich schnitze), γράφω = *j^2raffo* (ich schreibe). In allen mir bekannten neugriechischen Grammatiken sind diese Verhältnisse entweder gar nicht erwähnt oder äuserst verworren dargestellt, hauptsächlich wie es scheint darum, weil den Verfassern der Unterschied zwischen velaren und palatalen Lauten unbekannt oder unklar war.

5. Der gutturale Nasal ist der Laut des deutschen n vor g und k; und er nimmt an der Scheidung zwischen velarer und palataler Bildung Teil. Im ersteren Falle steht er hinter dunkeln Vokalen, z. B. *Anker, Wange, Onkel, Ronge, Trunk, Schwunge;* im letztern Falle hinter hellen Vokalen, z. B. *Enkel, Enge, Winkel, Dinge.* Dieser letzterwähnte palatale Nasal ist also nicht etwa gleich dem denti-palatalen (dorsalen) n, wie bei Bopp, Lepsius und vielen Andern angegeben wird, welche hiebei durch die indische Grammatik irre geführt wurden. — Die Existenz des gutturalen Nasals (gleichviel ob velaren oder palatalen) ist übrigens den Meisten unbekannt, weil sie sich hier wie so oft von der Schrift täuschen lassen; wie viel Deutsche haben denn eine Ahnung davon, dass das n in *Anker, Wange* ein ganz anderer Laut ist als das n in *Kante, Bande?* Auch die Römer schrieben diesen Laut mit n, doch erkannten wenigstens die Grammatiker die Wechselnatur des betreffenden Buchstabens (*n verum et adulterinum*); die Griechen geben ihn bekanntlich durch γ (ἄγκυρα, ἄγγελος), die Inder allein durch ein eigenes Zeichen. Bopp schrieb diesen Laut

früher ṅ; später, in der 2. Ausgabe der Vergl. Gramm., wo er das Zeichen ṅ für Anusvâra (d. h. die Naſalirung der Vokale) verwendet, giebt er ihn durch ñ. Wir unſererſeits müssen, unſerem Prinzip gemäs zunächst im griechischen Alphabete Aushilfe zu ſuchen, ihn durch γ ausdrücken.

6. Sehr scharf tritt der Unterschied zwischen Velaren und Palatalen im Slawischen auf, wo namentlich das k in den Verbindungen *ke, ki* etwas eigentümlich Dünnes hat, ſo dass dort die Bezeichnung „gequetschter Laut" entstehen konnte. Die deutschen Palatalen stehen zwischen dieſen und den Velaren in der Mitte. Was die ſanskritischen Palatalen betrifft, deren Laute jetzt bekanntlich = ts̩, dſ̣ geſetzt werden, ſo stimmen wir vollkommen mit Raumer und Schleicher überein, dass dieſe Aussprache unmöglich die ursprüngliche geweſen ſein kann, ſondern auf Assibilation (bei Schleicher „Zetacismus" genannt) beruht, eine Entartung, welche fast in allen Sprachen eine bedeutende Rolle spielt. Ursprünglich waren gewiss auch die Palatalen des Sanskrit einfache Laute, entweder völlig identisch mit unſern, bezüglich den slawischen Palatalen, oder doch denſelben ſehr nahe. Das palatale n (Bopp's ṅ) dürfte alſo ursprünglich wol auch nur unſer γ^1 geweſen ſein und erst später den Laut des mouillirten n (franz. *gn*, span. *ñ*) erhalten haben. Ganz die nämliche Assibilation wie die ſanskr. Palatalen zeigt der arabische Laut *Dschim,* welcher jetzt = dſ̣ ist, ursprünglich aber, wie alte Transscriptionen beweiſen, nichts weiter als ein G war, welcher Laut nunmehr dem Arabischen fehlt; damit stimmt auch ſein Name (*Dschim* aus *Gim*, hebr. *Gimel*, ſyr. *Gomal*) und ſeine Stelle im Alphabet, auch wird er in Aegypten heute noch ſo gesprochen. Es scheint jedoch, dass nur das palatale *Gim* dieſe Assibilation erlitt, das velare rückte noch weiter zurück und gestaltete ſich allmälig zu *Ghain* (vgl. unten), welcher letztere Laut denjenigen ſemitischen Sprachen fehlt, die den Laut g bewahrt haben. Im Italienischen hat das palatale (d. h. vor e und i stehende) g genau dieſelbe Aenderung erlitten, d. h. ist zu dſ̣ geworden; vgl. § 24.

7. Es findet ſich aber auch noch hinter dem Punkte, an welchem die deutschen Velar-Laute gebildet werden, eine Artikulationsstelle und wir nennen dieſelbe die faukale, weil ſie bereits im Schlunde liegt; die vermittelst derſelben entstehenden Laute alſo Faucales. Der zu dieſen gehörige harte Verschlusslaut, unſer ḳ, ist das *Kaf* der Araber und Perſer, der weiche Verschlusslaut, unſer g, ist demnach leicht zu bilden. Der harte Reibungslaut, unſer χ, ist in dem *Cha* der Araber enthalten, indem dadei nur noch das Zäpfchen zu vibriren, d. h. gutturales (uvulares) r gebildet zu werden braucht; der weiche Reibungslaut, unſer j, ist im arabischen *Ghain* enthalten, indem dabei wiederum uvulares r, jedoch tönend, gebildet werden muss. Bei den Perſern ist ſogar *Cha* geradezu = χ und *Ghain* geradezu = j, und dies ist der Grund, weshalb das letztere von Abendländern, freilich ſehr unvollkommen, zuweilen durch g umschrieben wird, z. B. in dem Worte *Bagdad;* während andererſeits der bei den Arabern mit jenen Gutturalen verbundene Zitterlaut es erklärlich macht, weshalb dieſelben oft, namentlich von den Franzoſen, denen alle gutturalen Spiranten schwer fallen, geradezu durch r umschrieben werden, z. B. in dem Worte *razzia,* welches im Arabischen keineswegs mit *Ra,* ſondern mit *Ghain* anlautet.

---

§ 18.

Einige Beſonderheiten in der Aussprache und Bezeichnung der Gutturalen.

1. Nachdem nunmehr die Sonderung der Gutturales in die drei Gruppen der Palatales, Velares und Faucales genügend festgestellt ist, blicken wir nochmals auf das betreffende Artikulationsgebiet im Allgemeinen zurück, um einige Bemerkungen nachzutragen, welche ſich auf die Aussprache und Bezeichnung namentlich der Palatales und Velares im Deutschen und in den romanischen Sprachen beziehen. Eine Sonderung der zwei eben genannten Artikulationsstellen ist

dabei nicht nötig, die betreffenden Tatſachen durchkreuzen ſich aufs mannigfachste.

2. Hier ist nun zunächst die Verschiedenheit in der Aussprache zu erwähnen, welcher das g im Deutschen, mehr als irgend ein anderer Buchstabe, ausgeſetzt ist. An- und inlautend nämlich spricht man dasselbe in einem grosen Teile Norddeutschlands wie j und zwar vor hellen Vokalen (e, i) als palatales, vor dunkeln (a, o, u) als velares. In Schleſien wird es fast durchweg rein gesprochen, nur in einzelnen Fällen hört man j, z. B. *Jeneral, Jicht, Könije, wenije;* vor dunkeln Vokalen kenne ich anlautend kein Beispiel von dieſer Entstellung des *g*, inlautend nur das einzige *Bräutijam*, wobei das j übrigens nicht velar, ſondern ebenfalls palatal gesprochen wird. Im übrigen Mitteldeutschland, namentlich in Sachſen, Thüringen, am Niederrhein gilt vielfach, obschon nicht durchgängig, die Aussprache χ, am entschiedensten zwischen hellen Vokalen, ſo dass man *Reigen* (chorea), *Teigen* (mulsis), *zeigen* (demonstrare) von *reichen* (praebere), *Teichen* (stagnis), *Zeichen* (signum) lautlich nicht zu scheiden vermag, ja ſelbst im ABC und in der Muſik wird der betreffende Buchstabe nicht *ge*, ſondern *χe* genannt. In Franken, Hessen, Nassau, Frankfurt schwankt die Aussprache zwischen g und χ, z. B. *χegeben, χegangen, Auχuste, reχieren.* In Oberdeutschland endlich herrscht durchweg der reine Laut g. Was das auslautende g betrifft, ſo wird dasselbe im Allgemeinen als k, in Norddeutschland als χ gesprochen, alſo im letzteren Falle *Taχ, truχ, zoχ, Weχ, gütiχ, Balχ, Werχ*, durch Flexion in den Inlaut tretend wird es zu j, alſo *Tajes, trujen, Wejes, Berjes* etc. die beiden ersten mit velarem, die beiden letzten mit palatalem j. Schleſien spricht wie der Süden: *Tak, truk, zok, Wek, Balk, Berk*, nur hinter i wie der Norden: *Könix, wenix, gütix, ewix*, inlautend *Könije* etc.

3. Wie ſollen ſich unter den obwaltenden Verhältnissen dieſes Lautes die Dichter verhalten? Bürger in ſeinem Hübnerus redivivus verteidigt Reime wie *weich: Zweig, zeigt: reicht, borgt: horcht, durch: Burg, Tag: sprach,*

Pflug: Buch, und dergleichen begegnen auch gar nicht ſelten in den Schriften nord- und mitteldeutſcher Dichter, z. B. in den bekannten Schlussworten zu Goethe's Faust II. Teil:

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis,
Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis."

In Frankfurt a. M. ist die Aussprache *Ereiχnis* noch keineswegs unerhört und möglich ist's, dass Goethe dieſelbe teilte. Aber auch ein anderer Fall ist denkbar. Vielleicht diktirte Goethe *Erreiχnis* (von *erreichen*) und der (ſächſiſche) Schreiber, dieſes neugebildete Wort nicht verstehend, glaubte darin das wolbekannte und ihm völlig gleichklingende *Ereignis* zu hören. Der Sinn der Stelle verträgt beide Auffassungen. — Im Allgemeinen jedoch darf die ſüddeutsche Aussprache als die für Poeſie masgebende betrachtet werden und heut zu Tage gelten Reime wie die oben angeführten als unreine.

4. Eigentümlich verhält es ſich mit dem Zeichen ng im Auslaut. Dass in dieſem Falle das n, wie stets vor gutturaler Muta, den Laut *γ* hat, versteht ſich von ſelbst. Was aber den Laut des Zeichens g dabei betrifft, ſo wird dasselbe in Norddeutschland, auch in Schleſien, als k gesprochen, demnach *Geſaγk*, *Riγk*, *juγk*; inlautend jedoch dann *Geſaγγes*, *Riγγes*, *juγγen*. Am Niederrhein dagegen wird das auslautende ng als bloses *γ* gesprochen, alſo *Geſaγ*, *Riγ*, *juγ*, inlautend wie vorhin: *Geſaγγes* etc. Dasselbe geschieht in Schwaben, wobei zu verwundern ist, dass die mittelhochdeutschen Dichter gleichwol *lanc*, *klanc* schrieben und dieſe Wörter auf *danc*, *kranc* reimten. Wie wäre das bei der Aussprache *γ* möglich gewesen! Es muss ſich dieſelbe in jener Landschaft ſeitdem verändert haben. Die Schweizer und auch die Oesterreicher sprechen wie die Norddeutschen: *γk*. — Die Lautverbindung *γg* kommt in Norddeutschland gar nicht vor, dagegen hörte ich ſie oft in Oesterreich, beſonders fiel ſie mir in dem Worte Ungarn immer ſehr auf. Wir Alle hier sprechen dasselbe natürlich *Uγγarn*, alſo ganz wie *Geſaγγes* etc.; in Oesterreich hörte ich durchweg *Uγgarn* und meistens auch *Geſaγges*, *layger*,

riγgen, *juγgen*. Ob dieſe Eigentümlichkeit auch ſonst im Süden Deutschlands stattfindet, kann ich nicht ſagen.

5. Durch die letzte Betrachtung werden wir noch einmal auf das lateinische „n adulterinum“ geführt. Dass die Aussprache des lateinischen *n* vor Gutturalen den Laut *γ* unſerer Beichnung hatte, ist unzweifelhaft; vgl. Priscian I, 39. Gellius XIX. 4. 7. Es frägt ſich nur, ob der Laut *γ* nicht auch noch in einem gewissen andern Falle gegolten hat, nämlich für *g*, wenn *n* folgt und ein Vokal vorhergeht. Schneider (Lat. Gramm. I. 272 f.) schliest aus der zuweilen begegnenden Schreibweiſe *singnum*, dass auch in *agnus*, *magnus*, *segnis*, *ignis*, *gigno*, *pugna*, etc. ein gutturaler Naſal gehört worden ſei. Dieſe Vermutung nun ſoll nach Corssen I. 106 widerlegt werden durch das Italienische, Französische und andere Romanische Sprachen, die lateinisch gn wie nj aussprechen, vermöge einer Erweichung des g und Lautumstellung. Aus jener Schreibweiſe *singnum* könne man daher höchstens schliesen, dass die Romanische Aussprache jener Wörter schon in der Volkssprache der spätern Römischen Kaiserzeit anfing, und daher jene fehlerhafte Schreibweiſe entstand, die das n vor das g stellte, wie die Romanischen Sprachen es hören liesen, aber es auch hinter dem g beibehielt, wie die alte Schreibung war. Wenn die Grammatiker über eine Lauteigentümlichkeit schweigen, ſo folge daraus zwar keineswegs immer, dass dieſelbe nicht vorhanden geweſen ist, aber an den Stellen, wo ſie ſo bestimmt und eingehend über das n adulterinum handeln, würden ſie auch eines der Wörter wie *signum*, *agnus* etc. angeführt haben, wenn ſie mit dieſem Laute gesprochen worden wären.

6. Sollte dieſe Auffassung Corssen's wohl richtig ſein? Wir wollen davon abſehen, dass dabei von Corssen das franz. ital. gn (unſer ń) ohne Weiteres = nj geſetzt wird (vgl. § 16, 4); aber es leuchtet uns auch gar nicht ein, dass die Bezeichnung dieſes romanischen Lautes jemals durch ngn verſucht worden ſei, eine Zuſammenstellung, womit derſelbe phonetisch schlechterdings gar keine Aehnlichkeit hat.

480819

Corssen sieht nun freilich darin ein Schwanken zwischen phonetischer und etymologischer Schreibweise. Aber ein solches Schwanken, oder vielmehr eine solche Verbindung beider Prinzipe von einer und derselben Hand in einem und demselben Falle ist doch sehr unwahrscheinlich. Wer einmal sich anschickt phonetisch zu schreiben, entsagt damit, wenigstens für den concreten Fall, jeder andern Rücksicht. Der Schreiber wollte die Lautverbindung *sin-jum* (nach Corssen) bezeichnen, er setzt also richtig zunächst *sin-*, was ist natürlicher, als dass er nun seinem Ohr weiter folgt und ruhig *jum* oder *ium* daranknüpft. Aber nein, daran soll ihn nach C. der Skrupel gehindert haben, dass man ja sonst in diesem Worte ein *gn* zu schreiben pflege; er kümmert sich also nicht weiter um den Laut, den er bisher zu fixiren suchte, sondern setzt mechanisch *gn*. Das scheint mir unpsychologisch und nur im höchsten Notfalle als Erklärung zuzulassen. Hier aber dürfte es doch eine andere geben. Ich glaube nämlich, dass Schneider (s. oben) schon Recht hatte, in jenem *singnum* einen Beweis zu sehen, dass der Laut g vor n zu unserm *γ* (Bopp's ñ) wurde, nur geschah es vielleicht nicht so ausschlieslich, wie Schneider anzunehmen scheint, sondern hielt sich mehr in individueller Sphäre. Dieser Uebergang nämlich ist ein phonetisches Bedürfnis, er beruht auf dem Gesetz homogener Anähnlichung, wonach z. B. im Sanskrit aus *vag mama* zwar nicht notwendig, aber doch oft *vaγ mama* wird; vgl. auch σεμνός (für σεβνός), *somnus* (aus *sopnus*) u. A. Wie tief dieses Gesetz begründet ist, geht daraus hervor, dass in Deutschland mindestens die Hälfte aller Lateinredenden nicht *signum, gigno* etc., sondern *siγnum, giγno* spricht, ohne dass ihnen dies jemals so gelehrt worden wäre, ja in der Regel ohne dass es ihnen auch nur recht zum Bewusstsein kommt. Hierin endlich liegt auch der Grund, weshalb die Lateinischen Grammatiker der Sache keine Erwähnung tun. Der Vorgang war erstens zu ihrer Zeit vielleicht nicht allgemein genug, sodann aber, wenn er auch weit verbreitet war, so wurde er gerade wegen seiner Natürlichkeit nicht beachtet. Wie leicht man in der

Grammatik früher und bis auf unſere Tage die phonetiſchen Fragen zu nehmen geneigt iſt, davon liegen ja auch ſonſt die Beiſpiele allenthalben vor Augen.

7. Intereſſant iſt die Bezeichnung der Gutturalen in den romaniſchen Sprachen wegen der hier herrſchenden Mannigfaltigkeit.

I. Der Laut k wird in allen romaniſchen Sprachen vor dunkeln Vokalen (*a, o, u*) und vor Conſonanten durch c ausgedrückt. Vor hellen Vokalen (*e, i*) ſchreiben ihn die Italiener ch; die Franzoſen, Spanier, Portugieſen und Provençalen aber ſetzen qu.

II. Der Laut g wird in allen romaniſchen Sprachen vor dunkeln Vokalen und vor Conſonanten durch g ausgedrückt. Vor hellen Vokalen ſchreiben ihn die Italiener gh (*ghirlanda*), die Uebrigen gu, z. B. franzöſiſch *guirlande*. Soll in dieſem Falle das u nicht blos Leſezeichen, ſondern wirklicher Laut ſein, ſo ſetzt man das Trema, z. B. spaniſch *agüero, argüir*.

III. Der Laut χ findet ſich unter den romaniſchen Völkern nur bei den Spaniern. Auch dieſe aber waren ſichtlich in Verlegenheit, wie ſie ihn ſchreiben ſollten und haben ihre ſonſt einfache und conſequente Orthographie gerade an dieſem Punkte häſslich entſtellt. Sie bezeichnen dieſen Laut nämlich (nach dem von der königlichen Akademie zu Madrid aufgeſtellten, im Jahre 1815 abgeſchloſſenen orthographiſchen Syſteme, welches von der Regierung unterſtützt und zur allgemeinen Annahme empfohlen wurde) auf dreifache Art:

A. Durch g. Dies geſchieht:
   a) in allen den Fällen, wo die Grundſprache das Zeichen g hat: *gente, gigante, regir* (phon. *χente, χiχante, reχir*);
   b) ſtatt des urſprünglichen x vor e und i: *egemplo, egercito, egecutar, Gerges* (phon. *eχemplo* etc.) Vgl. B. b).

B. Durch j. Dies geſchieht:
   a) in allen Fällen, wo die Grundſprache j (i) hat: *jamas, Jesus, justo* (phon. *χamas* etc.)

b) statt des ursprünglichen x vor a, o, u, als *Alejandro, dejar, Quijote, enjuto* (phon. *Alexandro*, etc.); manchmal auch vor hellen Vokalen, teils mit g wechfelnd, z. B. *Gerges* und *Jerjes* (phon. *χerχes*, lat. *Xerxes*), teils dasselbe ganz verdrängend, z. B. in *projimo*, *Mejico*.

C. Durch x. Nur im Auslaut, z. B. *relox*, phon. *relox* (horologium).

IV. Der Laut j fehlt den romanischen Sprachen; das französische y, z. B. in *Mayence*, welches zuweilen damit verglichen wird, ist entweder bloses i oder eine Verschmelzung von i und j, genauer: ein reducirtes i + einem unvollkommen gebildeten j. Dasselbe gilt auch von dem italienischen j, z. B. in *jeri*, *noja*, *buja*.

---

§ 19.

Laryngales oder Kehlkopflaute.

1. Wir bezeichnen mit diesem Namen die unmittelbar durch Vorgänge am Kehlkopfe selbst entstehenden Laute und rechnen hierher den Spiritus lenis der Griechen, mit welchem das arabische Hamze identisch ist; und den Spiritus asper der Griechen. Mit diesem letzteren identisch oder nahe verwandt sind die verschiedenen Modificationen des *H* der modernen Völker; die äussersten Grenzen dieser H-Reihe bildet einerseits das arabische *Hé*, andererseits das arabische *Hha*. Endlich gehören hierher der Zitterlaut des Kehlkopfs („das niederdeutsche r") und das ihm nah verwandte arabische Ain. Als wahre Consonanten können die Kehlkopflaute nicht mehr betrachtet werden, da sie durch keine der Bedingungen entstehen, welche alle übrigen Consonanten hervorbringen, weshalb sie auch in einer systematischen Tabelle der Consonanten besser ausgeschlossen bleiben. Dagegen können sie etymologisch und grammatisch allerdings manche echte Consonanten vertreten. — Hin-

ſichtlich der arabiſchen Laute bemerke ich im Voraus, daſs ich dieſelben nicht aus eigener Beobachtung, ſondern nur aus Beſchreibungen kenne, hauptſächlich aus denen von Brücke, der aber ſeinerſeits aus beſter Quelle ſchöpfte, indem ein wiſſenſchaftlich gebildeter Orientale (Herr Prof. Haſſan) ihm bei ſeinen Arbeiten hierin zur Seite ſtand.

2. Wenn wir den Kehlkopf (die Stimmritze) ſchlieſen und dann zur Ausſprache eines Vokals öffnen, ſo erhalten wir einen ſchwachen explo ſiven Laut, der in den orientaliſchen Sprachen beſonders bezeichnet wird, in den europäiſchen aber, auſser der griechiſchen, nicht. Es iſt derſelbe ein leiſes Schnappen am Kehlkopf; wir vernehmen ihn am beſten zwiſchen zwei aufeinanderfolgenden und getrennt geſprochenen Vokalen, wie im Italieniſchen *sara a casa*, engliſch *no order*, deutſch *See-adler*, oder auch nach Conſonanten, wenn wir *mein Eid* recht deutlich unterſcheiden wollen von *Meineid* oder *Fiſch Art* von *Fiſchart* (Lepſius); beſonders wenn wir die Verſuche mit Flüſterſtimme vornehmen. Die Araber nennen dieſen Laut Hamze, d. h. Kehlkopfverſchluſs; ganz paſſend, denn er wird gebildet durch feſten Schluſs der Stimmritze und darauf folgendes Aufſpringen derſelben. Nach Czermak's Unterſuchungen mit dem Kehlkopfſpiegel wird bei dem möglichſt vollkommen erzeugten Hamze nicht blos die Stimmritze durch die bis zur Berührung genäherten Stimmbänder geſchloſſen, ſondern auch der Kehldeckel mit zur Verſtärkung des Verſchluſſes feſt darauf gedrückt. — Ein Hamze zwiſchen zwei Vokalen bedeutet mehr als ein bloſes Zeichen des Hiatus, denn dieſer letztere iſt auch ohne Schlieſung der Stimmritze möglich durch die bloſe Unterbrechung der tonerregenden Exſpirationsbewegung, ohne Unterbrechung des Luftſtroms ſelber.

3. Sind bei vollkommener Oeffnung aller Mundorgane auch noch die Stimmbänder ſo weit von einander entfernt, daſs ſich zwiſchen ihnen eine Oeffnung befindet, aus der die Luft geräuſchlos hervorſtrömt, ſo bringt dieſe letztere immer noch durch ihren Anprall an der Rachenhöle ein gewiſſes

mehr oder weniger deutliches Geräusch hervor und dieſes wurde von den Griechen durch den Spiritus asper über dem folgenden Vokal, von den Neueren durch einen beſonderen Buchstaben, das *h*, bezeichnet. Dieſes *h* ist der einzige Kehlkopflaut, welchen die historische Grammatik bisher in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen hat. Man hat ihn von dieſem Standpunkte aus unter die Gutturalen gestellt, obschon das Kriterium derſelben, die Berührung zwischen Gaumen und Zungenwurzel hier doch offenbar nicht vorhanden ist. Dass die Gutturalen, namentlich durch einige slawische und ſemitische Laute, ſich dem Spiritus asper ungemein nähern, ſo wie dass anderſeits die historische Grammatik unläugbare Uebergänge der Gutturalen in den Spiritus asper nachweist, ist kein Beweis dagegen, ſondern beruht auf einem Wechſel der qualitativen Reihen, wie er ſich auch bei andern Lauten findet.

4. Das Gefühl dieſer Ungehörigkeit des h zu den übrigen Lautreihen mag es denn auch geweſen ſein, welches die bekannte vielbesprochene Frage veranlasst hat: „Ob denn das h ein wirklicher Buchstabe ſei?“ In dieſer ſeltſamen Form, welche die früher und zum Teil heut noch herrschende Verwirrung der lautwissenschaftlichen Standpunkte abspiegelt, müsste ſie freilich die neckende Antwort erhalten: „Ja! Warum denn nicht? Das h ist ſo gut ein Buchstabe wie jedes andere Lautzeichen des Alphabets.“ Bringen wir indess dieſelbe auf ihre wahre Bedeutung, ſo wird ſie wol ſo gestellt werden müssen: „Ist der Spiritus asper[1] ein echter Sprachlaut ſo gut wie die übrigen, namentlich die historisch ihm ſo nahe stehenden χ, k etc.“ — Hinſichtlich der Ant-

1) Das Zeichen h bedeutet keineswegs immer den Spiritus asper. Im Gothischen und Althochdeutschen drückt es vielleicht stets, gewiss aber öfters die Spirans χ oder doch wenigstens einen Mittellaut zwischen ihr und dem Spiritus asper aus, ähnlich dem polnischen h. So wären auch im Lateinischen Bildungen wie *veho, vexi; traho, traxi* nicht entstanden, wenn das h reiner Spiritus asper geweſen wäre. Vgl. auch umbrisch *rehte* (*recte*), *uhtur* (*auctor*), *frehtu* (*frictum*); dazu Corssen, p. 47.

wort hierauf vgl. Raumer (A. u. L. § 24) und im Gegenſatz dazu Schleicher (Zet. p. 140).

5. Wir unſerſeits hätten etwa Folgendes dabei zu bemerken: Dass das h kein Laut wie das χ, k etc. ist, geht schon daraus hervor, dass es kein Gaumen-, ſondern ein Kehlkopflaut ist; und da unſere europäischen Alphabete ſonst keine Kehlkopflaute kennen, ſo würde das h schon darum eine völlig iſolirte Stellung verdienen. Es frägt ſich nur, ob man nicht noch weiter gehen muss und das h nicht einmal im Sinn der übrigen Kehlkopflaute mehr als Sprachlaut betrachten darf. Man hat geſagt, dass dem h die weſentliche Bedingung eines Sprachlauts, die Artikulation, gänzlich fehle, ja dass ſein Weſen gerade in dem Mangel derſelben bestehe. Stimmritze, Rachenhöle, Mundhöle und Lippenspalte stehen weit offen, die Zunge drückt ſich abwärts, um ſo viel Luft als möglich ausströmen zu lassen. Ein ſolches Ausströmen von Luft ſei aber weſentlich ein bloser Naturlaut, ein bloses Ausathmen, und dass dieſes von manchen Völkern zur Sprache mitverwandt werde, ändere in der Hauptſache nichts. So ſagt denn schon Heyſe (Syst. d. Spr. p. 270): „Das h, als formloſer, elementarer Lautstoff kann natürlich in einem System der Conſonanten keine Stelle finden.“ — Indess ist dagegen geltend zu machen, dass jenes leiſe Reibungsgeräusch, welches dieſen Laut begleitet, ſelbst da, wo er am zartesten auftritt, wie im franzöſischen (noch hörbaren) *h* oder im arabischen *Hé*, denn doch eine gewisse Artikulation vorausſetzt, die Stimmbänder ſelbst bilden ſie; und dieſes Reibungsgeräusch kann durch Verengung der Stimmbänder und der Rachenhöle immer mehr gesteigert werden, ſo dass der reine Spiritus asper in unzäligen Abstufungen einerſeits (durch Verengung der Stimmbänder) in das arabische *Hha*,[1] anderſeits (durch Verengung der Rachenhöle

1) Das arabische *Hha* ist durch die oben angegebene Bestimmung nur unvollkommen erklärt. Es erfordert dieſer Laut, abgeſehen von der Annäherung der Stimmbänder, auch noch eine eigentümliche Stellung des Kehlkopfes, ſo dass „die Stimmfortſätze der Giesbeckenknor-

und mit Hilfe des weichen Gaumens) in den Laut χ übergeht. Das polnische h, z. B. in *hrabia* (comes) wird zwischen Spiritus asper und dem Laute χ ungefähr die Mitte halten.

6. Den Zitterlaut des Kehlkopfs (das „niederdeutsche r") beschreibt Brücke, ein geborener Norddeutscher und des Plattdeutschen vollkommen kundig, folgendermasen: „Wenn man einen immer tiefern und tiefern Ton zu ſingen ſucht und dabei vermöge der wachſenden Abspannung ſeiner Stimmbänder zuletzt die untere Grenze ſeines Stimmumfangs überschreitet, ſo wird man bemerken, dass die Stimmbänder nicht mehr in der gehörigen Weiſe tönen, ſondern in einzelnen wahrnehmbaren Stösen zittern und dadurch ein Geräusch hervorbringen, welches, wenn man es mit der Vokalfolge *oa*, *oa*, *oa* verbindet, dem Quaken der Frösche nicht unähnlich ist. Dieſer Laut, obschon nicht zu den wahren Conſonanten gehörig, kann dennoch einen der Conſonanten, nämlich das r, vertreten; z. B. in den Wörtern *ôrt* (Ort), *wûrt* (Wort), *Dürt* (Dorothea) u. a. m." Er findet ſich auch im Dänischen, z. B. *har* (habeo) wird in schneller Rede häufig statt mit dem eigentlichen (alveolaren) r mit jenem Zitterlaut des Kehlkopfes gesprochen. Wie ſoll ihn das allgemeine Lautſystem bezeichnen? Es fehlt dafür, wie überhaupt bei den Kehlkopflauten (mit Ausnahme des h), jeder Anhalt und ein ganz willkürliches Zeichen vorzuschlagen, widerstrebt dem Organismus unſeres § 4 aufgestellten Zeichenſystems. Man fühlt hier eben recht deutlich das Unzureichende der ganzen bisherigen Buchstabenschrift für allgemein phonetische Zwecke. Einstweilen werde ich den hier besprochenen Laut wegen ſeiner nur schwach hervortretenden akustischen Wirkung mit einem kleinen r über der Linie bezeichnen, alſo *o*^{r}*t*, *wu*^{r}*t*, *Dü*^{r}*t*, *ha*^{r}. Ueber eine bessere Art der Bezeichnung vgl. § 25.

7. Geht man bei Hervorbringung des eben beschriebenen Lautes mit dem Ton der Stimme in die Höhe, ſucht

---

pel ecksteinartig in die geöffnete Stimmritze hineinragen." Brücke, Phon. Transscr. p. 19.

aber das Zittern der Stimmbänder beizubehalten, so erzeugt man, unter dem Gefühl eines leichten Druckes in der Kehle, einen harten, knarrenden Ton, fast wie das Knarren einer Thür oder eines Stiefels; dies ist das *Ain* der Araber. Den genaueren physiologischen Hergang bei Erzeugung dieses Lautes hat Czermak vermittelst des Kehlkopfspiegels untersucht, vergleiche darüber Brücke, Phon. Transscr. p. 31. Nach Wallin (Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Gesellschaft, IX, p. 1) ist das *Ain* nichts weiter als der tönende Laut zum *Hha*, d. h. der Laut des *Ain* tritt ein, wenn man bei der Stellung des Kehlkopfes, welche derselbe beim *Hha* einnimmt, die Stimmbänder schwingen lässt; vgl. dazu Brücke Grundz., p. 100. In Deutschland soll, wie Brücke (Grundz. p. 11) versichert, das *Ain* gar nicht selten bei vokalischem Anlaut gehört werden, teils von Personen, die in ihrer Aussprache affectiren, teils von solchen, die auf dem Katheder oder auf der Bühne durch Verhärtung des Timbre ihrer Stimme eine grösere Tragweite zu geben suchen. — Was das dem arabischen Ain entsprechende hebräische *Ajin* betrifft, so ist es wol keinem Zweifel unterworfen, dass dasselbe ursprünglich ebenso gesprochen wurde, wie die Araber noch heut ihr *Ain* bilden, wie denn auch in Yemen, wo die Juden neben der arabischen noch die hebräische Sprache in lebendigem Gebrauch haben, beide Laute völlig gleich behandelt werden. Die europäischen Juden haben den Laut aufgegeben und sein Zeichen ist phonetisch bedeutungslos, ganz wie das *Aleph*, geworden.

Anmerkung. Ueberträgt man das Verhältnis der eben besprochenen Kehlkopflaute auf die Lippenlaute, deren Bildung man am leichtesten zu unmittelbarer Anschauung bringen kann, so entspricht *Hamze* dem *p*, die verschiedenen *H*-Laute im Allgemeinen einem Blasen durch die mehr oder weniger verengten Lippen, das *Hha* insbesondere einem kräftigen rein labialen *f*; das niedersächsische *r* entspricht dem gewönlichen Zitterlaute der Lippen und das *Ain* der Modifikation desselben, die man erhält, wenn man die Lippen stärker an einander presst, so dass ein „Prusten“ entsteht.

§ 20.

Dauer der Conſonanten.

1. Während die Bezeichnung kurzer und langer Vokale in der Grammatik eine althergebrachte ist, war man bisher wenig geneigt, von kurzen und langen Conſonanten zu ſprechen, und doch ist das weſentliche Verhältnis in beiden Fällen ganz das nämliche. Jeder Laut, gleichviel ob Vokal oder Conſonant, kann bis zu einem gewissen Grade beliebig lange angehalten werden. Von Vokalen und gewissen Conſonantengruppen, nämlich von Halbvokalen (*l*, *r*), Naſalen (m, n, *ŋ*) und Spiranten (w, ſ, j, f, s, *χ*) bezweifelt dies ja auch Niemand; dagegen wird es von den Mutis, wie es ſcheint, allgemein in Abrede gestellt; dieſe ſollen durchaus nur einen Augenblick dauern können, daher auch ihr Name Schlaglaute (Explosivae). Man fasst dabei wol den Begriff der Dauer etwas zu eng, indem man dieſelbe lediglich nach dem Verhalten des Lautes im iſolirten Zustande bemisst. Es ist wahr, unter ſolcher Vorausſetzung wird bei den harten Mutis (p, t, k) die Wirkung auf das Ohr nur einen Augenblick dauern, ſie beginnt und endet nämlich mit der Wiederöffnung der Organe, der ſogenannten Exploſion, die freilich etwas Momentanes ist. Anders schon ist es bei den weichen Mutis (b, d, g), wenn man ſich bei ihrer Erzeugung einerſeits des Purkinje'schen Blählautes, d. h. eines langſamen Einpressens des Luftstromes in die nach vorn abgesperrte Mundhöle, andererſeits der entschiedenen Mithilfe der Stimme, d. h. des wirklichen Tönens derſelben, nicht des blosen Flüstergeräusches, bedient. Alsdann ist eine Continuirung der betreffenden Laute dem Ohre gar wol vernehmbar, wenngleich dieſelbe weder ſo lange dauern, noch der Laut ſelbst ſo entschieden hervortreten kann, wie bei denjenigen Conſonantengruppen, wo die Organe nicht völlig geschlossen ſind, alſo der Luftstrom nach ausen entweichen kann. Aber warum will man denn überhaupt die Dauer eines Lautes gerade nur in Bezug auf deſſen iſolirten Zustand als Masstab hierbei gelten lassen? Hinter andern

Lauten, insbeſondere zwischen Vokalen, werden auch die harten Mutae (denn um dieſe allein handelt es ſich ja eigentlich nur noch) ihre kürzere oder längere Dauer gar wol vernehmbar machen. Sie werden nämlich ſofort erkannt, wenn der Verschluss der Organe eintritt, dauern, obschon nunmehr verstummend, doch virtuell, d. h. für die Auffassung des Hörenden, fort, ſo lange der Verschluss währt, und enden mit der Wiederöffnung der Organe (der Exploſion), welche letztere dem Ohre deutlich vernehmbar ist. Es ist ein Irrtum, dass die Exploſion allein die (harten) Mutae vernehmbar mache; dies ist höchstens im Anlaut der Fall, im Auslaut bedarf man ihrer dazu keineswegs; man kann *ap* ſagen und beim *p* die Lippen geschlossen lassen, der Laut wird trotz dessen deutlich erkannt werden, und zwar in demſelben Augenblick, wo ſich dieſelben berühren; ganz ebenſo ist es natürlich mit *at* und *ak* in Bezug auf die zugehörigen Organe; von *ab*, *ad*, *ag* versteht es ſich nach dem Obengeſagten von ſelbst. Am entschiedensten endlich tritt die Dauer einer Muta beim Inlaut hervor, beſonders zwischen Vokalen; es ist ein groser Unterschied, ob man *abd* oder *abbbd*, *apt* oder *apppt;* noch mehr, ob man *aba* oder *abbba*, *apa* oder *apppa* spricht; die betreffende Muta wird auch hier ſofort erkannt, ſobald ſich die Lippen schliesen (Beginn des Lautes), ſie dauert für den Eindruck der Rede fort ſo lange dieſelben geschlossen bleiben; ſie endet, ſobald dieſelben ſich öffnen, um in die neue Lage überzugehen. Die gewönliche Erklärung: Ein Laut dauert ſo lange, als man ihn hört, würde demnach für dieſen Standpunkt in folgende verwandelt werden müssen: Ein Laut dauert ſo lange als die betreffenden Organe in der zur Erzeugung desselben nötigen Stellung verharren.

2. Ein langer Conſonant hat in der Regel die Dauer von zwei kurzen, ganz wie bei den Vokalen, und man bezeichnet ihn auch ſo, wie in den ältesten Denkmälern des Ahd. die langen Vokale bezeichnet werden, nämlich durch Verdoppelung. Dieſe Methode ist eben nicht die beste, ſie

erweckt die Vorstellung, als würden hiebei zwei Laute wirklich gesprochen, wie ja auch die fast allgemein herrschende Meinung darüber ist. Dem ist aber nicht so; so wenig wie in *â* das *a* zwei gesonderte Male hinter einander gesprochen wird, so wenig geschieht es in Fällen wie *alla*, *abba*, *appa*, *assa* u. s. w. mit den betreffenden Consonanten; sondern es wird, wenigstens in gewönlicher Rede, nur einer gesprochen, dieser aber hat eine doppelte Dauer. Die gesonderte Aussprache, welche ja auch leicht ausführbar ist, würde eine völlig verschiedene akustische Wirkung machen; es würde ungefähr so klingen, als wollte man Jemandem die einzelnen Silben nicht etwa blos mit langer Trennungspause, sondern als zwei völlig getrennte Worte dictiren; oder als wollte man den Unterschied zwischen *Mittags Anfang* und *mit Tag's Anfang* auch abgesehen von der verschiedenen Betonung recht scharf hervorheben. In *âla*, *âba* u. s. w. dauert der Verschluss nebst der Explosion nur einen Moment und gehört zur zweiten Silbe; in *alla*, *abba* u. s. w. dauert er zwei Momente, von denen der eine noch zur ersten Silbe gezogen wird, der andere mit der Explosion zur zweiten. Man kann aber den Verschluss auch noch länger dauern lassen, dann haftet er in der Regel mit Ausname des letzten Moments an der ersten Silbe. Will man diese höheren Längengrade ebenfalls nach dem Prinzip der graphischen Gemination bezeichnen, so würde man also z. B. eine Länge zweiten Grades durch *allla*, *abbba* u. s. w. ausdrücken, wie auch im Vorhergehenden bereits mehrfach geschehen ist.

3. Im Deutschen kommen in gewönlicher Rede höchstens Consonanten von dreifacher Dauer, also Längen des zweiten Grades vor; und auch diese meist nur in Folge von Synkope. So wird z. B. die Endsilbe *nen* in der gewönlichen Umgangssprache Norddeutschlands häufig zu einem *n* von dreifacher Dauer zusammengezogen, z. B. bei *nennen, drinnen,* wo man in bequemer Rede blos *nennn, drinnn* spricht. Die Schrift pflegt dergleichen längere Dehnungen gänzlich unberücksichtigt zu lassen; ein solches tieferes Eingehen in die Phonetik liegt dem allgemeinen Bewusstsein noch viel

zu fern. Es würden zwar Manche in ſolchen Fällen nicht abgeneigt ſein *nenn'n*, *drinn'n* zu schreiben, was scheinbar unſerer Auffassung ſehr nahe käme, in Wahrheit aber grundverschieden von ihr ist, denn ſie würden mit dem dreifachen Zeichen durchaus nicht ein n von dreifacher Dauer meinen, ſondern ſie hätten dabei lediglich die drei betreffenden Buchstaben der vollen Form bezeichnen wollen; es ist, um den Gegenſatz ganz scharf hervorzuheben, nicht phonetische ſondern etymologische Gewissenhaftigkeit, was jene Schreibung veranlasst, wie ja auch schon der Apostroph genugſam andeutet. So giebt es auch Viele, ja es ſind vielleicht die Meisten, welche schreiben *Schifffârt*, *Schnellläufer*, *Kammmacher*, *Betttuch* u. ſ. w., aber man würde ſich ſehr irren, wenn man darin ein phonetisches Prinzip finden wollte; es wäre hier auch gar nicht der Ort dazu, denn man spricht in gewönlicher Rede ſolche Zuſammenſetzungen durchaus nicht anders als die einfachen Wörter *Schiffer*, *schneller*, *Kammes*, *Bettes*, mit andern Worten: der betreffende Conſonant hat blos eine zweifache, nicht eine dreifache Dauer. Aber die etymologische Gewissenhaftigkeit oder richtiger Pedanterie verlangt das dreifache Zeichen, weil ja schon das erste Wort mit Doppelconſonant im Auslaut geschrieben wird; nun kommt noch einer hinzu, macht zuſammen drei. Sie wissen oder überlegen nicht, dass jener auslautende Doppelconſonant ſelber eine orthographische Grille ist, von welcher z. B. unſere ältere Sprache noch nichts wusste und über welche Ausländer lachen. — Dabei wollen wir indess nicht unerwähnt lassen, dass dergleichen Wörter in gehobener Rede wirklich zuweilen mit Conſonanz von dreifacher Dauer gesprochen werden; ich habe z. B. auf der Bühne und der Kanzel mehrfach *Schifffârt*, *Hofffârt* gehört; dann wäre alſo jene Schreibung — ihren Schreibern freilich ganz unbewusst — auch phonetisch richtig; aber wohlgemerkt, auch nur dann!

4. Es giebt umgekehrt auch Conſonanten, welche nicht einmal auf die gewönliche Dauer eines kurzen kommen. So wird mit dem polnischen Zeichen rz, böhmisch ř, ein

Laut angedeutet, welcher das ſ unſerer Tabelle ist, nur dass ihm ganz kurz und leicht ein Zitterlaut vorangeht, gleichſam ein halbes r, ähnlich wie bei den Halbdiphthongen, z. B. beim franzöſischen *oi* oder beim deutschen *ui* der erste Laut nur ein ganz kurzer Vorschlag ist. Ich schreibe alſo nach der in meiner D. L. befolgten Methode jenen slawischen Laut ʳſ. Aber auch die andern Conſonanten, ſowol die Spiranten als die Mutae, ſind der Reduction unterworfen. So z. B., um ein naheliegendes Beispiel anzuführen, wird das deutsche pf und z im Anlaut keineswegs als die Verbindung zweier gleichwertiger Lautfactoren gesprochen, ſondern man spricht ᵖf und ᵗs. So tun ſelbst die Gebildetsten in feierlicher Rede, ein wirkliches p + f, t + s, welche ja ebenfalls leicht zu sprechen ſind, würde ſofort dem Ohre auffallen. Das Volk und bei schneller Rede ſelbst viele Gebildete pflegen die Reduction noch weiter, oft bis zur völligen Tilgung der Muta fortzuſetzen und man hört alsdann *fund* (libra), *ferd* (equus), *feifen* (sibilare), *sâl* (numerus), *sîn* (trahere), *seiχen* (signum).[1] An den drei ersten Fällen wird Niemand zweifeln, die Sache ist allbekannt; hinſichtlich der drei letzten, bei denen vielleicht mancher Leſer stutzen wird, bemerke ich, dass dieſelben nicht etwa von mir der Analogie wegen erfunden ſind, ſondern auf ganz bestimmter Wahrnehmung beruhen; am häufigsten habe ich ſie im jüdischen Jargon beobachtet, keineswegs aber dort allein angetroffen, ja die Erscheinung bleibt gar nicht in der individuellen Sphäre, ſondern greift in die dialektische und nationale über, vgl. z. B. hochd. *Zabern* (aus *Taverna*), franz. *Savern*. Ferner: der ſogenannte Affrikationsprozess, nach welchem im Laufe des Sprachlebens die Mutae und Aspiraten in Doppelconſonanten und Spiranten übergehen, ist nur durch die Annahme ſolcher reduzirter Conſonanten erklärlich, ja wir lernen daraus, dass es ganz wie bei der Dehnung auch bei

1) Aus Vorſicht füge ich die drei letzten Beispiele lieber auch noch mit gewönlicher Schrift bei: *szâl, szîn, szeichen;* damit nicht etwa Jemand trotz der am Anfang stehenden Lauttabelle das s als ſ leſe.

der Reduction der Laute mehrere Stufen giebt, obschon die Bezeichnung einer Stufe in der Regel für die praktische Anwendung ausreichen wird. Ueber diese Bezeichnung selbst vermittelst einer vollkommneren Methode als der hier einstweilen angewandten vgl. § 25.

5. Wir möchten an dieser Stelle auf gewisse ternäre Lautverbindungen aufmerksam machen, bei deren Aussprache der mittlere Laut mit phonetischer Notwendigkeit verkürzt wird, oft bis zum völligen Verschwinden. Und zwar geschieht dies in der Verbindung Nasalis + Muta + Spirans innerhalb einer und derselben Organ-Klasse, wobei es sich von selbst versteht, dass Muta und Spirans gleichwertig, d. h. beide entweder hart oder weich seien, denn eine grammatische Verschiedenheit in dieser Hinsicht würde sofort durch Assimilation phonetisch ausgeglichen werden. Es handelt sich also um die sechs Lautverbindungen *mpf*, *nts*, *ŋkχ*, *mbw*, *ndʃ*, *ŋgj*, von denen ich behaupte, dass in ihnen die Laute p, t, k, b, d, g bis zur Unkenntlichkeit, ja bis zum Verschwinden reduzirt werden. Praktisch kommen hauptsächlich die zwei ersten Fälle vor, vgl. *Kampf*, *Dampf*, *stampfen*, *kämpfen*, *Schimpf*, *dumpf*, *Rumpf*, *Tanz*, *Kranz*, *Franz*, *Lanze*, *Wanze*, *Tänzer*, *Lenz*, *Winzer*, *Prinz*, *Bonze*, *Kunz*. Man spricht: *Kamf*, *Schimf*, *dumf*, *Tans* etc., so dass z. B. die Namen *Franz* und *Hans* in Bezug auf die Schlussconsonanten völlig gleich klingen. Von der Verbindung *ŋkχ* wüsste ich aus dem Deutschen nur Fälle wie *Bänkchen*, *Tränkchen*, *Winkchen*, wo überall diese Verbindung nicht wurzelhaft ist, weshalb auch jene Eigentümlichkeit nicht so hervortritt; es sind gleichsam zwei getrennte Wörter: *Bänk-χen*, um die es sich hier handelt, der Laut k wird dadurch gehalten, dass die einfache, oft gebrauchte Bildung *Bank* ihn für die betreffende Vorstellung notwendig erscheinen lässt, um so mehr als das Deminutivum nur selten gebraucht wird und schon darum eine gewisse Langsamkeit und Deutlichkeit der Aussprache erfordert. Dagegen bin ich überzeugt, dass, wenn diese Wörter häufiger gebraucht würden, sie auch an der oben erwähnten Erscheinung voll-

ständig teilnehmen würden. Man lasse Perſonen von vollkommen richtiger Ausſprache dergleichen Wörter mehrere Male hinter einander ſprechen; die ersten Male wird ziemlich klar *-γkχen*, je länger es aber dauert, desto entschiedener *-γχen* gesprochen. Unter den Verbindungen der Lenes ist die dentale noch am ehesten aufzufinden, vgl. englisch *Windſor, handſome*, worin in beiden Fällen der Zischlaut eine entschiedene Lenis ist; die Reduction der Muta ist auch hier unverkennbar, doch scheint ſie mir nicht ſo weit zu gehen wie bei den harten Lauten. Am besten tut man, wenn man dergleichen phonetische Unterſuchungen unabhängig von bestimmten historisch vorhandenen Bildungen anstellt und dafür ideale Lautverbindungen, wie man ſie eben braucht, ſelbst ſich bildet; alſo z. B. in unſerm Falle *ampfa, antsa, aγkχa, ambwa, andſa, aγgja;* alsdann gleicht ſich die Erscheinung für die einzelnen Verbindungen völlig aus. Der phyſiologische Grund übrigens dieſer Erscheinung ist wol der, dass, um den mittleren Laut deutlich vernehmbar zu machen, zwei Vorgänge im Munde distinct nach einander vorgenommen werden müssen, welche bequemer mit einander geschehen und bei schneller Rede ſelbst einander ſo nahe rücken, dass ſie akustisch als gleichzeitig erscheinen. Dieſe beiden Vorgänge ſind die Hebung des Gaumenſegels (Ende des Naſals) und die Oeffnung der Lautritze (Anfang der Spirans). Die Schwierigkeit, rasche Bewegungen in einzelne Momente zu zerlegen, ist bekannt; man verſuche z. B. öfters rasch abwechſelnd Lippen und Augen zu öffnen und zu schliesen; man wird ſich überzeugen, dass dies viel schwerer ist als beides gleichzeitig zu tun und bei ſehr schnellem Verfahren tritt die Gleichzeitigkeit unwillkürlich ein. — Wenn man mich übrigens fragen ſollte, ob ich jene Eigentümlichkeit bei streng phonetischer Transscription graphisch fixiren würde, ſo müsste ich dies für die allgemeine Schreibung verneinen, da es ſich hier blos um eine Bequemlichkeit der Aussprache handelt; etwas anders wäre es bei Wiedergabe von individuellen Sprachweiſen. Manche mhd. Handschriften übrigens, welche ganz naiv nur den wirklich

gehörten Laut aufzeichnen, bieten zahlreiche Beispiele wie *kamf*; vgl. Mhd. Wörterbuch.

6. Wir wenden uns nunmehr zurück zu den graphischen Geminationen, um deren Gebrauch, namentlich auf dem Gebiet deutscher Sprache, vom Standpunkte der Phonetik aus zu prüfen. Nicht alle Geminationen, welche geschrieben werden, bezeichnen die doppelte Dauer des betreffenden Conſonanten, ſondern dieſelben beruhen zum grosen Teil auf etymologischen und grammatischen Gründen. So wird z. B. das franzöſische *immense* nur mit einem *m* gesprochen, es wäre alſo bei phonetischer Umschreibung hier auch nur ein Zeichen zu ſetzen. Ganz beſonders häufig ist die blos graphische Gemination in der deutschen Orthographie. Es kommen dabei zwei Fälle in Betracht:

A. Der Auslaut nach kurzen Silben. Man schreibt *Fall*, *Herr*, *kann*, *Kamm*, *Riff*, *Hass*, *Trupp*, *Tritt*, *Stokk* (*Stock*); obschon kein Mensch ſo spricht, ſondern eben nur *Fal*, *Her*, *kan* etc. Als Grund dafür führt man an, weil ja die übrigen grammatischen Formen ſolcher Wörter die Gemination zeigen, nämlich *Falles*, *Herren*, *können* etc. Ein ſeltſamer Grund! In dieſem letzteren Falle wird eben langer Conſonant gesprochen und deshalb ist es recht ihn zu schreiben, im ersten Falle wird er nicht gesprochen und darum ſollte man ihn auch nicht schreiben. Im Mhd. sprach und schrieb man auch *valles*, *herren*, *kunnen*, *kammes* etc. und trotzdem schrieb man *val*, *her*, *kan*, *kam*. Oder glaubt man vielleicht, dieſe letzteren Formen haben anders gelautet als in der heutigen Sprache? Auch dieſe Behauptung ist schon aufgestellt worden,[1] obschon ſie gera-

1) So z. B. von J. Grimm (D. G. I, 122), welcher den einfachen Auslaut der Liquidae im Alt- und Mittelhochdeutschen mit der eben dort im Auslaut herrschenden Tenuis (Fortis) der stummen Conſonanten vergleicht und daraus den Schluss zieht, dass geminirte Liquida milder laute als einfache. — Man muss ſolche Stellen in's Gedächtniss zurückrufen, um es den Mitlebenden klar zu machen, wie es zu Grimm's Zeiten und bei dieſem ſelbst um die Lautwissenschaft bestellt war. — In der „Gesch. d. Deutsch. Spr." finden ſich ähnliche und zum Teil noch ärgere Dinge.

dezu eine phonetische Ungereimtheit enthält und schon durch das Beispiel der Holländer widerlegt wird, welche ebenfalls ganz phonetisch correct schreiben: *val, valles; kam, kammes; kan, kunnen*; dieſe Wörter aber ganz ſo wie wir aussprechen. — Interessant ſind die Ausnahmen jener (verkehrten) grammatischen Regel: Es werden nämlich im Auslaut trotz vorhergehenden kurzen Vokals nicht geminirt:

a) Alle diejenigen Conſonanten, welche im Deutschen mit zuſammengeſetzten Zeichen geschrieben werden, als da ſind: χ (geschr. *ch*), *s* (in den Fällen wo es mit *sz* geschrieben wird), *ş* (geschr. *sch*) und *γ* (geschr. teils *n*, teils *ng*, in Wahrheit aber in ſeiner lautlichen Selbständigkeit von den Meisten gar nicht gekannt).

b) Gewisse kleine, oft gebrauchte Wörtchen, meistens Partikeln, nämlich: *an, in, von, um, man, nun, nur, bin, bis, mit, es, das, was* und auch drei Substantiva: *Glas, Gras, Weg.* Dabei ist jedoch zu bemerken, dass in manchen Gegenden dieſe Wörter zum Teil mit langem Vokal gesprochen werden, alſo *Glâs, Grâs, Wêg* (wozu auch in der Tat die übrigen Caſus: *Glâſes, Grâſes, Wêges* stimmen), *nûn, nûr.* Bei andern ist es noch gar nicht lange her, dass ſie wirklich mit Gemination geschrieben wurden, z. B. in Goethe's Jugendbriefen steht regelmässig *binn* (sum), in noch älteren Handschriften findet ſich *umm.* Das unbestimmte *man*, etymologisch dasselbe Wort wie *Mann* (vir, mhd. ebenfalls *man* geschrieben), ſollte wol durch die fehlende Gemination von dieſem geschieden werden. In manchen Fällen schwankt man noch heute; ſo bei den Mobilen auf *in*, wie *Gattin, Freundin, Königin*, wo Viele noch *inn* ſetzen, „weil es ja im Plural *-innen* heisst."

B. Wenn ein geminirter Conſonant von wirklicher Länge in Folge der Flexion vor einen Conſonanten zu stehen kommt, ſo erlischt in der gesprochenen Rede gewönlich ſeine Länge, gleichwol wird er nach deutscher Orthographie immer noch geschrieben, alſo *willst, wollt, wollte; kannst, könnte, konnte; hoffst, hoffte, hofftest;* obschon nur *wilst, wolt, wolte* etc. gesprochen wird. Das Mittelhochdeutsche hat

auch hier die phonetische Schreibung: *wilt*, *wolte* (*wolde*), *kanst*, *kunde*, *hofte*; trotz der Infinitive und Plurale *wellen*, *kunnen*, *hoffen*. Ebenso die übrigen germanischen Sprachen; vgl. angelf. *mirran*, Prät. *mirde*; *cennan*, *cende*; *gevemman*, *gevemde*; holländ. *stellan*, *stelde*; *warren*, *warde*; *kammen*, *kamde*; *minnen*, *minde*; *krabben*, *krabde*; *eggen*, *egde*; *stoppen*, *stopte*; *krassen*, *kraste*, altnord. *fella* (caedere), *felda*; *brenna* (uri), *brenda*; *drekkja* (potum praebere), *drakta*; schwed. *fälla*, *fälde*; *bränna*, *brände*; *bygga* (aedificare), *bygde*; *kyssa* (osculari), *kyste*; dänisch vergleiche Formen wie *ville*, *vilde*; *kunne*, *kunde*; *skulle*, *skulde*; engl. *wilt* (von *will*). — Indess will ich nicht läugnen, dass in manchen Fällen doch eine gewisse Dehnung des betreffenden Consonanten im Hochdeutschen stattzufinden scheint, wie ich glaube besonders in den Fällen, wo die einfache Dauer desselben den völligen Gleichklang mit einem andern Worte erzeugen würde. So z. B. wird von Gebildeten die Verbalform *harrt* (exspectat) mit entschieden langem *r* gesprochen, wahrscheinlich instinktmäsig, um sie von *hart* (durus) zu scheiden. Ungebildete würden diese Scheidung nicht eintreten lassen, so wenig wie sie *fällt* (cadit) von *feld* (campus) lautlich trennen, aber das Wort *harren* wird von ihnen überhaupt nicht gebraucht, ja ist selbst unter Gebildeten schon selten, fast nur in poetischer Rede noch üblich und vielleicht trägt dieser Umstand, die Enthebung aus der abschleifenden Umgangssprache, auch ein gutes Teil zu jener feinen, sonst gar nicht gebräuchlichen Nüancirung etwas bei.

7. Phonetisch zwar vorhanden, aber graphisch unbezeichnet bleibt die Dehnung derjenigen Consonanten im Deutschen, deren Laut mit zusammengesetzten Zeichen geschrieben wird; nämlich χ (geschrieben ch), s (wenn es mit sz geschrieben wird), ṣ (geschr. sch) und γ (geschr. teils n, teils ng); dieselben deutschen Buchstaben werden deshalb bekanntlich, der allgemeinen Regel zuwider, auch im Auslaut nach kurzem Vokal niemals geminirt. Offenbar scheute man das Monströse solcher Schreibung wie *Lochch*, *Loch-*

ches;[1] *Haszsz*, *Haszszes; Buschsch*, *Buschsches; Gefangng* (dies Wort nach rheinischer Aussprache; wir sprechen *Gefayk!*), *Gefangnges.* Nur mache man hier, beim Inlaut, aus dem Mangel der Gemination keinen Schluss auf das phonetische Verhältnis; es werden vielmehr diese Consonanten an den betreffenden Stellen ganz ebenso der Dehnung unterworfen, wie alle übrigen; man spricht *Loχχes*, *Hasses*, *Busses*, *Gefayγes*, wie sich Jeder leicht an sich selbst überzeugen kann, der überhaupt mit derartigen Untersuchungen umzugehen weis. Die ganze Ausnahme beruht also auf einem rein kalligraphischen Motive und hat mit der Aussprache nicht das Mindeste zu tun, obschon sich manche Grammatiker davon haben irre führen lassen. So lange man die Laute ch und sz noch einfach schrieb (sch und ng waren niemals so glücklich), nämlich mit h und z, geminirte man sie so gut wie alle übrigen; vgl. ahd. *sahha* (res), *mihhil* (magnus), *lohhes* (foraminis); mhd. *wazzer*, *ezzen*, *hazzen;* Beispiele vom Auslaut können nur darum nicht beigebracht werden, weil die ältere Orthographie mit anerkennenswertem phonetischem Takt die Gemination an dieser Stelle überhaupt nicht anwendet.[2]

---

1) Die Holländer müssten eigentlich zuweilen ihr Zeichen *ch* verdoppeln, weil sonst der vorhergehende Vokal als lang gelten würde. Aber auch sie konnten sich zu jener monströsen Schreibung nicht verstehen, sondern setzten in solchen Fällen *gch;* z. B. *ik lach* (rideo), aber *wij lagchen* (ridemus). Gesprochen wird im letztern Fall ganz wie bei uns: *laχχen;* etwas was um so weniger auffallen darf, als der Laut ihres *g* dem des *χ* überaus nahe liegt.

2) Es könnte hier Jemand einwenden, dass der Laut *γ* ja doch nicht immer mit ng, sondern auch häufig mit n, also einfach geschrieben werde. Darauf ist zu erwidern, dass gerade da, wo derselbe eine doppelte Dauer hat, also graphische Gemination eintreten müsste, die Schreibung ng steht; z. B. *Gefayγes*, *Riγγes*, *Juγγen.* Das Zeichen n wird nur da gebraucht, wo der Laut k (geschrieben oder nicht geschrieben) folgt, z. B. *Dank*, *Wink*, *denken*, *Trunk*, phon. = *Dayk*, *Wiyk*, *deγken*, *Truyk.* In *Gefang*, *lang*, *ging*, *jung* ist die Aussprache entweder ebenfalls *Gefayk*, *layk*, *giyk*, *juyk* (gewönliche norddeutsche Aussprache) oder *Gefaγ*, *laγ*, *giγ*, *juγ* (vielfach in Oberdeutschland und besonders am Rheine).

8. Bemerkenswerth ist, dass im Deutschen die Gemination der weichen Conſonanten ſo wenig beliebt ist. Was zunächst die weichen Mutae betrifft, ſo finden ſich die Formen *abba*, *adda*, *agga* zwar graphisch, aber die wenigen Wörter dieſer Art, z. B. *Krabbe*, *Ebbe*, *Robbe*, *Widder*, *Troddel*, *Flagge*, *Egge*, *Dogge*, *Segge* (carex), *flügge* ſind teils niederdeutschen Ursprungs, teils ſollen ſie durch dieſe Schreibung von andern gleichklingenden Wörtern verſchiedener Bedeutung (ganz wie bei ai und ei) wenigstens für das Auge unterſchieden werden; vgl. *Roggen* (secale), *Rocken* (colus); *Egge* (occa), *Ecke* (angul. solidus); *flügge* (alatus), *pflücke* (carpo); *Widder* (aries), *Gewitter* (tempestas). Die Aussprache ist beim Volke trotz dieſer graphischen Scheidung überall die Fortis, dagegen ſuchen Gebildetere auch hierbei der Schreibung gerecht zu werden. Worin liegt nun die Schwierigkeit? Offenbar darin, dass im Deutſchen auslautende Lenis phonetisch nicht vorkommt; die Wörter, wo ſie graphisch steht, z. B. *Lob*, *Dieb*, *Bad*, *Rad*, *Tag*, *Weg* und ähnliche, werden von Jedermann gesprochen *Lop*, *Dip*, *Bat*, *Rat*, *Tak*, *Wek*[1] oder die letzten beiden in manchen Gegenden *Taχ*, *Weχ*. Da nun bei der Dehnung des Conſonanten, welche doch durch die Gemination bezeichnet werden ſoll, ein weicher (tönender) Verschluss in den Auslaut der ersten Silbe treten müsste, wie oben (unter 2) gezeigt worden ist, ſo unterblieb die Dehnung des betreffenden Conſonanten ganz, und es trat statt ihrer die Dehnung des vorhergehenden Vokals ein. — Was ſodann die Gemination der weichen Spiranten betrifft, alſo die For-

---

1) Und dies ist der Grund, weshalb in unſerer älteren Sprache, namentlich aber im Mhd., welches im Allgemeinen die phonetische Schreibweiſe, wenn auch nur ganz bewusstlos-naiv, begünstigt, dergleichen Wörter in folgender Weiſe behandelt werden: *lop, lobes; diep, diebes; bat, bades; rat, rades; tac, tages; wec, weges;* nicht aber, wie Grimm zu glauben scheint, eine dieſem Idiom im Gegenſatz zum Nhd. eigentümliche Verhärtung des Auslautes, welche später nicht vorhanden war.

men *awwa*, *aſſa*, *ajja*, ſo fehlen dieſe im Deutschen völlig, ſowol phonetisch als graphisch. Sie ſind übrigens auch in anderen Sprachen ſelten; im Indischen findet ſich allerdings *ww* und *jj* (*yy*); im Italienischen wenigstens *ww*, z. B. in *evviva*, phon. = *ewwiwa*.

9. Eine Eigentümlichkeit der neuhochdeutschen Sprache ist es, dass dieſelbe, wenigstens in Stammſilben, hinter kurzem Vokal einfache kurze Conſonanz nicht duldet, während doch in fremden Sprachen und ſelbst in unſerer eigenen älteren Sprache dieſes Lautverhältnis ganz gewönlich ist. Das Mittelhochdeutsche bietet zahlloſe Fälle wie folgende: *dĕnen*, *erlămen*, *lăben*, *băden*, *rĕgen*, *lĕſen*, *schüten*, *gestăten*; vor j und w und ebenſo vor *p* und *k* allerdings nur ſelten und von den harten Spiranten will ich hier lieber ganz schweigen, weil dabei auf jedem Schritt Zweifel, Schwierigkeiten und Misverständnisse entgegenstarren. Das Neuhochdeutsche nun beſeitigt dieſes ihm misliebige Lautverhältnis durch zweierlei Mittel: entweder durch die Dehnung des vorangehenden Vokals, oder durch Dehnung (graphisch: Gemination) des betreffenden Conſonanten. In der Regel wird das erste Mittel dann angewandt, wenn der betreffende Conſonant eine Lenis ist, alſo *dênen*, *erlâmen*, *lâben*, *bâden*, *rêgen*, *lêſen*; das zweite Mittel dann, wenn der betreffende Conſonant eine Fortis ist, alſo *schütten*, *gestatten*. Nur ſelten tritt das umgekehrte Verhältnis ein, z. B. mhd. *klĭmen*, nhd. nicht *klîmen*, ſondern *klimmen*, mhd. *trĕten*, *knĕten*, nhd. nicht *tretten*, *knetten*, ſondern *trêten*, *knêten*. Manchmal finden ſich ſogar beide Methoden an einem und demſelben Stamm, z. B. mhd. *nĕmen*, Part. *genŏmen*; nhd. *nêmen*, aber Part. *genommen*; fast scheint es als begünstige, unter ſonst gleichen Umständen, der Vokal e den ersten Weg. Nicht ſelten werden die beiden Wege benutzt, um ein und dasselbe Wort, dessen Bedeutung jedoch Nüancen bietet, gemäs dieſer logischen Verschiedenheit nunmehr auch lautlich zu ſondern; z. B. mhd. *văter*, *gevăter*; nhd. *Vâter*, aber *Gevatter*; mhd. *bĭte* (rogo,

oro), Prät. *bât*, Pl. *bâten*, Part. *gebëten*; nhd. *bitte* (rogo), starkformig bleibend; aber *bête* (oro), schwachformig; ähnlich bei *knabe*, *knappe*; *rabe*, *rappe*; *reiter*, *ritter*; *schneider*, *schnitter*. — Das eben besprochene Geſetz ſelbst ist, wie ja auch allgemein zugegeben wird, unzweifelhaft vorhanden; schwieriger ist es, den Grund desselben zu finden. Das Hauptmotiv dabei scheint der Wunsch nach möglichster Stärkung der Stammſilbe geweſen zu ſein; bei der allmälig immer mehr ſowol lautlich als accentisch vorschreitenden Verkümmerung der Ableitungs- und Flexionssilben drang gleichſam alle Lebenskraft des Wortes aus der Peripherie nach dem Centrum. Warum aber wandte man dazu zwei ſo verschiedene Mittel an? Warum nicht entweder blos Dehnung des Vokals oder blos Dehnung (Gemination) des Conſonanten? Nun, das Letztere war unmöglich, weil die weichen Conſonanten der Gemination widerstreben, wie bereits besprochen wurde; das Erstere aber geschah, wie ich glaube darum nicht, weil die Verbindung von einfachem (d. h. nicht diphthongischem) langen Vokal und darauf folgendem harten Conſonanten im Hochdeutschen auch ſonst nicht beliebt ist. Sie findet ſich in Bezug auf die Mutae eigentlich blos bei *t*, und gerade bei dieſem Laute begegneten wir ja auch in unſerem Falle mehreren Ausnahmen (*trêten*, *knêten*, *bêten*); bei p und k ist ſie auserordentlich ſelten; ich wüsste eigentlich blos das Wort *Hâken* und dieſes verdankt ſeine Entstehung wohl hauptſächlich dem Bedürfnis nach lautlicher Scheidung von *Hacke* und *hacken*, denen es etymologisch gleich ist. Sonst finden ſich nur Fremdwörter oder dialektische und vulgäre Ausdrücke; vgl. *Râke* (provinziell für Mandelkrähe), *Rîke* (Verstümmelung für Friderike), *Kîpe* (eine gewisse Hutform), *Lûpe* eigentlich blos im wissenschaftlichen Verkehr üblich) etc. Ebenſo ist's bei den harten Spiranten; Wörter wie *schlâfen*, *büsen* (geschrieben *büszen*), *bûχe* (geschr. *Buche*) ſind ſehr ſelten und werden zum Teil vom Volke anders gesprochen, z. B. *büssen*, *Busse*, *Buχχe*. In manchen Fällen auch von Gebildeten; z. B. *prüfen*, *Briefes*, *Hofes*, *Hufes*, werden —

wenigstens hier in Schleſien — ganz allgemein gesprochen *prüwen*, *Brîwes*, *Hôwes*, *Hûwes*.

10. Dieſe Eigentümlichkeit des Hochdeutschen ist bis jetzt noch wenig beachtet worden, scheint mir aber unläugbar vorhanden und ich erkläre mir ſie auf folgende Weiſe: Bei allen Vokalen zwar ist die Stimmritze zum Tönen verengt, aber bei den langen Vokalen geschieht dies in beſonders nachdrücklicher Weiſe; hier ist das blose Flüstergeräusch am wenigsten üblich. Bei den harten Conſonanten dagegen steht bekanntlich die Stimmritze weit offen, der Contrast in den Zuständen des Kehlkopfes ist für die beiden Lautgruppen ſehr gros und die Sprache scheut den raschen Uebergang aus dem einen in den andern; ganz ebenſo wie ſie auch in andern Lautgruppen ſo gern tönenden Laut zum tönenden, tonloſen zum tonloſen fügt; vgl. griech. *λέγω*, *λεκτός*; *πλέκω*, *πλέγδην*; *διώκω*, *διωγμός*; lat. *scribo*, *scriptum*; *populus*, *publicus*; *quatuor*, *quadrupes*; *decus*, *dignus*; *seco*, *segmentum*; *salix*, *salignus*. Dieſe in der allgemeinen Lautlehre gar wol bekannte Erscheinung führt bekanntlich den Namen „homogene Anähnlichung“ und findet ſich mehr oder weniger in allen Sprachen, wenn ſie graphisch auch nicht überall ſo anerkannt wird wie im Griechischen und Indischen. Im Hochdeutschen nun ist ſie ebenfalls ſehr wirkſam; wir schreiben zwar *leben*, *lebt*; *regen*, *regt*; sprechen aber *lêpt*, *rêkt*; in der früheren Sprache wurde dieſer Lautwechſel vielfach (aber nicht conſequent) auch graphisch bezeichnet, z. B. mhd. *leben*, *lepte*; *hangen*, *hancte*; oder noch kühner: *walden*, *rûmde*, *winder*, *hordes* statt *walten* etc. (Grimm I, 393 ff. 408). Ja ſelbst zwischen verschiedenen Wörtern, ganz nach indischer Weiſe, tritt dieſe Erscheinung bei dem feinhörigen Notker auf in ſeiner ihm eigentümlichen „Lautabstufung“ (Grimm), wonach auslautende Media (Lenis) am Anfange eines Satzes und hinter nicht liquiden Conſonanten in ihre entsprechende Tenuis (Fortis) übergeht, während ſie hinter Vokalen und Liquiden unverändert bleibt. Beispiele (nur aus den Labialen gewählt): *diu bloma*, *du bist*, *dero*

boumo, *demo buoche*, *jungen boumes*, *mîn bruoder*, *er begrîfet*; aber *ih pin*, *sih pergent*, *des poumes*, *sînes pruoder*, *liuf paldo* etc., und in den Fällen, welche scheinbar gegen die Regel homogener Anähnlichung verstosen, wie *salig pin*, *sundig pluot* etc. finde ich gerade die höchste Treue für dieſelbe, denn ſo wenig wie heut zu Tage ein Deutscher *ſelig*, *ſündig* spricht, ſondern entweder *ſeliχ*, *ſündiχ* oder (in Oberdeutschland) *ſelik*, *ſündik* (auch vielfach *selik*, *sündik*, worauf hier ja nichts ankommt), alſo in beiden Fällen auslautende Fortis, ſo ist es ſicherlich auch damals geweſen. Wir ſehen aus dem Allen, dass das Bedürfnis homogener Anähnlichung in der hochdeutschen Sprache ſehr lebhaft vorhanden war; wäre es alſo zu gewagt, eine ſolche auch in unſerem Falle anzunehmen? Man könnte zwar einwenden, dass in *lêpt*, *rêkt* und ähnlichen Fällen, obschon langer Vokal vorangeht, dennoch harte Muta folgt, ja ſogar trotz der Ableitung, welche b und g verlangt. Aber dieſer Einwand beweist nichts, denn erstlich wirkt die Assimilationskraft zwischen gleichartigen Lauten (Vokalen unter ſich und Conſonanten unter ſich) stärker als zwischen ungleichartigen (Vokale auf Conſonanten und umgekehrt); hier alſo überwog der Einfluss der nachfolgenden Fortis (t) den des vorangehenden langen Vokals; zweitens aber ist die regressive Assimilation überhaupt mächtiger als die progressive, d. h. der nachfolgende Laut wirkt im Allgemeinen stärker als der vorangehende; unter den zahlloſen Fällen, welche die allgemeine Lautlehre von Assimilationen der verschiedensten Art bietet, beruhen wol fünf Sechsteile auf regressiver Wirkung.

---

§ 21.

Die Aspiraten.

1. Wir stehen hier vor einem der schwierigsten Punkte der Lautlehre, ja der ganzen Grammatik. Wenn die Dunkelheit, welche auf dieſem Gebiete herrscht, von Vielen nicht empfunden wird, ſo kommt dies nur von der Gleichgültig-

keit her, mit welcher man sich überhaupt phonetischen Fragen gegenüber verhält. „Dergleichen gehört gar nicht in die Grammatik," pflegen Manche zu sagen, „sondern in die Physiologie." Als ob es nicht gerade für die Grammatiker von höchster Wichtigkeit sei, zu wissen, was denn das eigentlich für Dinge sind, von denen sie reden und deren Namen und Zeichen sie, gleichsam blind, gebrauchen! Als ob überhaupt die Kenntnis eines vieldeutigen Namens und einer willkürlichen Chiffre — denn etwas anderes sind die historisch entstandenen Buchstaben nicht — für den Mangel der Sachkenntnis entschädigen könne! Nun, diese Gleichgültigkeit hat sich gerächt. Ueberall da, wo in der grammatischen Theorie die Aspiraten auftreten, da herrscht eine Verwirrung, welche zum Teil freilich ans Komische streift, die jedoch in Wahrheit betrübend ist und der Sprachkunde zum entschiedenen Nachteil gereicht hat. — Das Seltsamste dabei ist, dass die Sache von der Wissenschaft selbst, objectiv genommen, in ihren Hauptzügen bereits in's Klare gebracht ist und dass Viele nur in unglaublicher Sorglosigkeit um diese Ergebnisse sich nicht kümmern und in dem alten falschen Wege verharren, blos weil es so hergebracht ist. Die folgende Darstellung wird von dem hier Gesagten den Beweis liefern.

2. Bekanntlich unterscheidet die griechische Grammatik ihre Laute folgendermasen: A. φωνήεντα (*vocales*); B. ἡμίφωνα (*semivocales*); zu ihnen rechnet sie λ, μ, ν, ϱ, ς; C. ἄφωνα (*mutae*), und zwar a. ψιλά (*tenues*): π, τ; κ; b. μέσα (*mediae*): β, δ, γ; c. δασέα (*aspiratae*): φ, ϑ, χ. Mit diesen letztgenannten haben wir es hier allein zu tun. Ueber den Lautwert derselben wurde und wird gelehrt: φ sei = lat. deutsch. f, ϑ = engl. th, χ = deutsch. ch; wie denn hiermit die neugriechische Aussprache vollkommen stimmt. Dabei ist nun freilich manches Auffallende. Wir lesen Aeuserungen der Alten, welche wol über die Richtigkeit dieses Lautwertes stutzig machen könnten; diese mögen auf sich beruhen, wir heben nur den in der Einteilung selbst liegenden Widerspruch gegen jene Erklärung hervor, nämlich

deutsches f und ch, engl. th ſind keine stummen Laute, ſondern ἡμίφωνα (*semivocales* oder nach unſerer Bezeichnung *fricativae*) ſo gut wie das σ; mithin müssen zur Zeit, als jene Einteilung getroffen wurde, die Zeichen φ, ϑ, χ einen andern Lautwert als den oben angegebenen gehabt haben. Dass ſie später und vielleicht schon recht frühe, lange vor Christi Geburt, ihn wirklich bekamen und ſeitdem behielten, ist eine Sache für ſich; genug, jene Einteilung entspricht dieſem Sachverhalt nicht mehr, obschon dieſelbe beibehalten wurde, ſo wenig wie z. B. das neugriechische β, δ, γ noch den Namen einer Muta verdienen, da ſie ebenfalls Frikativlaute (Spiranten) geworden ſind; nach unſerer Bezeichnung ist β = w, δ = ſ, γ = j; trotzdessen halten die Neugriechen auch hier immer noch die alte Kategorie fest. — Dass übrigens die Sache mit den Aspiraten nicht recht in Ordnung ſei, fühlte man wol auch; Buttmann erklärt: „φ und χ liegen in Abſicht der genaueren Aussprache noch ſehr im Dunkeln. Wir sprechen entweder das lat. f oder das griech. φ nicht genau aus; und im letzteren Falle gilt dasſelbe von χ.“ Dass B. hierbei des ϑ weglässt, ist schon ein Beweis, dass ihm der Kern der Frage nicht klar geworden. Was ihn beſonders befremdet zu haben scheint, war der Umstand, dass, nach den ausdrücklichen Zeugnissen der Alten, lat. f nicht den Laut des griech. φ hatte, wie denn Cicero einen griechischen Zeugen öffentlich auslacht, weil er nicht *Fundanius*, ſondern *Phundanius* spreche. Da liegt nun aber die Schwierigkeit gerade nicht; zu Cicero's Zeit war das griech. φ längst reine Fricativa (Spirans) geworden und der ganze Unterschied zwischen ihm und dem lat. f bestand darin, dass jenes rein labial, dieſes denti-labial gesprochen wurde, ein Unterschied, welchen Buttmann ebenfalls nicht kannte, wie denn überhaupt phonetische Betrachtungen jener Zeit noch ſehr fern lagen. Man begnügte ſich eben, die Zeichen (Buchstaben) anzuſehen und ihnen Namen zu geben, bezüglich zu lassen; gleichviel ob ſie auf den Laut passten oder nicht.

3. Als nun aber im Laufe dieſes Jahrhunderts denn doch allmälig eine tiefer eingehende, das Weſen der Laute ſelbst erfassende Betrachtung leiſe aufzusteigen begann, da war das Erste, dessen man dabei bedurfte, ein (annähernd) allgemeines Lautſystem, dessen Kategorien für alle Sprachen Geltung hätten. In Ermangelung eines ſolchen nun behalf man ſich mit dem griechischen, welches unter allen damals bekannten in der Tat das naturgemäseste war, da es wenigstens die Gruppen der homorganen und homogenen Laute dem Prinzip nach zu teilen versteht. Alſo ein Fortschritt war damit jedenfalls geschehen; nur zeigte ſich auch ſofort der Uebelstand, dass die griechische Einteilung für die neueren Sprachen zu eng war, da mehrere Laute der letzteren, z. B. w, j, ş, ſ u. a. m. dem Griechischen gefehlt hatten. Doch das nur nebenbei. Die Hauptſache für uns ist, dass jene Unſicherheit in Betreff des wahren Lautwertes der Aspiraten ſich nunmehr rächte und eine Verwirrung nicht blos in der grammatischen Terminologie, ſondern geradezu in dem grammatischen Verständnis anrichtete, welche heute bei weitem nicht überwunden ist. Weil nämlich φ = deutschem f, ϑ = engl. th, χ = deutsch. ch ſein ſollten, ſo gewönte man ſich dieſe modernen Laute ebenfalls Aspiraten zu nennen, etwas was ſie nun einmal nicht ſind, wenn man das Wort in ſeinem ursprünglichen Sinne nimmt. Der Schaden wäre noch zu ertragen geweſen, wenn man dem Worte Aspirata einen neuen Sinn untergelegt, d. h. ihm den unſerer Fricativa (Spirans) gegeben hätte; aber dem war keineswegs ſo. Es hatte ſich nämlich von jeher eine dunkle Kunde erhalten, dass in den griechischen Aspiraten ein starker Hauch, ein *spiritus asper*, ein h enthalten ſei. Der Grund dieſer Annahme lag teils in gewissen Stellen der alten Autoren, welche dies geradezu behaupten, teils aber und wol hauptſächlich darin, dass die Römer das griechische φ mit ph umschrieben; ferner, dass auch das deutsche Zeichen ch ein h enthält und endlich auch das englische Zeichen th. Man vermischte hiebei den phonetischen Standpunkt mit dem graphischen; die Wenigen,

welche die Sache phonetisch beleuchten wollten, trösteten ſich mit der Wahrnehmung, dass ja dieſe Laute wirklich den Luftstrom durch die nur unvollkommen geschlossenen Organe hindurchlassen; das werde wol mit dem „starken Hauche“ gemeint ſein. Dass alsdann auch w, j, s, ſ, ja ſelbst l, r Aspiraten ſein müssten, fiel ihnen nicht ein. — Was war unter ſolchen Umständen natürlicher, als nunmehr auch andere Laute, in deren Zeichen (Buchstaben) ein h vorkommt, für Aspiraten zu erklären? Ein ſolcher Laut ist das s unſerer Bezeichnung; derſelbe wird in drei Hauptsprachen mit Hilfe eines h geschrieben, nämlich franz. ch, engl. sh, deutsch sch; gut, ſomit musste der Laut eine Aspirata ſein und als ſolche gilt er Vielen, ich möchte fast ſagen den meisten Grammatikern bis auf den heutigen Tag![1]

4. Aber die Verwirrung ſollte noch gröser werden. Durch Jakob Grimm war die historische Sprachforschung in's Leben gerufen und dadurch zugleich der Etymologie ein bei weitem wichtigerer Platz erobert worden, als ſie bis dahin beſeſſen hatte. Den Glanzpunkt ſeiner historisch-etymologischen Forschungen bildet das berühmte „Geſetz der Lautverschiebung,“ zufolge dessen jene drei Lautklassen der griechischen Mutae ſich nach drei Sprachgebieten dergestalt ablöſen, dass da, wo 1) im Sanskr. Lat. Griech. die *Aspirata, Media, Tenuis* steht, da steht 2) im Gothischen, in den niederdeutschen und nordischen Sprachen die *Media, Tenuis, Aspirata;* und 3) im Hochdeutschen die *Tenuis, Aspirata, Media*, wobei die angegebene Ordnung streng zu beachten ist. Beispiele: griech. θυγάτηρ, goth. *dauhtar*, hochd. *tohtar*. Es trifft ſich nun aber, dass da, wo dieſem Geſetz zufolge im Hochdeutschen th stehen ſoll, statt dessen jedesmal z steht, z. B. lat. *dens*, griech. *ὀ-δόντ;*

1) Der Genosse des s, nämlich das ſ unſerer Bezeichnung, hätte demnach ebenfalls für eine Aspirata erklärt werden müssen; aber ſeltſam, das that man nicht, vermuthlich weil ſeine Bezeichnung (franz. j, g, engl. j) kein h in ſich hat.

got. *tunthus*, hochd. *zan*, *zân;* und daraus nimmt Grimm Veranlassung auch z eine Aspirata zu nennen. Wahrscheinlich meint er dabei nur, der Laut z vertritt hier die Stelle der wirklichen Aspirata (th); in seinen Worten jedoch liegt dies nicht, er zählt in der Regel das z ohne Weiteres den übrigen Aspiraten bei und seine Nachfolger sprechen, zum Teil mit einer Art freudiger Genugtuung über diese Entdeckung, von der „Aspirata z." Doch weiter: Da wo die gutturale Aspirata stehen soll, da bietet das Lateinische, Gothische und oft auch das Althochdeutsche nicht das von Grimm begehrte *ch,* sondern *h*; in Folge dessen gilt ihm auch dieses als Aspirata, obschon er es sonst unter die Spiranten zu stellen pflegt. Wir haben über den Gebrauch des Wortes Aspirata bei Grimm eine förmliche Nachsuchung angestellt; das Resultat war, dass er mit demselben bezeichnet zunächst das griechische φ, ϑ, χ und zwar ohne alle Rücksicht auf die Zeit, das älteste wie das jüngste; ferner hochd. ph, f, ch, sch, z und h, dies letzte jedoch gilt, wie gesagt, öfter und besonders in Lauttabellen auch als Spirans, so wie das z auch in seiner Eigenschaft als Doppelconsonant aufgefasst wird; endlich das niederdeutsche und nordische th, dh, goth. þ. Ob Grimm in den betreffenden Stellen die Laute selbst meint oder nur ihre Zeichen, wird nicht klar, da er eine strenge Scheidung zwischen beiden überhaupt nicht beobachtet. Und diese Verwirrung findet sich keineswegs blos in Grimm's älteren Schriften, sondern ganz ebenso in der Gesch. d. deutsch. Spr. (1848) und selbst noch im D. W. (1860); nicht minder in den Schriften des grösten Teils seiner Nachfolger.

5. Inzwischen erschien (1834) die „Kritische Grammatik der Sanskrita-Sprache" von Franz Bopp. In dieser findet sich folgende Erklärung:

„Ein jeder Aspirate wird wie sein Nicht-Aspirirter mit beigefügtem deutlich vernehmbarem h ausgesprochen. Man darf also nicht etwa kh wie ein deutsches ch, ph nicht wie f, oder th wie ein englisches th aussprechen, sondern nach Colebrooke wird kh gerade so wie in *inkhorn,* ph wie in *haphazard,* th wie

in *nuthook*, bh wie in *abhorr* etc. gelesen. Ebenso verhält es sich mit den übrigen Aspiraten."

Diese Erklärung, an sich vollkommen deutlich, wirft — so sollte man meinen — mit Einem Schlage alle bis dahin geltenden Annahmen über den Haufen und löst die ganze Verwirrung. Aber seltsam, in Wirklichkeit trug sie für lange Zeit in Bezug auf das allgemeine Bewusstsein der Sprachgelehrten so gut wie gar keine Frucht! Zunächst scheint Bopp selbst weit davon entfernt gewesen zu sein, mit der obigen Erklärung eine allgemeine sprachwissenschaftliche Begriffsbestimmung aufstellen zu wollen, welche nunmehr auch für andere Sprachen Geltung hätte; sondern es scheint ihm nur darum zu tun, Bericht zu erstatten, wie englischen Gewährsmännern zufolge die sanskritischen Aspiraten von den indischen Gelehrten ausgesprochen werden. Und obwol Bopp in seiner „Vergleichenden Grammatik" für die Aspiraten des Sanskrit dieselben Bestimmungen giebt, so schreibt er selbst in der zweiten Ausgabe dieses Werkes (1857) noch:

„Das Althochdeutsche meidet in den meisten Quellen ch (oder dafür hh) am Wort-Ende und setzt in dieser Stellung h, auch da, wo die Aspirata die Verschiebung einer altgermanischen Tenuis ist, z. B. im Accusativ der geschlechtslosen Pronomina, wo *mih, dih, sih* für goth. *mik, þuk, sik*, mhd. und ahd. *mich, dich, sich* steht." V. G. I.², p. 110.

Demnach rechnet Bopp so gut wie Grimm das ahd. h im Auslaut, welches phonetisch weiter nichts als die Spirans χ unserer Bezeichnung ist, zu den Aspiraten. Ferner:

„Die Labialen sind im Gothischen: *p, f, b*, mit ihrem Nasal *m*. Das Hochdeutsche hat bei diesem Organ, wie das Sanskrit bei den sämmtlichen, eine doppelte Aspiration, eine dumpfe (*f*) und eine tönende, welche *v* geschrieben wird, und dem skr. *bh* näher steht." V. G. I.², p. 114.

Also die Spirans *f* gilt auch für Bopp noch als Aspirata; von der völlig irrigen Vorstellung in Betreff des *v* ganz zu schweigen. Von *z* wird allerdings mit gröserer Bestimmtheit als bei Grimm erklärt, „dass *z* = *ts* die Stelle der Aspirata vertritt" (p. 122).

6. Es ist das Verdienst Rudolf von Raumer's, zuerst und schon kurze Zeit nach dem Erscheinen der Bopp'schen Grammatik in seiner 1837 erschienenen Schrift „Die Aspiration und die Lautverschiebung" jene Erklärung der sanskritischen Aspiraten als eine allgemeine und bindende Lautbestimmung für die Sprachwissenschaft festgestellt zu haben. Dass Vieles von dem, was in dieser Schrift bereits ganz klar dargelegt worden, heute, also nach 30 Jahren, immer noch von so Vielen als unklar behandelt wird, Anderes, was als unumstöslich zugegeben ist, immer noch keinen rechten Einfluss auf die grammatische Terminologie gewinnen konnte, so dass insbesondere die leidige Vermischung zwischen Aspiraten und Spiranten auch in sonst trefflichen grammatischen Werken etwas ganz Gewönliches ist: das darf überraschen und zeigt, wie schwer Vorurteile selbst auf dem Boden der reinen Wissenschaft abgelegt werden. Die wesentlichsten Ergebnisse seiner Forschung legt Raumer in folgende Sätze nieder:

I. Alle wahren Aspiraten des Sanskrit, Griechischen (Lateinischen) und Germanischen haben einen stummlautenden Bestandteil und dadurch unterscheiden sie sich von den Spiranten.

II. Hinter dem stummlautenden Teil der Aspirata wird ein vernehmbarer Hauch gehört, und dadurch unterscheidet sich die Aspirata von der Tenuis. Dieser Hauch kann zwar der Theorie nach auch ein reiner, der Muta abgesondert nachklingender Spiritus asper sein, ist aber in der Regel der Anfang einer charakteristischen Spirans gewesen.

III. Hieraus folgt, dass weder das lateinische und deutsche f, noch das neuhochdeutsche ch den Namen von Aspiraten verdienen. Sie sind nichts als scharfe Spiranten. Mithin haben das Lateinische und Hochdeutsche alle Aspiraten eingebüst.

IV. Die Grimm'sche Lautverschiebung beruht auf dem Vorhandensein wirklicher Aspiraten. Wo diese fehlen, hat sie ein Ende, daher kein Uebergang von gothischem f in hochdeutsches b.

V. Als Uebergangsstufe aus der dunkeln Aspirata (kh, th, ph) in die Media (g, d, b) haben wir die helle Aspirata (gh, dh, bh) nachgewiesen, wenn sie auch nicht immer graphisch unterschieden wird.

Für die uns in diesem Augenblicke vorliegende Frage kommen hauptsächlich die Punkte 1—3 in Betracht. Es

ſei uns gestattet ad 2 zu bemerken, dass als die eigentliche Aspirata, wie auch wahrscheinlich R. v. Raumer es meint, und wie ſich später noch bestimmter zeigen wird, eben nur *Muta + spiritus asper* gelten darf. Der Uebergang des Spiritus asper in eine Spirans ist bereits eine Trübung der echten Aspirata, welche später einen Doppelconſonanten erzeugt und zuletzt mit dem völligen Uebergange derſelben in die entsprechende reine Spirans endet, d. h. ph in f, th in s, kh in χ unſerer Bezeichnung, wie dies ja im Griechischen und Deutschen klar zu Tage liegt.

7. Jene Auffassung der Aspiraten einmal zugestanden, verschwindet in der Tat ſowol phyſiologisch als historisch jede Unklarheit. Nur — das dürfen wir nicht verschweigen — bietet die betreffende Auffassung ſelber anfänglich einige Schwierigkeit dar. Es gab und giebt freilich ſehr Viele, die durchaus nicht begreifen, was denn in der Erklärung Aspirata = Muta + Spiritus asper, wenn ſie dieſelbe bei Bopp oder in einem englischen Grammatiker leſen, irgend Bedenkliches liege; ph ist eben = p + h, bh = b + h; was braucht es mehr? Es ſind dies im Weſentlichen Dieſelben, welche heitern Mutes auch die „Aspirata z“ willkommen hiesen. Gerade Die, welche nicht blos Buchstaben ſehen, ſondern Laute verstehen wollen, alſo Die, welchen jene Bopp'sche Erklärung ſo ſehr erwünscht ſein musste, weil durch ſie Licht in das Dunkel der ganzen Angelegenheit kam, gerade ſie konnten ſich in Betreff des Ausgangspunktes des Zweifels nicht erwehren, eines Zweifels, von welchem ſie, wir wiederholen es, am meisten wünschten, dass er ungegründet ſein möge. Zunächst machten ſie jene englischen Beispiele stutzig. In ihnen allen steht nämlich die betreffende Aspirata als Silbengrenze, dergestalt, dass die Muta zur vorangehenden, der Spiritus asper aber zur nachfolgenden Silbe gezogen und ſomit die lautliche Verbindung beider Factoren gelöst wird. Auf ſolche Weiſe lassen ſich freilich alle binären und ternären Lautverbindungen gleich gut aussprechen, aber ſie lässt ſich leider auf die überwiegende Anzahl der Fälle, wo

im Indischen die Aspiraten auftreten, nicht anwenden. Was nutzt *haphazard, abhorr, nuthook* etc. für die Aussprache von *pha, bha, tha* etc. oder *phna, bhna, thna* etc. oder vollends *aph, abh, ath* etc.? Der Anschluss entweder an den vorangehenden oder an den nachfolgenden Laut fehlt ja in solchen dem Indischen ganz geläufigen Fällen jedesmal und nur vermöge solchen Anschlusses nach beiden Seiten vermochten wir jene englischen Wörter auszusprechen! — Ferner: die Inder sind denn doch Menschen mit denselben Lautwerkzeugen wie wir; nun, ist denn bei uns in Europa und speziell in Deutschland die Lautverbindung *pha, bha, tha, dha, kha, gha* wirklich phonetisch verschieden von *pa, ba, ta, da, ka, ga?* Man lasse Tausende diese Lautreihen lesen, sie werden zweimal dasselbe aussprechen, ja selbst die gelehrtesten Kenner des Sanskrit, wenn sie indischen Text lesen, sprechen die Aspiraten nicht anders aus als die Nichtaspiraten. Und auch wo sie sich bemühen, den Unterschied einmal recht anschaulich zu machen, da sprechen sie nur entweder die Muta mit starker Intonation, einer gewissen Anstrengung der betreffenden Organe und längerem Verschluss aus, also etwa ein kräftiges *pppa, bbba;* oder sie schieben zwischen die Muta und den Spiritus asper ein kurzes *e* (ein *Schwa*, eigentlich den sehr kurz gesprochenen unbestimmten Vokal) ein, also etwa $p_e ha$, $b_e ha$ etc. Beides genügt nicht der zu Grunde liegenden Erklärung und passt vollends auf jene englischen Beispiele nicht im mindesten, und diese sind doch hier vor Allem masgebend. — In solcher Ratlosigkeit mag wol mehr als Ein Anfänger des Sanskrit seine Zuflucht zu einem verzweifelten Mittel genommen haben, wenn auch nur im Stillen, nämlich ohne Weiteres die indischen Aspiraten für Spiranten zu erklären, also *kh* = deutschem ch, *gh* = j, *th* = hartem englischen th, *dh* = weichem englischen th, *ph* = f, *bh* = w; und zwar um so lieber, als mehrere dieser Laute, z. B. das uns so unentbehrlich scheinende ch und f auffallender Weise in dem so reichen Lautsystem der Inder sonst fehlen würden. Dass auf diese Weise j und w im indischen Alphabet doppelt vor-

kämen, erklärte man ſich dadurch, dass vielleicht der eine Laut das palatale, der andere das velare j ſei, und beim w der eine das rein labiale, der andere das denti-labiale. Dass dies Alles gegen Bopp's ausdrückliche Warnung läuft, entschuldigte man durch das beliebte Erklärungswort „spätere Entartung," welches übrigens hier ſeine Dienste verſagte, denn es ſetzt voraus, dass es einmal doch eine Zeit gegeben, wo Aspiraten wirklich als *Mutae* + *spir. asp.* gesprochen wurden, und damit ist ja die alte phyſiologische Schwierigkeit wieder da; denn was einmal möglich ist, muss in ſolchem Falle immer möglich ſein. Nein, die einzige Rettung wäre geweſen, zu ſagen: Die englischen Berichterstatter haben ſich geirrt, ſie haben geradezu falsch gehört, haben Laute oder Lautverbindungen zu hören geglaubt, welche phyſiologisch unmöglich ſind. Aber ſo weit ist unſeres Wissens denn doch Niemand gegangen; man lies die Sache lieber im Unklaren. Wie verführerisch jedoch der oben beschriebene Ausweg ſein musste, davon ist wol der beste Beweis, dass Brücke in ſeinen „Grundz. d. Phyſ. u. Syst." ihn ebenfalls einschlug; vgl. daſelbst p. 82 ff. Und hier trat einmal der ſeltene Fall ein, dass die historische Grammatik in einer rein lautlichen Frage der Phyſiologie gute Dienste leistete und ſie vor einem Irrtume bewarte. Es war wiederum R. v. Raumer, welcher, gestützt auf die Ausſagen und Einteilungen der alten indischen Grammatiker, ſo wie auf die grammatischen Verhältnisse des Sanskrit ſelbst nachwies,[1] dass die Brücke'sche Annahme unmöglich ſei; und Herr Prof. Brücke ſelbst hat in Folge dessen ſeine frühere Meinung über die Aspiraten aufgegeben, ohne jedoch darum völlig der Auffassung R. v. Raumer's beizutreten.[2]

8. Was nun dieſe Raumer'sche Auffassung über den phyſiologischen Hergang bei Bildung der Aspiraten betrifft, ſo entgeht R. allen den oben erwähnten Bedenken dadurch,

---

1) Geſ. sprachwiss. Schriften, p. 384 ff. Dann weiter p. 394 ff.

2) „Ueber die Aspiraten des Altgriechischen und des Sanskrit" in der Zeitschrift für die österr. Gymnaſien. Jahrgang 1858, Heft 9.

dass er annimmt, die Aspiraten ſeien nicht (niemals?) gesprochen worden als Muta + Spiritus asper, ſondern als Muta + homorgane Spirans, aber wohlgemerkt: dieſe homorgane Spirans ſei nicht die völlig entwickelte geweſen, denn eine ſolche Verbindung hätte wirkliche Doppelconſonanten ergeben (*pf, ts, kχ, bw, df, gf*), ſondern ſie ſei geweſen eine unentwickelte, ein „unentwickelter Nachhall." Von ſolchen unentwickelten Lauten will nun Brücke nichts wissen (vgl. weiter unten, § 22. 6), das ſei ein unklarer, lediglich allegorischer Ausdruck, und da Brücke ſich andererſeits doch auch den Raumer'schen Nachweiſungen nicht verschliesen kann, dass die Aspiraten keineswegs Spiranten, ſondern Mutae mit einem gewissen (wie immer gearteten) Nachhall geweſen ſeien, ſo erklärt er jenen Nachhall für wirkliche Spiranten und gelangt dadurch zu dem Schlusse: Aspirata = Muta + echte homorgane Spirans, mithin = den oben erwähnten Doppelconſonanten: *pf, ts* (deutsches *z*), *kχ* etc. Zur Rechtfertigung dieſes Standpunktes fügt er hinzu: „Wenn man bedenkt, wie viel Deutsche es giebt, die unſer Zett für einen einfachen Conſonanten halten, und wenn man bedenkt, wie unmittelbar bei Einheit der Artikulationsstelle das Explosivgeräusch des Verschlusslautes in das Reibungsgeräusch übergeht, ſo kann man es wol für möglich halten, dass die alten Inder dieſe Laute als einfache betrachteten." Dagegen erklärt ſich nun Raumer in ſeiner Erwiderung auf's bestimmteste und weist wiederum aus der indischen Grammatik nach, dass die Aspiraten unmöglich Doppelconſonanten geweſen ſein können, da ſie z. B. in der Metrik nicht Poſition machen, auserdem aber auch manche von den Doppelconſonanten, die wir durch eine ſolche Auffassung der Aspiraten erhalten würden, im Sanskrit wirklich vorkommen, alsdann aber niemals als Aspiraten geschrieben, ſondern in jeder Beziehung von dieſen unterschieden werden, vgl. *jutsu, atsi.* Ueber die Natur des „unentwickelten Reibungsgeräusches" spricht ſich dann Raumer auf höchst klare und bestimmte Art aus, ſo dass wir unſererſeits ihm, was die Sache ſelbst betrifft,

unbedingt zustimmen, ohne dass wir darum zugestehen mögen, die indischen Aspiraten seien wirklich principiell so gesprochen worden; wir halten vielmehr an der Erklärung Muta + Spir. asp. fest und denken, die dabei obwaltende physiologische Schwierigkeit wird nicht unüberwindlich sein (vgl. 11—12). Raumer selbst scheint diese letztere Auffassung nicht ganz zu verwerfen; er sagt (p. 402): „Wenden wir das Dargelegte auf die alten Aspiraten an, so erkennen wir auch, wie nahe sich der reine Hauch, der nach einigen Sanskritgrammatikern dem Verschlusslaut der Aspirata folgen soll, und das unklare Reibungsgeräusch, welches Andere verlangen, einander standen. Sie gehen dermasen in einander über, dass auch feinhörende Beobachter in manchen Fällen streiten werden, ob der Oeffnung des Verschlusslautes der reine Hauch oder der leiseste Anfang eines unklaren Reibungsgeräusches folge."

9. So gab es denn nunmehr folgende Auffassungen von dem Wesen einer Aspirata:

I. Die völlig confuse der älteren und leider auch vieler neueren Grammatiker, wonach sie alles Mögliche sein kann, je nachdem die alten Namen gewisser Buchstaben oder die „organische" (soll heisen historisch-etymologische) Entwickelung es verlangen.

II. Die blind gläubige Derer, welche die Erklärung der englischen Grammatiker: Aspirata = Muta + Spiritus asper ohne alles Bedenken aufnahmen und weiter gaben, obschon sie solche Laute nicht aussprechen und ihre naturwissenschaftliche Möglichkeit nicht nachweisen konnten.

III. Die Aspiraten sind weiter nichts als die Spiranten der zugehörigen Muta, also *ph* = f, *bh* = w, *th* = hartem englischen th, *dh* = weichem englischen th, *kh* = deutschem ch, *gh* = deutschem j. — Die stille Meinung Mancher, die öffentlich ausgesprochene Brücke's (in den „Grundzügen").

IV. Die Aspiraten sind = Muta + unentwickelte homorgane Spirans. (R. v. Raumer.)

V. Die Aspiraten ſind = Muta + echte homorgane Spirans, d. h. ſie ſind Doppelconſonanten, alſo *ph* = pf, *bh* = bw, *th* = ts (deutsches z), *dh* = dſ, *kh* = kχ, *gh* = gj. Spätere Meinung Brücke's (in dem Aufſatz „Ueber die Aspiraten d. Altgr. etc.").

Von dieſen Auffassungen kamen, wie die Sachen bis dahin standen, strenggenommen nur die letzten drei in Betracht; denn die ersten beiden schlossen ſich von ſelber aus, wo es auf Verständnis eines Lautes ankam. Allerdings aber lenkte die zweite später in die phyſiologische Bahn gleichfalls ein, wo ſie ſich dann, nach unſerer Meinung, als die richtige, die eigentliche Theorie bestimmende auswies. Wir wollen dabei gleich hier bemerken, dass im Laufe des Sprachlebens ſolche echte Aspiraten zu Lauten wurden, welche den folgenden drei Auffassungen entsprachen; etwas was in Bezug auf III. und V. klar vor Augen liegt und in Bezug auf IV. teils aus Berichten der alten Grammatiker, teils nach der Natur der Lautentwickelung mit Notwendigkeit geschlossen werden muss.

10. Als Vorbereitung zur endgiltigen Löſung beachte man zunächst folgende Erwägungen:

a. Alle Unterſuchungen, die wir bisher mitgeteilt haben, gehen weſentlich von dem deutschen Standpunkte aus, d. h. ſie stützen ſich auf die Aussprache der deutschen Verschlusslaute (Mutae). Wie nun, wenn dieſe letzteren, wenigstens vor Vokalen, keine echten Nichtaspiraten im Sinne der Inder wären? Dieſe Annahme wird zunächst schon dadurch begründet, dass die Slawen bekanntlich den Deutschen vorzuwerfen pflegen, ſie sprächen gar nicht wie ſie schrieben: *kalt, tag, pein,* ſondern *khalt, thag* (*thak, thaχ*), *phein.* Mehr zufrieden, obschon nicht ganz, ſind ſie mit der Aussprache der Romanen. Da nun die Slawenvölker in ihrem Lautſyſtem offenbar eine altertümlichere Stellung einnehmen als die Deutschen, ſo darf dies wol als Fingerzeig gelten, dass die westlichen Culturvölker und insbeſondere die Deutschen den wahren Unterschied zwischen aspirirten und nicht aspirirten Lauten verlernt haben und statt jener beiden Laut-

gruppen nur eine beſitzen, welche zwiſchen jenen beiden ſteht, jedoch im Ganzen näher den Aspiraten als den Nichtaspiraten.

b. Alle bisher mitgeteilten Unterſuchungen der deutſchen Forscher ſtützen ſich entweder auf die Beſchreibungen der englischen Grammatiker von der Aussprache der jetzigen Brahminen, oder auf die Aeuserungen alter Grammatiker der Inder ſelbst. Die letzterwähnte Quelle lassen wir in Bezug auf die Vorzeit in ihrem vollen Recht; was aber die erstere betrifft, ſo ſcheint es doch dringend geraten, statt immer und immer wieder jene Beschreibungen zu deuten, lieber endlich einmal unmittelbare Prüfungen an der Quelle ſelbst anzuſtellen, wo ſich dann doch herausſtellen muss, welche Meinung die richtige ist, ob die der englischen Berichterstatter: Aspirata = Muta + Spiritus asper oder die der deutschen phyſiologisch prüfenden Forscher: Aspirata = Muta + homorgane Spirans (entwickelte oder unentwickelte). Freilich gälte das Ergebnis zunächst eben nur für die heutige Aussprache der Brahminen und man hätte immer noch das Recht hinſichtlich der Vorzeit anderer Meinung zu ſein; aber für die phyſiologische Theorie wäre auch dies schon ein Gewinn. Denn wenn z. B. ſich ergeben ſollte, dass die Engländer Recht haben, nämlich dass Muta + Spiritus asper hier wirklich gesprochen wird, worauf doch das von allen englischen Autoren gewählte h zu deuten scheint, ſo verschwindet vor dieſer Tatſache jeglicher Zweifel an der Möglichkeit und man hat eben nur noch zu beobachten, in welcher Art die Bildung dieſer Lautverbindung phyſiologisch vor ſich geht.

c. Aber noch eine Quelle der Forschung ist übrig, und unſerer Meinung nach die Hauptquelle. Nicht blos die Tradition der Brahminen nämlich kennt die Aspiraten, ſondern die letzteren existiren noch in der lebendigen Sprache der heutigen Inder, ja der meisten Orientalen. Und zwar nicht etwa in kärglichen Resten, ſondern in vollster Kraft und reichster Entfaltung, dergestalt, dass (nach Schlagintweit's Ausdruck) bei manchen Stämmen die Rede den Ein-

druck macht, als wären die Leute fortwährend auser Athem. Hier kommt es alſo vor Allem auf Beobachtung an von Seiten Solcher, welche hinreichende phyſiologische Kenntnisse beſitzen.

Gestützt auf dieſe Erwägungen wolle man nun das Folgende leſen und daraus die ſelbstverständlichen Folgerungen auf die allgemeine Lehre von den Aspiraten machen.

11. Im Herbste 1858 hielt ſich Said Mohammed, ein Munschi (gelehrter indischer Muhamedaner) aus Kalkutta, den die Gebrüder Schlagintweit von ihrer Reiſe mitgebracht hatten und der nun in ſeine Heimat zurückkehrte, einige Tage in Wien auf und hier nahm Herr Prof. Brücke Gelegenheit ihm eine Reihe von Fragen vorzulegen, welche derſelbe nach B.'s Zeugnis mit viel Intelligenz und ſichtlich gutem Willen beantwortete. Das Ergebnis dieſer Prüfung in Bezug auf die Aspiraten hat Brücke mitgeteilt in der Schrift „Ueber die Aussprache der Aspiraten im Hindustani" (1859). Wir erfahren daraus, dass der Inder die Aspiraten der Fortes (Tenues) keineswegs als Muta + Spirans (entwickelter oder unentwickelter), auch nicht als reine Spirans, ſondern wirklich und wahrhaftig, deutlich und unbestreitbar, als Muta + Spiritus asper aussprach, alſo ganz wie die englischen Berichterstatter es gehört und beschrieben hatten. Der phyſiologische Hergang ist folgender: „Die Fortes explodiren bei nicht tönender Stimmritze: ſollen ſie nicht aspirirt werden, ſo verengt man dieſe ſofort zum Tönen, damit ſogleich nach Durchbrechung des Mundhöhlenverschlusses der folgende Vokal anklingt; ſollen ſie aspirirt werden, ſo zögert man mit dieſer Verengung, lässt die Luft einen Augenblick frei aus der offenen Stimmritze herausstürzen und erhält dadurch das h, an das ſich nun, indem man die Stimmritze zum Tönen verengt, der nächstfolgende Vokal anschliest." Dass wir Deutsche die Nichtaspiraten von den Aspiraten ſo schwer in unſerer Rede unterscheiden können, kommt daher, dass wir die Stimmritze nicht ſofort verengen, wenn der Conſonant explodirt hat, ſo dass wir eigentlich jedesmal eine Art von h mit hören las-

sen, wie die östlichen Völker es uns auch vorwerfen und wie jener Inder es ebenfalls andeutete. Allerdings aber ist bei der wirklichen Aspirata, wie die Eingeborenen in jenen Ländern sie sprechen, der h-Laut weit entschiedener entwickelt; auch im Auslaut der Wörter wird er ganz deutlich gehört. Der oben genannte Inder erklärte nach einem anderweitigen Bericht (von Arendt): Die deutschen Laute p, t, k seien weder Aspiraten noch Nichtaspiraten, jedoch den ersteren ähnlicher als den letzteren. Damit stimmt auch ein Bericht Rosen's, dass im Ossetischen die Tenues (Fortes) so völlig hauchlos gesprochen werden, dass sie Ausländern ungemein schwer fallen. — Diese Frage wäre also gelöst.

12. Ungünstiger gestaltete sich die Sache bei den sogenannten „Medienaspiraten," oder wie wir sagen würden, bei den Aspiraten der Lenes. Der Inder sprach sie — dies sei vor Allem bemerkt — niemals so aus, wie wir Deutsche es am liebsten tun: *b͡ha, d͡ha, g͡ha,* sondern gewönlich so, dass er die Stimmritze schon vor Durchbrechung des Mundhölenverschlusses erweiterte, so dass die mit tönender Stimme angefangene Muta nicht als Lenis, sondern als Fortis explodirte, etwas was man etwa durch *bpha, dtha, gkha* bezeichnen könnte, wobei das *b, d, g* durch den sogenannten Purkinje'schen Blählaut (d. h. den Ton der während des Mundhölenverschlusses tönenden Stimme) deutlich gemacht wird. Da aber, wo dies nicht geschah, da löste sich der Spiritus asper von der Muta völlig ab; so namentlich bei Silbentrennung, z. B. *pig-hälna, ad-ha. ab-hi,* aber auch im Auslaut, z. B. in *bag-h.* In Betreff des letzteren Beispiels stellt Brücke die Sache so dar: Man tue, als wolle man das Wort *Waghäusel* sprechen, breche aber hinter dem h ab, so dass es nicht in einen Vokal übergeht, sondern als bloser Hauch das Wort endet; dann braucht nur noch das w in b geändert zu werden, so hat man genau das betreffende Wort. Vom Anlaut wird bei dieser Methode nichts erwähnt; es scheint so, als ob hier nur die vorige gelte. — Dem sei nun wie ihm wolle, ich glaube, dass die Aussprache des hier erwähnten indischen Gelehrten für die Beurteilung der

weichen Aspiraten nicht durchweg masgebend ſein kann, ſondern dass dieſelbe auf einer Verschlechterung beruht, welche im Orient keineswegs allgemein ist. Ich werde in dieſer Annahme bestärkt durch einen Aufſatz von C. Arendt: „Phonetische Bemerkungen“ in Kuhn und Schleicher's „Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung“ II, 283 ff. Die Hauptfrage liegt darin: Ist es möglich, unmittelbar nach Durchbrechung des zur Bildung der Lenis erforderlichen Verschlusses die Stimmritze plötzlich ſo weit zu öffnen, dass beim Weiterfliesen des Luftstroms dieſer ſogleich stimmlos erscheint, d. h. ein h ist? Wenn dieſes möglich ist, ſo giebt es auch echte Aspiraten der Lenes. Arendt, der ebenfalls mit jenem Inder und zwar ausdrücklich der Aspiraten wegen Unterſuchungen angestellt hat, glaubt jene Frage, nach ſorgfältigster Prüfung, bejahen zu müssen. Seine Auseinanderſetzung ist zu lang, um ſie hier auch nur auszugsweiſe wiederzugeben; wir machen jedoch unſererſeits darauf aufmerkſam, dass die Methode, nach welcher *bag-h* gesprochen wird, auch im Anlaut möglich ſein muss; *Wag-h...* ist um nichts leichter als *...g-häufel.* Man spreche *g* vermittelst des Purkinje'schen Blählautes und öffne dann rasch die Stimmbänder zur Erzeugung des h. Ich habe mehrfach Solchen, die der Sache ganz unkundig ſind, auf dieſe Weiſe die Silben *bha, dha, gha* vorgesprochen und die Anlaute ſind stets richtig als *bh*, *dh*, *gh* erkannt worden. Auch erwähnen die englischen Berichterstatter durchaus nicht, dass die Sache bei den Lenes (Medien) ſich anders verhalte als bei den Fortes (Tenues); und ſo dürfen wir wol inzwischen, bis noch genauere Prüfungen an Ort und Stelle stattgefunden haben, uns der Zuverſicht überlassen, dass auch bei den weichen Aspiraten ihre Angabe ſich bestätigen werde.

Anmerkung. Man beachte die im Laufe des Sprachlebens fortschreitende Nivellirung der Lautcontraste. Die Urvokale ſind in enge Grenzen eingeschränkt worden und statt ihrer eine Menge von Zwischenvokalen aufgetreten, welche bereits ſämmtlich eine starke Hinneigung für den unbestimmten Vokal verraten. Die beiden Gruppen der Aspiraten und Nichtaspiraten ſind bei den westlichen Völkern

in eine indifferente Mittelgruppe zuſammengeflossen. Die auf fester Schliesung der Lautritze beruhenden, also stark conſonantischen Mutae weichen immer mehr den lockerschliesenden, alſo den Vokalen näher stehenden Spiranten. Ja, in manchen Landstrichen fliesen ſogar die harten (tonlosen) und weichen (tönenden) Laute in eine mit halboffener Stimmritze zu sprechende Mittelstufe zuſammen.

---

§ 22.

Der Affrikationsprozess.

1. Der Lautvorgang, welcher hier besprochen werden ſoll, kann ſich möglicher Weiſe zu allen Zeiten und in allen Sprachen ereignen, wirklich historisch nachweisbar ist er nur in einzelnen Sprachen und fällt in eine bestimmte Zeit. Am kräftigsten trat er auf im Griechischen und Hochdeutschen und wir werden uns begnügen, die weſentlichen Erscheinungen desselben auf dem Gebiet der letztgenannten Sprache zu erörtern; dieſelben ſind masgebend für alle übrigen. Der ganze Vorgang hängt auf's engste mit der Lehre von den Aspiraten zuſammen und kann nur bei vollem Verständniss der letzteren überhaupt gewürdigt werden.

2. Ob die hochdeutsche Sprache innerhalb des Zeitraums, aus welchem schriftliche Denkmäler vorhanden ſind, wirkliche Aspiraten beſessen habe, ist schwer zu entscheiden. Bei der grosen Unſicherheit, welche über den Lautwert der Zeichen *ph* und *ch* herrscht, müsste man vor Allem auf das Zeichen *th* achten. Dieſes Zeichen nun findet ſich allerdings im Ahd. keineswegs ſelten, insbeſondere in zwei Hauptdenkmälern, bei Otfried und dem Ueberſetzer des Tatian; aber, merkwürdiger Weiſe, steht es hier nicht an den Stellen, wo nach dem Geſetz der Lautverschiebung die Aspirata eintreten ſollte, nämlich als Vertreterin des gothischen (urdeutschen) *t*, ſondern genau an den Stellen, wo auch das Gothische ſelbst die Aspirata *(þ)* hat, alſo da, wo ſonst das Ahd. die ſogenannte Media (hier *d*) bietet, vgl. *thîn*, ſonst *dîn* (goth. *þeins*); *thaz*, ſonst *daz* (goth. *þata*); *thuruh*, ſonst *duruh* (goth. *þairh*); *thrî*, ſonst *drî*

(goth. *þreis*) etc.; ja O. und T. ſelbst ſchreiben nur im Anlaut *th*, ſonſt haben ſie ebenfalls das zu erwartende *d*, z. B. *werdan* (goth. *vairþan*), *erda* (goth. *airþa*). Nach R. v. Raumer's Vermutung (A. u. L. p. 31), welcher ich mich durchaus anſchliese, ist die Schreibung *th* in jenen Denkmälern nur ein graphischer Misgriff für *dh*, welche letztere Bezeichnung man darum nicht anzuwenden wagte, weil das Lateinische, welches man fortwährend als Richtschnur im Auge hatte, dieſelbe nicht kennt. Der durch ſeine graphische Genauigkeit auch ſonſt ſich vorteilhaft auszeichnende Ueberſetzer des Iſidor schreibt wirklich an dieſen Stellen *dh*, und zwar nicht blos im Anlaut, ſondern auch im Inlaut, alſo *dhîn*, *dhazſ*, *dhurah*, *dhrî*, *werdhan*, etc. Was war nun der Lautwert dieſes *dh* und des misbräuchlich dafür geſetzten *th*? Aller Wahrscheinlichkeit nach ſollte es die weiche Aspirata, d. h. die Aspirata der Lenis *d* ausdrücken. Dieſelbe ist aus phonetischen Gründen nötig, um aus der harten Aspirata *(th)* in die weiche Muta *(d)* zu gelangen und die Entwickelungsreihe *th* — *dh* — *d* im Altſächſischen graphisch verbürgt, ja auch das altnordische *th* wird mit dem schwedischen *d* durch das Schwanken des älteren Schwedischen zwischen *th* und *dh* vermittelt. Vgl. R. v. Raumer's Geſ. sprachw. Schr. p. 426. Dass O. und T. im Inlaut, viele Denkmäler überhaupt nicht dieſe Aspiration graphisch anerkennen, beruht auf Ungenauigkeit der Schreibung oder kann vielmehr als ein Beweis dafür gelten, dass die Aspiration ſelbst bereits im Erlöschen und die Muta bei Vielen zum Durchbruch gelangt war. In den andern Lautreihen fehlen die Spuren von ihr gänzlich, ausgenommen dass J. wieder an der entsprechenden Stelle *gh* bietet, ein *bh* kennt auch er nicht.

3. Wie aber verhält ſich das Hochdeutsche an den Stellen, wo nach dem Geſetz der Lautverschiebung die Aspirata wirklich eintreten ſollte, d. h. an den Stellen, wo das Gothische die ſogenannte Tenuis (*p*, *t*, *k*) bot? Auffallender Weiſe findet ſich hier schon im Ahd. — von den zweifelhaften Zeichen ph und ch abgeſehen — niemals th, ſondern

dafür das Zeichen z, dessen Lautwert wir einstweilen auf ſich beruhen lassen. Im Lauf der weitern Sprachentwickelung aber bildet ſich allmälig ein Doppel-Verhältnis aus, wobei wir allerdings in Bezug auf die Lautwerte das uns in dieſer Hinſicht allein genau bekannte Gebiet des Neuhochdeutschen zu Grunde legen und hinſichtlich der früheren Perioden auf die folgenden Unterſuchungen verweiſen müssen. Danach ist alſo der für die zu erwartende Aspirata eintretende Laut:

A. Ein Doppelconſonant, bestehend aus der der Aspirata homorganen harten Muta + der homorganen harten Spirans, alſo statt ph, th, kh treten ein bezüglich pf, ts, kχ; von denen der zweite im Deutschen bekanntlich mit z, der dritte anfangs mit ch (als nämlich h noch = χ war), später mit cch oder kch bezeichnet wurde. So stets im Anlaut. Beispiele: goth. *pund*, hochd. *pfund*; goth. *taihun*, hochd. *zehan*, *zehen*, *zehn*; goth. *kalds*, ahd. und noch jetzt mundartlich *kchalt*, mhd. nhd. in den ursprünglichen Laut zurücktretend: *kalt*; in- und auslautend nur nach kurzem Vokal oder Conſonant, z. B. goth. *sliupan*, nhd. *schlüpfen*; goth. *hairtô*, hochd. *herza*, *herze*, *herz*.

B. Die homorgane harte Spirans ſelbst, alſo statt ph, th, kh treten ein bezüglich f, s, χ. So in- und auslautend nach langem Vokal stets. Beispiele: goth. *hrôpan*, nhd. *rufen*; goth. *smeitan*, nhd. *schmeisen* (geschr. *schmeiszen*); goth. *at*, nhd. *âs* (geschr. *asz*); goth. *galeikan*, nhd. *gleixen* (geschr. *gleichen*); ſeltener nach kurzem Vokal und alsdann inlautend mit Gemination des Conſonanten, z. B. goth. *skapan*, nhd. *schaffen*; goth. *skip*, hochd. *schif*, *schiff*; goth. *itan*, nhd. *essen*; goth. *vakan*, nhd. *waχχen* (geschr. *wachen*); noch ſeltener nach Conſonanten, z. B. goth. *arka*, nhd. *arche*.

Dieſer Vorgang, der im Weſentlichen ebenſo auch im Griechischen stattfand, ist von mir (D. L. p. 44) Affrikationsprozess genannt worden, eine Bezeichnung, die mehrfach gebilligt worden ist.

4. Die Frage, ob die urſprüngliche (gothiſche oder urdeutſche) harte Muta ſich im Hochdeutſchen zunächſt zu einer wirklichen Aspirata geſtaltet, oder ob ſie unmittelbar in die ſpäter geltenden Laute (Doppelconſonant und Spirans) übergegangen ſei, wage ich nicht zu entſcheiden; die Handſchriften wenigſtens bieten niemals th für z und gerade die Dentalaspirata wäre hier allein entſcheidend, denn die allerdings vorkommenden ph und ch beweiſen nichts. Dass ſie den Lautwert echter Aspiraten gehabt haben, alſo = p + h, k + h geweſen ſeien, glaube ich nicht, ſchon darum, weil ſonſt der Mangel des th doch ſehr auffallend wäre; der Analogie des z zufolge müssen ſie ebenfalls Doppelconſonanten (dies Wort im weiteſten Sinne genommen, vgl. ſpäter) geweſen ſein. Was das ch betrifft, ſo erinnern wir daran, dass das Zeichen h im Althochdeutſchen unzweifelhaft den Lautwert χ hatte, wie ſich daraus ergiebt, dass es im Auslaut ſtehen kann (*dah, doh, loh, noh* etc.), im Inlaut häufig geminirt wird (*sahha, dahhes, lohhes*), im Anlaut oft vor Conſonanten auftritt, wo ein reiner Spiritus asper kaum ausſprechbar wäre, z. B. *hleitar* (scala), *hrad* (rota), *hnîgan* (incumbere); endlich ſogar nach Conſonanten, ja zwiſchen zwei Conſonanten vorkommt, z. B. *walh, ferh, durh, furht*, wo der Spiritus asper geradezu unmöglich iſt; in der Tat wird auch heute noch in manchen Gegenden Oberdeutſchlands das h vielfach als χ geſprochen, z. B. *seχen* (videre), *geχen* (ire), *steχen* (stare), vgl. Schmeller 495, Stalder p. 58. Daraus ergiebt ſich, dass das Zeichen ch anfänglich ganz genau den Laut kχ ausdrückt; ſpäter jedoch, als einerſeits dieſer Laut zu ſchwinden begann, andererſeits das h ſich mehr und mehr zum blosen Spiritus asper verflüchtigte, man alſo das Bedürfnis eines neuen Zeichens für den Laut χ fühlte, da benutzte man das frei gewordene Zeichen ch, um ihm den Laut χ zu erteilen, welchen es bis heute behalten hat. Daher kommt es, dass man in der Uebergangszeit (vereinzelt ſelbſt noch im Mhd.) ſo häufig cch, kch findet, wo in der älteſten Zeit bloses ch ſtand. Ganz entſprechend findet ſich bei den Labialen in dieſer Zeit

häufig pph, weil ph allmälig den Laut f angenommen hatte, dies letztere wahrscheinlich in Folge des griechisch-lateinischen Vorgangs.

5. Eine weitere Frage ist die, ob die Spirans sich unmittelbar aus der Muta (bezüglich Aspirata) entwickelt habe oder ob sie erst durch den betreffenden Doppelconsonanten hindurchgegangen sei. Ich glaube das Letztere; schon deshalb, weil der sofortige Uebergang von Muta zu reiner Spirans einen Sprung vorausſetzt, wie ihn die Lautentwickelung sonst gar nicht liebt. Aber auch die Sprachdenkmäler weisen darauf hin; denn selbst an den Stellen, wo später die reine Spirans ihren festesten Sitz hat (inlautend nach langem Vokal), steht ahd. und mhd. in der Dentalklasse immer noch das Zeichen des Doppelconsonanten z, dessen Lautwert in der älteren Zeit unmöglich viel von ts verschieden gewesen sein kann. In den beiden andern Lautgebieten (Labialen und Gutturalen) findet sich im Ahd. wenigstens recht oft ph, pf, f innerhalb eines Stammes neben einander, z. B. *scafan* (creare), *scuof* (creavit), *scuafun* (creaverunt), *scuoffe* (creaverit), *scaffe* und *scephe* (creet), *scaphit* (creat), *skepfende* (creans); und ebenso ist's mit ch, cch, h, z. B. *sprehhan* (loqui), *sprihhu* (loquor), *sprehhe* und *spreche* (loquar), *sprecchest* (loquaris), *sprah* (locutus sum), *sprâchin* (locuti sint). Wenn nun der Laut des Doppelconsonanten überhaupt in einem Stamme auftritt, so darf man wol annehmen, dass es einmal eine Zeit gegeben habe, wo derselbe in dem betreffenden Stamme durchweg geherrscht hat, und dass er erst später, aus phonetischen Gründen, nach langem Vokal in die reine Spirans übergegangen ist. Den Grund aber dieses Ueberganges gerade an solcher Stelle sehe ich darin, dass das Gewicht des langen Vokals, verbunden mit der mehrfachen Consonanz das Wort allzusehr belastete und eine Erleichterung desselben nötig machte, ein Vorgang, für den die Sprachgeschichte auch an andern Stellen zahlreiche Belege bietet, man denke z. B. an die Verstümmelungen, welche reduplicirte Formen an ihren Endungen zeigen! Dass diese Erleichterung aber

gerade durch den Wegfall der Muta geschah und blos die Spirans übrig blieb, dafür sehe ich den Grund darin, dass das Hochdeutsche, wie bereits früher gezeigt wurde, harte Muta hinter langem Vokal überhaupt nicht liebt, während die den Vokalen in homogener Beziehung viel näher stehende Spirans leichten Anschluss bietet.

6. So ist denn nach unserer Auffassung die Lautreihe, welche beim Affrikationsprozess durchlaufen wird, folgende: Muta, Aspirata, Doppelconsonant, Spirans, und diese Stufen gehen nicht plötzlich und sprungweise, sondern langsam und allmälig, man könnte sagen: durch stetige Zwischenglieder in einander über. Ob im Hochdeutschen die Stufe der Aspirata wirklich einmal vorhanden war, lassen wir unentschieden; genug, in den Denkmälern, welche wir besitzen, liegt kein Beweis für die Annahme derselben. Naturwissenschaftlich notwendig ist die Anname einer echten Aspirata (Muta + Spiritus asper) bei diesem Lautprozess nicht; die Muta kann in den Doppelconsonanten auch so übergehen, dass sie sich statt mit dem reinen Hauche sofort mit der weiteren Zwischenstufe, nämlich mit einer Spirans verbindet,[1] wobei wir es dahingestellt lassen, ob dieselbe eine „unentwickelte“ oder eine „entwickelte“ sei. Das Gesetz der Stetigkeit verlangt zunächst die erstere, und die Möglichkeit einer solchen hat R. v. Raumer als naturwissenschaftlich berechtigt und historisch vorhanden nachgewiesen. Brücke allerdings will von einem solchen unsichern Nachhall nichts wissen; er sagt: „Ein Reibungsgeräusch existirt oder es existirt nicht. Wenn es existirt, so kann es mehr oder weniger intensiv sein, es kann kürzere oder längere Zeit dauern, es kann an der einen oder der andern Artikulationsstelle erzeugt werden; aber es kann

1) Ein Lautprozess, der selbst in unsern Tagen noch vor sich geht. Hier in Schlesien nennt das Volk einen Tunnel vielfach ohne Weiteres Zundel, wobei das epenthetische d nicht zu verwundern braucht, dies ist provinziell, vgl. *Mändel, Faendel, Haendel* etc. von *Mann, Fahne, Hahn.*

nicht unentwickelt ſein wie ein Organismus, erſt Embryo, dann Thier oder Pflanze .... Die ganze Bezeichnung ist allegorisch, und Herr v. Raumer wird es gewiss verschmähen an ihr festzuhalten, jetzt nachdem die Dinge klar und einfach auseinandergelegt ſind.“ Dieſe letzteren Worte beziehen ſich auf einen Punkt, wo Raumer ſich geirrt hatte und wo Brücke nachwies, dass das, was Raumer für eine unentwickelte Spirans gehalten (nämlich beim englischen th und beim deutschen pf), eine vollständige ſei, nur mit eigentümlicher Artikulationsstelle; etwas was Raumer im Jahre 1837, als er dies schrieb, noch nicht wissen konnte, indem erſt durch die Brücke'schen Arbeiten die Lehre von den Artikulationsstellen völlig in's Klare geſetzt worden ist. Raumer giebt in ſeiner Antwort (G. S. p. 394 ff.) ſeinen früheren Irrtum in dieſem Punkte zu, in der Sache ſelbst aber, d. h. in der Annahme einer unentwickelten Spirans, hält er ſeinen Standpunkt fest und ich meinerſeits muss ihm völlig beistimmen. Das weſentlichste Moment ſeiner Erörterungen scheint mir zu ſein, dass ein bestimmtes artikulirtes Reibungsgeräusch immer nur dann entsteht, wenn die betreffenden Organe ſich wirklich in die feste Stellung begeben, die zur Erzeugung dieſes Lautes erforderlich ist, und in dieſer Stellung eine gewisse Zeit verharren. Geschieht dies nicht, bleiben die betreffenden Organe weiter aus einander, verharren vielleicht auch eine kürzere Zeit in dieſer Lage, als dies beides bei einer gewönlichen Spirans der Fall ist, ſo entsteht eben jenes unſichere Reibungsgeräusch, jene unentwickelte Spirans. Ich möchte dabei an die unvollkommene Bildung der Vokale erinnern, welche entstehen, wenn bei der Bildung des Lautes nicht alle die Mittel angewandt werden, welche die menschlichen Sprachwerkzeuge beſitzen, um denſelben deutlich unterscheidbar und klangvoll hervortreten zu lassen. Man übertrage dies auf die Spiranten, ſo erhält man die in Rede stehenden Laute, die man alſo analog der bei den Vokalen üblichen Terminologie gar wol „Spiranten mit unvollkommener Bildung“ nennen könnte, obschon ich in dieſem Falle den Raumer'schen Ausdruck

„unentwickelte Spirans“ vorziehe, weil er andeutet, dass aus dieſer unvollkommenen ſich ſpäter eine vollkommene zu entwickeln pflegt. Dass übrigens unter den Conſonanten nicht blos die Spiranten, ſondern auch die Mutae der unvollkommenen Bildung ausgeſetzt ſind, wird ſpäter (unter 8) gezeigt werden.

7. R. v. Raumer nennt eine ſolche Verbindung von Muta + unentwickelter Spirans ohne Weiteres eine Aspirata, weil er gefunden hat, dass die indiſchen und altgriechiſchen Aspiraten öfters dieſen Lautwert gehabt haben müssen. Ich meinerſeits möchte den Namen Aspirata lieber in ſeiner Reinheit bewahrt wissen, wonach er eben nur Muta + Spiritus asper bedeutet, und habe daher in meiner D. L. jene Uebergangslaute mit dem Namen Affrikaten bezeichnet, gegen den ſich, wenn man einmal die Sache ſelbst anerkennt, nichts Weſentliches dürfte einwenden lassen, zumal wenn man bereits die Bezeichnung Affrikationsprozess zugegeben hat. Jener Name drückt etwas ganz Bestimmtes aus und erspart vorkommenden Falls eine lange Umschreibung; zum Ueberfluss ſei er hier nochmals scharf bestimmt: Eine Affrikata entsteht, wenn bei einer Muta oder einer echten Aspirata die betreffenden Organe ſich nach Durchbrechung des Verschlusses (Muta) nicht ſofort ſo weit wieder öffnen, dass Vokal, bezüglich Spiritus asper folgen kann; auch nicht ſo wenig, dass ein wirkliches Reibungsgeräusch entsteht, ſondern ſo weit, dass die Luft ſich leiſe und unſicher, meist auch nur ſehr kurze Zeit an ihnen bricht. Ich habe damals dieſe Laute mit dem Zeichen der Aspirata geschrieben, denen ich das Zeichen der betreffenden Spirans hinzufügte, alſo phf, ths, khχ. Dieſe Bezeichnung ist nicht recht zutreffend, ich würde jetzt lieber ph^f, th^s, kh^x oder bei unmittelbarem Uebergange aus der Muta: p^f, t^s, k^x schreiben; aber auch dabei fehlt immer noch die Angabe der unvollkommenen Bildung; die bisher üblichen Mittel reichen dazu nicht aus. Beim Gebrauch der Brücke'schen Transscription (vgl. § 25) hat die Sache keine Schwierigkeit. Ich ſetze zuerst das Zeichen der Muta, bezüglich das der

Aspirata, und dahinter das der Spirans, dieſes letztere aber erhält das Zeichen unvollkommener Lautbildung und zugleich das der Reduction. Vgl. Tab. IV.

8. Wir haben ſo eben den Uebergang von Muta, bezüglich Aspirata, vermittelst der Zwischenstufe der Affrikata in den eigentlichen Doppelconſonanten besprochen; es bleibt noch übrig, den Uebergang dieſes letzteren in die reine Spirans zu erklären. Derſelbe erfolgt in ganz analoger Weiſe mit dem bisher nachgewieſenen Vorgange dadurch, dass der erste Teil des Doppelconſonanten, die Muta, einerſeits der unvollkommenen Lautbildung, andererſeits der Reduzirung anheimfällt, beide Beeinträchtigungen derſelben stetig fortschreitend, bis die Muta endlich verschwindet und ſomit nur der zweite Teil des Doppelconſonanten, die reine Spirans übrig bleibt, alſo statt pf, ts, kχ die Laute f, s, χ eintreten. Dass Conſonanten überhaupt reduzirbar ſind, beweist der Laut des polnischen rz, böhmischen ř, welches wir nach unſerer, einstweilen noch befolgten Methode ʳʃ schreiben mussten. Es beweiſen dies ferner auch die Spiranten, deren unentwickelte Form, wie ſie in den Affrikaten enthalten ist, lediglich auf unvollkommener Bildung und Reduzirung beruht. Warum ſollten die Mutae allein ſolchen Beeinträchtigungen enthoben ſein? In ihrer natürlichen Entstehung liegt nichts, was eine ſolche Ausnahmestellung notwendig macht. Eine unvollkommen gebildete Muta ist eine ſolche, bei deren Aussprache die Organe nicht fest genug auf einander gepresst werden, ohne doch geradezu ſo locker zu bleiben, dass der Luftſtrom entschiedenen Durchgang erhielte. Solche unvollkommen gebildete Mutae finden ſich zunächst individuell gar häufig, gewissenhafte Lehrer und Erzieher kennen dieſe Erscheinung ſehr wol; ſie finden ſich aber auch bei ganzen Völkern; das b habe ich z. B. von Italienern oft ſo unvollkommen sprechen gehört, dass es fast wie w klang, und bei den Spaniern ist es in zahlreichen Fällen, bei den Neugriechen ſogar stets wirklich zur Spirans w ſelbst geworden. So viel von der unvollkommenen Bildung; was aber die Reduzirbarkeit der Mutae betrifft, ſo habe ich bereits

früher zu zeigen gesucht, dass die Stellung der betreffenden Organe bei (vollkommenem oder unvollkommenem) Schluss längere oder kürzere Zeit dauern kann; eine reduzirte Muta also ist diejenige Muta, bei deren Entstehung die Organe kürzere Zeit geschlossen bleiben, als dies gewönlich sonst der Fall ist. Jede nun von diesen beiden Beinträchtigungen der Muta, sowol die Unvollkommenheit der Bildung als auch die Reduction, begünstigt den zweiten Factor des Doppelconsonanten, die Annahme auch nur eines von beiden Vorgängen erklärt das alleinige Verbleiben der Spirans. Ich vermute jedoch, dass beide Vorgänge gleichzeitig gewirkt haben und diese Zusammenwirkung war in gewissem Sinne und bis zu einem gewissen Grade sogar eine Entgegenwirkung, nämlich insofern, als die blose Unvollkommenheit der Bildung eigentlich zwei Spiranten hätte erzeugen müssen; die gleichzeitige Reduction hemmte diese üppige Spirantenentwickelung, so dass zuletzt, wenigstens nach langem Vokal, doch nur eine einzige Spirans übrig blieb. Ich bin geneigt zu glauben, dass die Energie, mit welcher in älterer Zeit die beginnende Spirans (Grimm's ȝ) ihr Reibungsgeräusch scheint bemerklich gemacht zu haben — man denke an die Isidor'sche Bezeichnung *sſ*, *sſſ* — als ein Zeugnis dafür gelten darf, dass die schon vorhandene Spirans des Doppelconsonanten nicht blos durch die Reduction der Muta mehr hervortrat, sondern auch durch die unvollkommene Bildung derselben einen wirklichen Zufluss ihres Elements erhalten hat.

9. Es bleibt zum Schluss noch die Frage: Welches waren die Ursachen des Affrikationsprozesses und der ihm zu Grunde liegenden Lautverschiebung? Ohne irgendwie tieferen physiologischen und ethnographischen Untersuchungen vorgreifen zu wollen, welche dieser Sache dereinst noch viel Licht zuführen dürften, glaube ich doch, dass selbst auf Grundlage der bisher gewonnenen Lautkunde die Hauptpunkte wol erklärbar sind. Ich finde das unmittelbar bewegende Moment dieses in der Tat höchst interessanten Lautvorgangs in dem allmäligen Verlust der Aspiraten bei den westlichen Völkern und in dem bei den Germanen dar-

aus hervorgehenden Bestreben, diesen Mangel zu ersetzen. Jener Verlust selbst aber — darauf wiesen wir schon früher hin — hängt zusammen mit einer allgemeinen Nivellirung der scharfen Lautkontraste, wie die Sprachgeschichte sie unwiderleglich dartut. Das sinnliche Element schwindet im Laufe der Zeit aus der menschlichen Rede mehr und mehr, alles Interesse wendet sich von der Form hinweg zum Inhalt; man sucht die erstere auf das bescheidenste Mas zu bringen, es soll in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Wesentliches (Inhalt) gegeben werden. Daher die, ja allgemein bekannte, Abschleifung der grammatischen Formen, das Leben zieht sich, wie bei allen alternden Individuen so auch bei den Wörtern, aus der Peripherie nach dem Centrum, die Ableitungs- und Flexionssilben verkümmern, fliesen in einander, erlöschen; bis zuletzt fast nur der nackte Stamm übrig bleibt, wie im Englischen, dieser modernsten aller Sprachen, deren sinnliches Element auf ein Minimum eingeschränkt, während die geistige Kraft zu einer staunenswerten Höhe gestiegen ist. Daher ferner die Verwirrung und Trübung der alten Quantitätsverhältnisse gegenüber den accentischen. Daher die, wie vielfache Zeichen andeuten, sogar äuserlich schnellere Rede der neueren Zeit gegenüber der Sprechweise des Altertums. Und daher endlich auch jene oben erwähnte Nivellirung der Lautvorgänge. Die Laute, als das sinnlichste Element der Rede, wurden am frühesten dem höheren geistigen Zwecke dienstbar gemacht, sie mussten am frühesten jeden Anspruch auf eine besondere Sorgfalt und Anstrengung von Seite des Sprechenden aufgeben. Die Lautwerkzeuge, d. i. die Organe des Mundes und Kehlkopfes in möglichst natürlich bequemer Lage zu lassen, complicirte Bewegungen derselben zu vereinfachen, am liebsten in eine einzige zusammenzulegen: darauf strebt sichtlich die ganze Entwickelung hin und noch heut kann dieselbe in mannigfachster Weise bis in die engsten Kreise der individuellen Rede verfolgt werden; wir haben früher einmal (§ 20. 5) auf einen Fall hingewiesen. Dass übrigens bei solchen Lautvorgängen an Bewusst-

heit, Reflexion und Abficht von Seite des Sprechenden nicht zu denken ist, dass vielmehr im Wefentlichen es fich hier um einen Naturprozess handelt; ferner dass Manches, was in den folgenden Aufstellungen zeitlich und räumlich scharf abgegrenzt auftritt, in Wahrheit fich taufendfältig durchkreuzt, bis die neue Schöpfung endlich rein an's Licht tritt: darauf hinzuweifen, ist wol felbst für den weiteren Leferkreis diefer Blätter kaum nötig.

I. Die tonlofen oder harten Mutae (die *Tenues* der älteren Grammatik) wurden urspränglich überall fo gebildet, wie noch heute bei den östlichen Völkern, nämlich: Die Stimmritze ist anfänglich fest verschlossen, fie und die Lautritze öffnen fich gleichzeitig; die Stimmritze erweitert fich jedoch nur unbedeutend, fo dass eben nur die Stimmbänder schwingen und den (mittelbar oder unmittelbar darauf folgenden) Vokal erzeugen. Soll die dazu gehörige Aspirata entstehen, fo erweitert fich die Stimmritze einen Moment bis zum Hervorstos eines vollen Luftstroms und verengt fich erst dann zum Tönen des Vokals.

II. Die tönenden oder weichen Mutae (die *Mediae* der älteren Grammatik) werden gebildet, indem bereits bei Oeffnung der Lautritze die Stimmritze zum Tönen gestellt ist. Soll die dazu gehörige Aspirata entstehen, fo tritt ganz wie vorhin für einen Moment völlige Oeffnung der Stimmritze ein, dann wieder Verengung für den Vokal.

III. In die hier beschriebene Lautbildung nun brach, wie mir scheint, zunächst dadurch eine Störung ein, dass man bei Erzeugung der *Tenues* die Stimmritze nicht mehr verschloss, fondern die Lautritze bereits öffnete, während die Stimmbänder noch in der bequem geöffneten Lage waren, in der fie beim Athmen in der Regel fich befinden. Die Folge davon war, dass die eigentlichen *Tenues* aufhörten und zu einer Art von *Aspiraten* wurden; wenn auch nicht zu wirklichen und normalen, fo doch zu Lauten, welche den echten Aspiraten viel näher stehen als den echten harten Mutis. Daher der Tadel der Slawen und mehr noch der

Orientalen über die Aussprache unseres p, t, k und die Klage der Deutschen, dass die p, t, k-Laute der Orientalen so schwierig nachzusprechen seien.

IV. Bei Bildung der sogenannten *„harten Aspiraten"* durfte man sich der Bequemlichkeit in einem mindern Grade überlassen, weil der Hervorstos des Luftstroms eine vorherige Schliesung des Kehlkopfes viel nötiger machte. Aber auch hier brachte man es nicht mehr zu einer energischen und völligen Schliesung, sondern nur zu einer Verengung der Stimmritze. Die Folge davon war, dass die Aspiraten der *Tenues* mit denen der *Mediae* zusammenflossen.

V. Aber auch die plötzliche Erweiterung der Stimmritze, welche bei allen Aspiraten vorhergehen muss, bevor sie sich zum Tönen abermals (für den Vokal) verengte, war dem fortschreitenden Nivellirungstriebe störend und musste es um so mehr sein, als dieselbe jetzt bereits auf eine äuserst kleine und darum schwache Bewegung reduzirt war; es handelte sich schon nicht mehr um ein kräftiges Aufreisen der Stimmbänder, sondern nur noch um eine Erweiterung der bereits zum Flüstern eingerichteten Bänder, welche dann sofort abermals in die Flüsterstellung übergehen mussten. So gab man dieses störende und gewiss akustisch bereits sehr unwirksam gewordene Mittelglied gänzlich auf, d. h. die *Aspiraten* erstarben und an ihre Stelle waren die *Mediae* getreten.

VI. Hierdurch wäre die Zahl der bestehenden Mediae ansehnlich gesteigert und Wörter in dieser Beziehung gleichlautig geworden, die sonst getrennt waren. Das Sprachgefühl ward dies wol inne und wollte die Trennung aufrecht erhalten. Da unter den angegebenen Verhältnissen eine einfache Umkehr auf dem Nivellirungswege unmöglich war, so wurde die Aenderung da vorgenommen, wo sie leichter oder vielmehr allein sich ausführen lies, nämlich bei den organisch berechtigten Lauten, den alten *Mediis;* diese mussten von ihrer Stelle weichen. Es spiegelt sich gleichsam in die-

ſem engsten Ramen ein grosartiger und ungefähr gleichzeitiger Prozess des Völkerlebens; denn was war die „Völkerwanderung“ anders als eine Völkerverschiebung? — Die Aenderung der alten *Mediae* wurde aber dadurch bewirkt, dass man ſie, die ja schon früher ſich viel einfacher bilden liesen als die andern, nunmehr mit möglichster Schlaffheit der Organe aussprach, d. h. die Stimmbänder bei ihnen gar nicht einmal mehr näherte, ſondern ſie in der allerbequemsten Lage des Atmens lies. Die natürliche Folge war, dass die alten *Mediae* zu *Tenues* wurden.

VII. Alſo eine abermalige Vermischung; diesmal auf dem Gebiet der *Tenues*. Beſeitigte man auch dieſe durch weitere Fortschiebung der ursprünglichen *Tenues*, ſo dass dieſe zu *Aspiraten* wurden? Damit wäre freilich der Kreislauf geschlossen und die Zahl der Lautgruppen wieder vollständig, nur mit verschobenem Beſitzstande! Grimm's Theorie verlangt es ſo und Viele glauben noch heut daran, in Wahrheit verhält es ſich anders. Man erwäge, dass eine ſolche Neuschöpfung der Aspiraten nur vermittelst phyſiologischer Vorgänge möglich geweſen wäre, die als untauglich für die damalige Sprache eben beſeitigt waren und dass die ganze Lautverschiebung nur darum vor ſich gegangen war, um dieſelben entberlich zu machen. Und nun ſollten genau dieſelben Vorgänge, nur an anderen Wörtern, auf's Neue eingefürt und dadurch die ganze Entwickelung illuſorisch gemacht werden? Es widerstrebt dies dem natürlichen Lauf der Dinge und es ist auch hier nicht geschehen. Die Trennung der alten *Tenues* von den neu hinzugetretenen geschah, ganz wie bei den *Medien*, im engen Anschluss an das charakteristische Element, welches bisher die nunmehr zu scheidenden Wörter schon früher unterschieden hatte. Das Hauptmerkmal für eine naive Lautbetrachtung besteht aber zwischen *Tenues* und *Mediae* darin, dass die ersteren mit kräftigerm Mundhauch explodiren, etwas was ja auch phyſiologisch nicht als falsch, wenn auch nur als ſekundäres, untergeordnetes Moment gilt. Um nun die ursprünglichen

Tenues von den neuen, aus den *Medien* zu ihnen getretenen, noch ferner zu unterscheiden, musste man ſuchen den ersteren eine gesteigerte Kraft zu geben und man scheint dies, da eine Erweiterung der ohnehin offenen Stimmritze ja nicht mehr möglich war, in der Weiſe getan zu haben, dass die Lautritze länger zuſammengepresst und der Luftstrom kräftig an ſie angestemmt wurde; gelang es alsdann, die Oeffnung der Lautritze schnell und energisch genug zu bewerkstelligen, ſo mochte wol die akustische Wirkung eintreten, dass man hinter der *Muta* noch ein *h* zu hören glaubte und dieſer Stufe gehört möglicher Weiſe das gothische *þ* an. Im Allgemeinen jedoch gelang ein ſo plötzliches Oeffnen der Lautritze nicht, ſondern der Luftstrom rieb ſich beim Hindurchgehen an den Rändern derſelben, d. h. es entstand eine *Spirans*. Dass dieſe Spirans die der Muta homorgane und anfänglich eine „unvollkommene“ ſein musste, liegt in der Natur der Sache. Wie die entwickelte Spirans dann teils neben der Muta auftrat, teils dieſelbe gänzlich verdrängte, ist früher bereits gezeigt worden. Im Gothischen findet ſich statt des ursprünglichen *p* und *k* kein *ph* und *kh*, ſondern *f* und *h*, welches letztere Zeichen die Spirans *χ* bedeuten ſollte.

VIII. Auf dem Standpunkte des gothischen *þ* stehen auch die niederdeutschen und nordischen *th*. Es scheint aber, dass der starke Druck des Luftstroms nach vorn (an die Lautritze) die Stärke desselben hinten am Kehlkopfe beeinträchtigte und dadurch eine Verengung der Stimmritze bewirkte, in Folge deren aus der tonloſen Muta eine tönende, d. i. eine *Media* wurde; daher die Vermischung des *th* mit *dh*. Indess jene oben erwähnte energische Oeffnung der Lautritze war überhaupt auf die Dauer nicht zu halten; in Niederdeutschland selbst lies man ſie schon ſehr früh weg und ſo ſank der betreffende Laut in die Media *(d)* zurück; dasselbe geschah, etwas später, auch in Skandinavien. Auf den Inſeln des Westmeeres dagegen (England, Island) bildeten ſich Spiranten aus, die anfangs neben der Muta auftraten, später dieſelbe verdrängten, aber

eine etwas verschobene Artikulationsstelle (die interdentale) zeigen.

IX. Soviel von der ersten Lautverschiebung, auf welcher die gothische, niederdeutsche und nordische Sprache stehen blieb und an welcher in einzelnen Fällen auch die östlichen Völker Anteil haben. Was die sogenannte zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung betrifft, so glaube ich, dass man im Allgemeinen derselben eine etwas zu grose Wichtigkeit beilegt; dieselbe bewegt sich in viel engeren Grenzen als man nach den Grimm'schen Tabellen glauben sollte. Zunächst gehen goth. f und h (χ) durchaus nicht, wie Grimm es wünscht und durch allerlei Combinationen wahrscheinlich zu machen sucht,[1] in *b* und *g* über, sondern bleiben was sie sind; es heist *fôtus, fuoz; hana, hano;* nicht *buoz, gano.* Zweitens bleiben gothisch *b* und *g* im Hochdeutschen der Wahrheit nach ebenfalls *b* und *g*, es heist *liban, leban; gulþ, gold;* nur spricht man freilich in Gebirgsgegenden diese Laute mit starkem Hauch, was beinahe wie *lepan, kolt* klingt und einige ahd. Denkmäler haben denn auch wirklich so geschrieben,[2] aber als allgemein hochdeutsch darf es nicht gelten. Drittens, statt goth. *p* und *k* steht hochd. *ph, pf, f* und *kχ, χ* (wir schreiben gleich die Laute phonetisch, statt der verwirrenden Zeichen *ch, hh, h*), woraus im Laufe der Zeit *pf, f* und *k, χ* wird; nun, wenigstens sind dies nicht die von Grimm begehrten *Aspiraten.* — Nur bei den Dentalen zeigt sich eine wirkliche, zweite Verschiebung: *dauhtar, tohtar; taihun, zehan; þata, daz;* wobei übrigens ebenfalls von einer echten Aspi-

---

1) Man denke an seine Lehre vom v! wonach also goth. *fôtus* im Ahd. nur misbräuchlich *fuoz* geschrieben wird; es muss durchaus *vuoz* heissen und dieses steht für *bhuoz* und dieses für *buoz!* — Wie lange wird man dies noch als Evangelium nachbeten? einem System zu Liebe!

2) *k* statt goth. niederd. *g* haben, nach Graff's Untersuchung, nur 8 Denkmäler, darunter kein einziges bedeutenderes; ungefähr 150 mischen willkürlich und oft in denselben Wörtern beide Buchstaben durcheinander; ungefähr 110, darunter Isidor, Otfried, Tatian, Williram haben ausschlieslich *g.* Aehnlich ist es bei den Labialen.

rata nichts zu ſehen, denn *z* ist keine Aspirata, ſondern vertritt blos dieſelbe. Wir unſerſeits können auch hier nur annehmen, dass die starkgehauchte Rede der Gebirgsbewohner dieſe Aenderungen hervorgebracht hat. Dieſer starke, tiefe Atem verträgt ſich nicht gut mit enggeschlossener Stimmritze, daher werden die *Mediae* in Oberdeutschland bekanntlich nicht tönend, ſondern nur flüsternd gesprochen; gewiss war es ſo auch in alter Zeit; wie wenig bedurfte es da, um die Stimmritze noch weiter zu öffnen und erst annähernd, später wirklich *Tenues* zu erzeugen. Bei den Labialen und Gutturalen blieb dies eine Eigenheit des höhern Gebirges, bei den Dentalen drang es weiter; die neuen *Tenues* zwangen dann, ganz wie bei der ersten Lautverschiebung, nunmehr auch die alten zu noch gröserer Kraftentfaltung und demgemäs zur Erzeugung der Spirans. Bei dem Uebergang von *th (dh)* in *d* ist nichts Befremdliches, derſelbe findet ſich auch in Niederdeutschland und erfolgt überall in gleicher Weiſe. — Der Umstand, dass auf Grund der hochdeutschen Mundarten ſich zunächst eine reiche Literatur und später die Schrift- und Gemeinsprache einer grosen Nation entwickelte, hat dieſen Vorgängen eine kulturhistorische Bedeutung verliehen, welche ſie, rein sprachgeschichtlich genommen, kaum beſitzen.

Noch einmal: ich bin weit davon entfernt, mit dieſen Erklärungen Alles für abgemacht zu halten, ſondern bitte, dieſelben nur als Beiträge zur Prüfung der Sache anzuſehen. Aber wie in der Naturwissenschaft auf schwierigeren Gebieten auch Hypotheſen förderlich, ja notwendig und darum willkommen ſind, ſobald dieſelben nur auf einheitlicher Grundlage die Erklärung ſämmtlicher Erscheinungen zulassen, ſo dürfte man ja wol auch auf sprachlichem Felde dergleichen Verſuche gestatten, um ſo mehr wenn, wie in unſerm Falle, das Hypothetische gar nicht einmal in der Annahme von Tatſachen, ſondern lediglich in der Verknüpfung ſolcher liegt, welche an und für ſich unbestreitbar ſind. Ob der von mir angenommene Zuſammenhang wirklich stattfand oder gerade ſo war, wie ich vermute,

dies ist eben Sache weiterer Prüfung und jede Belehrung wird mir erfreulich sein.

Anmerkung. Es handelt sich bei solchen Untersuchungen um scharfes Auseinanderhalten der einzelnen Momente, und vielleicht ist es für Anfänger in der Lautwissenschaft, für die ich doch hauptsächlich schreibe, nicht überflüssig, einige derselben namhaft zu machen. Man unterscheide: Was ist mit den Lauten geschehen? Wie ist es geschehen? Warum ist es geschehen? Alle drei Punkte bieten gegenwärtig in Bezug auf die Lautentwickelung noch reiche Ausbeute. Sodann: in wie fern beeinflussen jene Fragen die Buchstaben und in wie fern die Laute selbst; man lasse sich bei den ersteren, die uns oft allein zugänglich sind, weder durch ihre Uebereinstimmung noch durch ihre Verschiedenheit zu raschen Schlüssen in Bezug auf die letzteren fortreisen. Drittens: Man bemerke, was in der Sprache allgemein menschlich, was national, was dialektisch, was individuell ist und übertrage nicht die Erscheinungen des engern Kreises sofort auf den weitern oder baue gar Systeme auf so gemischte Tatsachen. Unsere Grammatiken und Sprachgeschichten wimmeln von Verstösen gegen diese scheinbar so nahe liegenden und selbstverständlichen Rücksichten. Als Meister in Behandlung solcher Fragen betrachte ich Rudolf von Raumer, dessen Aufsätze ich allen Freunden der Lautwissenschaft aufs dringendste empfehle, auch da wo ich vielleicht nicht ganz mich mit ihm in Uebereinstimmung befinde.

---

§ 23.

Geschichte des Buchstabens sz im Hochdeutschen.

1. Abgesehen von der Frage über die Dehnungszeichen bildet der Streit über den Buchstaben *sz* die schlimmste Plage der deutschen Orthographie. Wie ist sein Lautwert? Wann darf, wann muss er gesetzt werden? Ist er mit einem andern zu vertauschen? Und mit welchem? — Die ganze Sache ist indess so einfach, dass es schon längst keines Streites um sie mehr bedürfen sollte, vorausgesetzt, dass man die dabei zu Grunde liegenden historischen und phonetischen Vorgänge kennt; ohne diese Kenntnis freilich entsteht ein leeres Gerede, in dem Wahres und Falsches sich mischt und zuletzt Alles beim Alten bleibt. Es handelt sich nämlich hiebei um nichts Anderes als den Affrikationsprozess auf dentalem Gebiet. Was also vorhin im

Allgemeinen entwickelt wurde, ſoll nunmehr auf einem der drei Lautgebiete und zwar auf dem hierin bei Weitem interessantesten, dem dentalen, speziell nachgewieſen werden.

2. Nach dem Grimm'schen Geſetz der Lautverschiebung ſoll an den Stellen, wo urdeutsch (goth. niederd. nord.) *t* steht, im Hochdeutschen die Aspirata *th* eintreten, ausgenommen in gewissen Verbindungen, welche auch ſonst den alten Laut zu bewahren pflegen; nämlich *ht, ft, (pt), st, tr;* z. B. goth. *mahts*, hochd. *maht*, *macht;* goth. *luftus*, altn. *lopt*, hochd. *luft;* goth. *stains*, hochd. *stein;* goth. *trudan*, hochd. *tretan*, *treten.* In allen übrigen Fällen ſoll alſo die Aspirata stehen, und da es im Hochdeutschen keine Aspiraten mehr giebt, ſo tritt, wie früher gezeigt wurde, entweder Doppelconſonant oder Spirans ein. Wir lassen indess den Wert des neu eintretenden Lautes einstweilen ganz auf ſich beruhen und halten uns nur an den Buchstaben, und dieſer ist im Ahd. und Mhd. stets ein *z*, geminirt *zz* oder *tz;* ausnahmsweiſe, beſonders vor hellen Vokalen *(e, i)* wird statt *z* auch *c* geschrieben, in Folge der damals bereits üblichen und noch heute geltenden zetazistischen Aussprache des lat. *ce, ci.* Jetzt einige Beispiele:

A. Anlautend.

Goth. *tagl* (cauda), altn. desgl., schwed. *tagel*, angelſ. *taegel*, engl. *tail;* aber ahd. *zagal*, mhd. *zagel*, nhd. zuweilen noch beim Fleischhandel vorkommend: *zâl.* Goth. *taihun* (decem); nord. *tiu*, *tio*, *ti;* altſ. *tehan*, altfränk. *tian*, *tien;* angelſ. *tyn*, engl. *ten;* aber hochd. *zehan*, *zehen*, *zehn.* Goth. *tiuhan* (ducere), altn. *toga*, altſ. *tiohan*, angelſ. *teon*, engl. *tug;* aber hochd. *ziohan*, *ziehen.* Goth. *tuggô* (lingua); nord. *tunga*, *tunge;* angelſ. *tunge*, engl. *tongue;* aber hochd. *zunga*, *zunge.*

B. In- und auslautend.

a) Nach Conſonanten.

Goth. *hult* (silva, lignum, von *huljan*, tegere, occultare) nicht belegbar, auch dem Nordischen fehlend; altſ.

holt, hochd. *holz*. Goth. *hairtô* (cor), nord. *hiarta*, *hjerte*; altf. *herta*, angelf. *heorte*, engl. *heart*, holl. *hart*; hochd. *herza*, *herze*, *herz*. Goth. *hairut* (cervus) nicht nachweisbar; nord. *hiörtr*, *hjort*; angelf. *heorot*, *heort*, engl. *hart*, holl. *hert*; ahd. *hiruz*, mhd. *hirz*. Angelf. *laenten* (ver), holl. *lente*, hochd. *lenzo*, *lenze*, *lenz*. Altn. *álft* (cygnus, vgl. slaw. *labud*), angelf. *ylfet*; ahd. *albiz*, mhd. *elbez*, *elbz*. Auch in Fremdwörtern, z. B. lat. *planta*, schwed. ebenfo, holl. *plant*, hochd. *pflanza*, *pflanze*.

b) Nach Vokalen.

aa) Aelterem tt oder tz entsprechend.

Goth. *skatts* (thesaurus), Grundf. *skatta*, nord. *skattr*, *skatt*, *skat*; altf. *scat*, angelf. *sceat*, hochd. *schaz*. Goth. *nati* (rete), Grundf. *natja*, altf. *neti*, nord. niederd. *net*, *nät*; hochd. *nezi*, *neze*, *nez*.

bb) Einfachem t entsprechend.

Goth. *þata* (id), niederd. *dat*, ahd. mhd. *daz*; Goth. *blindata* (coecum), ahd. *blindaz*, mhd. *blindez*. Goth. *fôtus* (pes); nord. *fôtr*, *fôt*; altf. altfr. angelf. *fôt*, engl. *foot*, holl. *voet*; ahd. mhd. *fuoz*. Goth. *vatô* (aqua), nord. *vatn*. altf. *watar*, angelf. *vaeter*, engl. holl. *water*; ahd. *wazar*, mhd. *wazer*, *wazzer*. Goth. *hatan* (odisse), nord. *hata*, altf. *hatan*; ahd. *hazon*, mhd. *hazen*, *hazzen*.

3. Dabei zeigen fich nun, teils in der älteren Sprache felbst, teils im Verlauf der weiteren Entwickelung folgende Eigentümlichkeiten:

a) Mehrere ahd. Handschriften, am conſequentesten die der Ueberſetzung des Iſidor, ſetzen in der vorhin unter bb) aufgestellten Gruppe nicht *z*, gemin. *zz* oder *tz*, ſondern *zſ*, geminirt *zſſ*; z. B. *dhazſ*, *wazſſar*; mitunter auch *sc*, ja ſogar hie und da *s*.

b) Gerade in dieſem Falle wird, auch wenn helle Vokale folgen, niemals die Schreibung *c* angewendet, ſelbst nicht in den Denkmälern, welche anlautend statt *ze*, *zi* regelmäsig *ce*, *ci* ſetzen.

c) Die mittelhochdeutschen Reime verbinden die *z* der erwähnten Gruppe niemals mit denen der andern, alſo nicht *ſchaz : vaz, siz : biz;* wol aber zuweilen mit blosem *s*, z. B. *maz : genas, Amfortas : saz, gras : gaz* (ſämmtlich aus Parzival); *wîs : flîz* (Flore); *strûz : hûs* (M. S.).

d) Neuhochdeutsch ſpaltet ſich das ahd. und mhd. *z* in folgende Zeichen:

1) *z*, gesprochen *ts*. So überall, mit Ausnahme jenes Falles unter bb).
2) *sz*, von Manchen auch *ſs* oder *ß* geschrieben, z. B. *Nusz, Nuſs, Nuß*, mhd. ahd. *nuz*.
3) *ss*, z. B. *Wasser, hassen*, mhd. *wazzer, hazzen*, ahd. *wazar, hazôn*.
4) *s*, z. B. *das, es, aus, gutes*, mhd. *daz, ez, ûz, guotez*.
5) *sch*, z. B. *Hirsch*, mhd. *hirz*, ahd. *hiruz*. Die Abweichung des zu erwartenden *s* in *sch* ist hier lediglich eine Folge des vorangehenden *r*.

Aus dieſen vier Tatſachen nun zieht J. Grimm den Schluss, dass das Zeichen *z* der alt- und mittelhochdeutschen Handschriften einen zwiefachen Laut dargestellt habe; der eine ſei der des nhd. *z (ts)*, der andere der des nhd. *sz* geweſen, obschon ſich in Bezug des letzteren Grimm nicht ganz klar ausdrückt (vgl. D. G. I. 162 und 164); bestimmter äusert sich Graff (V, 561) über die Identität beider Laute. In dem ersteren Falle nun lässt Grimm das Zeichen *z* stehen, im letzteren dagegen schreibt er *ȥ*, alſo *zehan, herza, scaz*, dagegen *daȥ, blindaȥ, fuoȥ, fuoȥes*. Ueber Einzelheiten der Schreibung, die für uns hier keine Wichtigkeit haben, vgl. meine D. L. § 148, Seite 276 und 283. Dabei erlaube ich mir zu bemerken, dass die Erklärung, welche ich damals von dem Laute des alt- und mhd. *ȥ* gegeben habe, mir jetzt nicht mehr richtig erscheint und ich dieſelbe nach der in dieſen Blättern (unter 5) gegebenen zu berichtigen bitte.

4. Wir wenden uns jetzt zurück zur eigentlichen Lautfrage und stellen auf: Kein Zweifel, dass das ahd. Zeichen

zwei Laute vertrat; aber der weichere unter ihnen (Grimm's *ȥ*) war noch nicht völlig der unſers nhd. *sz;* und zwar aus folgenden Gründen:

a) Beide Laute des ahd. *z* müssen einander in hohem Grade ähnlich geweſen ſein, ſonst würden nicht faſt ſämmtliche alt- und mittelhochdeutsche Denkmäler bis auf hauptſächlich eines dafür dasselbe Zeichen gebraucht haben. Der Unterschied aber des nhd. *z* und *sz* (d. i. *ts* und *s* des allgemeinen Alphabets) ist ſehr bedeutend, ſo gros, dass er ſelbst einem stumpfen Ohre niemals entgehen kann; wie ſollte fast das ganze deutsche Altertum, ſelbst der ſo feinhörige Notker, ihn haben unbemerkt lassen können?

b) Ja ſelbst diejenigen Denkmäler, welche ihn anerkennen: bezeichnen ſie den milden Laut ſo wie wir es jener Annahme zufolge erwarten dürfen? Er ſoll dem in *reiszen, Preuszen* entsprechen? wäre alſo hienach ganz derſelbe Zischlaut, wie der welcher in *-nisse, glas, gras* gehört wird, kurz gleich dem auslautenden *s* oder dem inlautenden geminirten *ss,* welches auch jene Denkmäler eben nur mit *s, ss* bezeichnen. Warum hätten ſie unter ſolchen Umständen jenes schwerfällige *zſ, zſſ* dafür einführen ſollen? Es hiese das, unſere eigene (aus historischen Gründen erklärliche) Unvollkommenheit Schreibern zutrauen, welche dazu durchaus keinen Grund hatten und die zum Teil ſich ſonst als durchaus ſorgfältig zeigen.

c) Wäre das *ȥ* wirklich unſer nhd. *sz* geweſen, ſo würden die mhd. Dichter ſicherlich *ȥ* und *s* eben ſo ungescheut im Reime verbunden haben, wie unſere nhd. Dichter z. B. *Glas : Fasz, Gras : nasz,* etc. auf einander reimen. Es finden ſich nun zwar ſolche Reime; oben unter 3. c) ſind einige Beispiele angeführt, aber im Ganzen ſind ſie in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts noch ſehr ſelten. Im Inlaut werden ſie in der echt mhd. Dichtung fast überall gemieden; erst spätere Dichter bilden *küssen : güzzen,* oder das auch in anderer Hinſicht tadelhafte *rossen : stôzen* (beide aus Tit.).

Aus dieſen Gründen, schliesen wir, wird der Laut des ahd. und mhd. *ȥ* noch nicht völlig der des nhd. *sz* (d. h. die Spirans *s*) geweſen sein, wenn er gleich ihr nahe gelegen hat und im Laufe der Zeit ihr immer näher rückte, bis er endlich (warscheinlich schon im 14. Jahrh.) gänzlich mit ihr verschmolz.

5. Welcher Laut nun aber war es, den das *z* im Ahd. und Mhd. bezeichnete, ſowol an den Stellen, wo Grimm's *z*, als an denen, wo Grimm's *ȥ* gilt? Die Antwort liegt bereits in der Entwickelung des Affrikationsprozesses klar vorgezeichnet; wir können uns hier auf wenige Worte beschränken. Die Muta *t* war durch die (im Hochd. nicht nachweisbare) Aspirata *th* in den Diphthongen *ʿts* übergegangen, und dieſen bezeichnete man nach griechisch-lateinischem Vorbilde mit *z*. An gewissen Stellen, namentlich im Anlaut, blieb dieſer Laut haften und dies ist Grimm's *z*. An andern Stellen, namentlich nach langem Vokal, ging die Affrikation weiter, d. h. die Muta löste ſich allmälig durch unvollkommene Lautbildung und Reduction auf. Den Zustand dieſer allmäligen Auflöſung des ersten Factors zu Gunsten des zweiten, nämlich der reinen Spirans, bezeichnete man ebenfalls noch immer durch *z*, und dies ist Grimm's *ȥ*. Dieses letztere stellt also nicht ſowol einen bestimmten Laut, als vielmehr eine ganze Lautreihe dar, vielleicht von der leiſesten Beeinträchtigung des *t* an und jedenfalls bis zu dessen völligem Verschwinden, im Allgemeinen jedoch wird es durch *ʿs* oder, wenn man den Unterschied der Dauer noch genauer bestimmen will, durch *ʿss* zu bezeichnen ſein, und wirklich, darauf läuft die Bezeichnung des einzigen bedeutenderen Werkes hinaus, welches den Unterschied der beiden *z* graphisch darstellt; der Ueberſ. des Iſidor schreibt nämlich *zſ*, das ist genau = *tss*, die Gemination schreibt er gar *zſſ*, alſo = *tsss*, zum Zeichen, dass die Spirans bereits ein entschiedenes Uebergewicht über die Muta erlangt hatte. Warum beharrten alle Anderen bei dem Zeichen *z*? Ich denke, es geschah darum, weil der Unterschied beider Laute, obschon dem Ohre fühlbar, doch Anfangs nicht ſo gros

erschien, um eine graphische Scheidung durchaus notwendig zu machen, und später hielt die Gewonheit und das Anſehen der Vorgänger davon ab, gerade wie bei uns, die wir ja auch noch immer an dem leidigen sz festhalten, obschon allmälig die Meisten einſehen, dass nichts weiter als ein gewönliches scharfes *s* dahinter steckt. Und damals war doch die Einfürung eines neuen Zeichens ſicherlich schwieriger als heut zu Tage, namentlich ſo lange dem Laute noch ein Rest der alten Muta anhaftete. Wann dieſe gänzlich verschwunden, d. h. die reine Spirans *s*, der dem *f* und *χ* der beiden andern Lautklassen völlig analoge Laut entstanden ſei, lässt ſich mit Sicherheit freilich nicht angeben; aber die im spätern Mhd. ſo häufigen Reime zwischen *z* und *s*, ebenſo *zz* und *ss*, lassen vermuten, dass dies bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts eine vollendete Tatſache war.

6. Was wäre nun natürlicher geweſen, als den endlich durchgedrungenen Laut ſeinem nunmerigen Genossen, dem organischen, d. h. ursprünglichen, schon im Gothischen vorhandenen s-Laute auch in der Schrift völlig gleichzustellen, wie dies ja bei den Labialen mit dem *f* geschehen war und bei den Gutturalen mit dem *ch* in Kurzem geschehen ſollte, welche Laute ebenfalls aus je zwei ganz verschiedenen Quellen stammten. In der Tat geschah dies mehrfach; schon im Ahd. findet ſich bei Kero: *einas, andras*, allerdings hier erst ganz vereinzelt, wie ja auch nach unſerer phonetischen Auffassung gar nicht anders zu erwarten steht. Mhd. ſodann ist in *beste, groeste, muost, muoste, weist* dieſe Schreibung schon ſehr früh allgemein üblich; die Wörter *das, es*, die Nom. Acc. Neutr. der Adj. und Prom., ferner *wasser, vassen, vressen, vergessen* finden ſich mehrfach während des 11—13. Jahrh. und ſie, nebst andern, würden ſich wol noch häufiger finden, wenn die Herausgeber mittelhochdeutscher Texte nicht ſo eifrig bemüht wären die letzteren „grammatisch zu reinigen“, etwas, was ja im Allgemeinen ſehr wünschenswert, nur gerade für phonetische Unterſuchungen nicht förderlich ist. Seit der Mitte des 13. Jahrh.

häufigen ſich nun die Fälle des *s* für *ʒ* auserordentlich. So bietet eine Giessener Handschrift aus jener Zeit: *inweis, beis, bis, furbas, alles, schos, genos* (Weinhold, Rechtschr. S. 23); zahlreiche andere Beispiele finden ſich in den Freiburger Urkunden von 1275 (Schreiber's Urkundenbuch, S. 79 ff.), im Schwabenspiegel (nach einer Recenſion von 1287, herausg. von Lasberg), in den „Deutsch. Pred. des 13. Jahrh." herausg. von Grieshuber, u. a. O., wie denn ja von dieſer Zeit an *z* und *s* auch im Reime unbedenklich mit einander verbunden werden; vgl. Weinhold, Alemannische Grammatik, S. 149 ff.; höchst interessant ſind mir insbeſondere Fälle des Inlauts wie *vasin, grosen, drisegge* etc., vgl. S. 152. Was mochte der Grund ſein, dass dieſe Schreibung nicht allgemein wurde? Meiner Meinung nach kein anderer als jener Krebsschaden in der Bezeichnung der deutschen Zischlaute, nämlich die Vermischung der Fortis und Lenis durch ein einziges Zeichen. Da *s* neben dem scharfen Laute, welchen das *ʒ* stets hatte, noch einen ganz anderen, nämlich einen gelinden, unſer *ſ*, bezeichnete, und zwar dieſen letzteren viel häufiger als den ersteren, ſo wollte man später, als man nicht mehr naiv-harmlos die Laute hinschrieb, ſondern über die Schreibung zu reflectiren anfieng, die neu entstandene Spirans nicht ohne Weiteres durch *s* geben, konnte doch aber auch das frühere Zeichen *z* nicht mehr brauchen und ſo schrieb man beide hin: *zs* oder *sz*, von denen letztere Zuſammenstellung allmälig das Uebergewicht gewann.*) Bei den Labialen und Gutturalen war dieſer Skrupel nicht vorhanden, weil in jenen Lautgebieten die beiden Spiranten auch graphisch ſcharf geschieden waren. Dass die Sache ſich wirklich ſo verhält und dass das Zeichen *sz* durchaus nichts anderes ausdrücken ſollte, als die reine Spirans *s* (nämlich *s* in unſerm Sinne, d. h. den scharfen Laut), dafür spricht auch der Umstand, dass *sz*

*) Dass das Zeichen *ß*, rein graphisch betrachtet, wirklich nichts ſei als eine Verbindung von s und ʒ, etwas was Adelung und auch viele Neuere bezweifelten, hat unwiderleglich dargetan Raumer, Geſ. spr. Schr. p. 268 f.

häufig ſogar für organiſches S geſetzt wird, aber wolgemerkt: vorzugsweiſe, um nicht zu ſagen ausſchlieslich nur da, wo dieſes letztere die Fortis ausdrückte, alſo vor Allem im Auslaut. Aus dieſem verwickelten Verhältnis entsteht dann die heilloſe Verwirrung im Gebrauch der Zeichen für die Zischlaute während des 15—17 Jahrhunderts, vgl. Kehrein, Gramm. d. Deutsch. Spr. des 15—17. Jahrh., S. 143—146 und R. v. Raumer, Geſ. spr. Schr. p. 265 ff. Als Probe davon hier einige Beispiele aus Geiler von Kaisersberg (1510): *das schweigen, daz selbig laster, das ein fauler mensch wird dafür gehalten, daz er sei ernsthaftiger; disz, diszen* und daneben *dise; ausz* und daneben *auſwendig; gelaſſen,* bald darauf *verlaſen* und später *laszen.* Doch bricht durch dieſe Verwirrung inſofern ein Lichtstral, als Viele augenscheinlich, wenn auch mit mehr oder minder Geschick und Conſequenz, bemüht ſind, die beiden Arten des S, das weiche und das harte, durch die Schrift auseinander zu halten. Für das weiche S bedienen ſich die Drucker des 15. und 16. Jahrhunderts mit Vorliebe des einfachen ſ, für das harte dagegen der Verdoppelung ſſ, und zwar ſowol nach kurzen wie langen Vokalen und auch zwischen Vokal und Consonant. In Luther's Bibelüberſetzung von 1545, der letzten, die noch zu Luther's Lebzeiten erschien, ist dieſe Schreibung für An- und Inlaut mit groser Strenge durchgeführt, im Auslaut steht durchweg ſs. Das Zeichen ß, welches in früheren Schriften Luther's ſich häufig findet, ist hier ganz beſeitigt. Genaueres hierüber bei Raumer, a. a. O. p. 270 ff.

7. Dieſen chaotischen Zustand, welcher indess mit ſeiner naiv-phonetischen Bezeichnungsweiſe der Wahrheit oft recht nahe kam und insbeſondere um die Mitte des 16. Jahrhunderts, wie wir geſehen, auf gutem Wege war, unternahm nun das 17. Jahrhundert zu regeln und inſofern überhaupt eine allgemeine, bewusste und ſystematische Methode der Bezeichnung einen Vorzug vor dem individuellen Umhertasten hat, ſo muss auch hierin ein Fortschritt anerkannt werden. Leider nur geschah dieſe Regelung gemäs dem Geiste jener

allem Natürlichen und Volkstümlichen abgewandten Zeit im Sinne todter Buchgelehrſamkeit, und das 18. Jahrhundert, wie stürmisch es auch die Fesseln des vorangegangenen auf andern Gebieten durchbrach, auf dem Felde der Orthographie blieb es in denſelben haften; man dachte bei der Schrift an alles Mögliche, nur nicht an das Weſentlichste: die Natur der Laute. Die über die Zischlaute aufgestellten Regeln eines Schottelius (1663), Freyer (1722), Gottsched (1748 ff.), Adelung (1782) hier anzuführen, ist für unſere Zwecke und nach den früheren Erörterungen in der Tat überflüssig. Im Weſentlichen ist die Gottsched-Adelung'sche Methode noch heute die Grundlage unſerer Orthographie, wie überhaupt, ſo auch bei den Zischlauten. A. Heyſe und ſein Sohn K. W. L. Heyſe bieten in Wahrheit nur eine Modifikation derſelben, vermöge deren ſie zu dem Grundſatz gelangen: Nach allen langen Vokalen steht sz, nach allen kurzen ss. Sie schreiben alſo in deutscher Schrift: Fuß, Füße, gießt; aber Fluſs, Flüſſe, vergißt (obliviscitur), wobei das Zeichen ſs nur der Gewonheit des Auges zu Liebe steht, es ſoll ganz dasselbe wie ſſ ſein. In lateinischer Schrift ſetzen ſie statt sz das auch schon gegen das Ende des 18. Jahrh. zuweilen gebrauchten Zeichen ſs, alſo *Fuſs, Füſse, gieſst;* aber *Fluss, Flüsse, vergisst.* Sie ſind jedoch mit dieſer Regel nicht ganz durchgedrungen, die Meisten blieben bei Fluß, Flüſſe und fast gleichberechtigt steht vergißt neben vergißt. Welche Schreibung der alveolaren Zischlaute heut zu Tage in Deutschland als die eigentlich normale gilt, ist schwer zu ſagen, wobei ich noch gar nicht einmal an die „Grimmianer" denke; von dieſen wird ſpäter die Rede ſein. Am weitesten verbreitet scheint folgendes Verfaren:

A. Anlaut.

Das ursprüngliche (urdeutsche) t ist hier, abgeſehen von den gleich anfangs aufgeſtellten Ausnahmsfällen, durchgängig durch den Buchstaben und Laut z, das ursprüngliche Es durch S, Minuskel ſ, s, in Fraktur oder ſogenannten deutschen Lettern durch S, Minuskel ſ vertreten; wobei

übrigens dieſes Zeichen zwei ganz verschiedene Laute: phonetisch *sa* und *ſa*, ohne Unterschied auszudrücken hat.

B. Inlaut.

a) Vor Vokalen.

Nach kurzen Vokalen steht *ss* oder *ſſ*, in deutschen Lettern ſſ; nach langen Vokalen *sz* oder das gleichwertige *ſs* *), in deutschen Lettern ß. Demnach *hassen* (haſſen), *lassen, Wasser, essen, messen, Esse, Kresse, wissen, Rosse, Kusses, müssen;* dagegen *Strâsze* (Straße), *Mâsze, aszen, flieszen, heiszen, Preuszen.*

b) Vor Conſonanten (t).

In abgeleiteten Wörtern und Flexionen gilt der Buchstabe der Stammform, alſo *heiszt* (heißt), *flieszt;* dagegen *lasst* (laſſt), *lässt, müsst, musste.* Sehr Viele übrigens ſetzen auch im letzteren Falle *sz*, alſo *laszt* (laßt), *müszt, muszte.* Steht in der Stammform der weiche Laut, ſo wird in der abgeleiteten Form ein bloses Es geſetzt, gleichviel wie geschrieben, alſo *weiſt, weist* (indicat), *preiſt, preist* (celebrat), in deutschen Lettern weiſt, weist; preiſt, preist; die erstgestellte Form ist die beliebtere. Stammformen endlich haben ebenfalls ein bloses Es, demnach *Ast, ist, Husten,* manchmal auch *Aſt, iſt, Huſten;* in Fraktur: Aſt, iſt, Huſten, nicht leicht heut zu Tage mehr Ast, ist, Husten.

C. Auslaut (immer hart zu sprechen).

a) Dem harten Auslaut entspricht harter Inlaut (sz oder ss).

In dieſem Falle steht auslautend durchweg sz, in Fraktur ß, alſo nicht blos *Masz* (Maß), *asz* (edebam), *vergasz, liesz, hiesz, weisz* (ſowol scit als albus), ſondern auch *Hasz* (Haß), *gewisz, Flusz* etc. Die für die letzteren Fälle von Heyſe gewünschte Schreibung Haſs, gewiſs, Fluſs ist gegenwärtig bereits ganz auser Gebrauch; denn die lat. *Haſs,*

---

*) Das in manchen Handschriften und Drucken statt *sz* und *ſs* gebrauchte *ß* kann nicht als allgemeine Sitte gelten, es existirt nur in gewissen engeren Kreiſen.

gewiſs, Fluſs hat mit ihr nichts gemein als eine gewisse äusere Aehnlichkeit.

b. Dem harten Auslaut entspricht weicher Inlaut.

In dieſem Falle steht auslautend bloses Es und zwar in lat. Schrift durchaus nur s, in Fraktur durchaus nur ſ geschrieben, niemals mehr in langer Form: ſ oder ſ, etwas wobei man übrigens nicht etwa an innere Gründe zu denken hat, es handelt ſich hier lediglich um eine kalligraphische Gewonheit. Demnach *pries* (prieſ), weil der Infinitiv *(preiſen)* weichen Laut hat, ebenſo *wies, blies; Glas*, weil die übrigen Caſus *(Glaſe, Gläſer)* weichen Laut haben, ebenso *Gras, Haus, Maus.*

c. Auslaut der Partikeln und Flexionen.

Hier steht ebenfalls überall s, in Fraktur ſ; vgl. *das* (Artikel), *was, es, aus, bis, welches, jenes, gutes, Vaters, Sohnes* etc. Ausgenommen ist nur *dasz*, welches in dieſer Schreibung als Conjunction dient und dadurch vom Artikel unterschieden werden ſoll: *indesz* und zuweilen auch *desz*, wenn es für *dessen* steht, warscheinlich beide Formen zur Unterscheidung vom eigentlichen Genitiv *des* eingeführt. Manche unterscheiden auch *blosz* (nudus) von *blos* (modo, tantum).

8. Eine wunderliche Ordnung, fürwahr! und ſehr geeignet die Klage der Ausländer zu rechtfertigen, dass die deutsche Orthographie ſo „schwierig“ ſei. Nun, Schwierigkeit, wenn ſie im Weſen einer Sache liegt, ist nicht allemal ein Vorwurf, aber in der Tat ist dies Wort hier nur eine höfliche Form für etwas Schlimmeres. Dieſe ſogenannte Ordnung ist nämlich völlig prinziplos. Es stehen die eben mitgeteilten Regeln in Widerspruch:

a) mit der Etymologie; denn man schreibt *(Esse, Kresse, Rosse, Kusses* (altes *ss*) und *hassen, lassen, Wasser, esse* (altes *zz*); ferner *Rosz, Kusz, gewisz* (altes *s*) und *asz, Grusz, Hasz* (altes *z*); ferner *Glas, Gras, Haus* (altes

s) und *das, es, aus* (altes *z*); endlich *Weise, Reise* (altes *s*) und *Kreise, Ameise* (altes *z*).

b) mit der Phonetik; denn man schreibt, um hier nur Eins hervorzuheben, einen und denſelben Laut zuweilen mit drei Zeichen, vgl. was, laſſen, Haß; es ist ein Irrtum, wenn Jemand meint, der Auslaut in *das, was* ſei ein anderer als der in *Hasz, Fasz* oder der Inlaut in *lassen.* Aber freilich, das Auge ist ſeit frühester Zeit ſo lange daran gewönt worden, jenen Laut unter einem zuſammengeſetzten Zeichen zu betrachten, bis endlich das Urteil dadurch irre geführt wurde. Da nun die Gebildeten in Deutschland nicht ſowol schreiben, wie ſie sprechen, als vielmehr ſich bemühen, ſo zu sprechen, wie ſie schreiben,*) ſo halten es Viele (namentlich Schulmänner) für eine Pflicht, auch in dieſem Falle der Schrift gerecht zu werden und (wie beim *v*) den Unterschied, der nun einmal nicht vorhanden ist, gewaltſam hineinzulegen. Und zwar behaupten ſie entweder, der Laut *sz* liege zwischen *s* und *z* in der Mitte (ſo Heyſe, D. G. I. 255) oder ſie behaupten, der Laut *sz* ſei eine Verbindung zwischen *s* und *z*. Beide Aeuserungen können nur ſo verstanden werden, dass im *sz* etwas von einer Muta enthalten ſei. Wenn man nun ſolche Perſonen auffordert, doch einmal den Laut nach ihrem Prinzip auszusprechen, ſo schleifen ſie hinter dem *s* etwas die Zunge, dass es annähernd wie *sts* klingt, etwa ſo: *flies-tsen, Flus-ts.* Eine Lächerlichkeit, die übrigens den Verfechtern jener Annahme in gewönlicher Rede ganz fremd ist; ſie sprechen alsdann wie alle Uebrigen reine Spirans.

---

*) Dieſe Wechſelwirkung von Schrift und Rede hat ihren tiefen Grund und vielfach heilſame Wirkung. Das Obengeſagte ſoll nicht als ein Tadel der Sache im Allgemeinen gelten, ſondern weist nur auf eine Verkehrtheit hin. Das löbliche Streben, Aussprache und Schrift in Einklang zu ſetzen, hat ſich hiebei in den Mitteln vergriffen. — Uebrigens wiederhole ich meine Hinweiſung, dass ich gegenwärtig immer nur noch von dem allgemeinen populären Standpunkt aus die Sache betrachte. Das, was die Grimm'sche Schule dazu getan, bleibt einstweilen noch ganz unberückſichtigt.

c) mit ſich ſelbſt; denn die Hauptregel ſtellt auf: nach langem Vokal ſtehe *sz*, nach kurzem *ss;* und doch wird geſchrieben *Hasz, musz, bisz, Rosz,* ja zuweilen ſogar *läszt, gemuszt* etc., vom Gebrauch des blosen *s* ganz zu ſchweigen.

So ſteht es mit der jetzt hierin geltenden Ordnung. Und da ſoll ſich ein Ausländer zurecht finden! Da ſoll ein ſchlichter Mann aus dem Volke orthographiſch ſchreiben lernen! Da ſoll der jugendliche Geiſt, dem in unſern Schulen dieſer Unſinn eingeprägt wird, logiſche Kraft daraus ſchöpfen!

9. Sollte man's glauben, dass die Verwirrung noch höher ſteigen könne? In der Tat, ſie wurde noch geſteigert, und zwar abermals durch jene, an ſich ſo wol berechtigte und in tauſend andern Fällen ſo preiswürdige Richtung, welche auch in der Lehre von den Aspiraten die Sache verſchlimmert hat, weil ſie ihr Prinzip da anwandte, wo es nicht hingehörte. Die Ungereimtheit der eben dargeſtellten Schreibweiſe liegt nämlich ſo klar vor den Augen eines Jeden, der überhaupt ſich die Mühe nimmt, auf dieſe Dinge zu achten, dass ſie natürlich dem berühmten Meiſter der deutſchen Sprachforſchung, Jakob Grimm, auch nicht entgehen konnte und er, wie billig, den Verſuch machte ſie zu heben. Der Weg nun, den er dazu einſchlug, entſprach vollkommen der wiſſenſchaftlichen Richtung jener Zeit, welche wir hier der Kürze wegen einfach als „Hiſtorismus" bezeichnen wollen und in welcher Grimm ſelbſt einer der hervorragendſten Führer war. Danach ſollte nun die Schreibung der Ziſchlaute lediglich nach ihrer Herkunft geregelt werden. Der Anlaut kam dabei natürlich gar nicht in Betracht, da deſſen Bezeichnung bereits vollkommen mit dieſem Prinzip übereinſtimmte, in Bezug auf den In- und Auslaut aber verfuhren Grimm und ſeine Anhänger ſo, dass ſie den aus altem t, ſpäteren z entſtandenen Ziſchlaut durchweg anders geſchrieben haben wollten, als den aus altem s hervorgegangenen, wobei auf die Wahl des Zeichens ſelbſt natürlich wenig ankam, ſie gebrauchten dafür ʒ,

ß, sz, ſs, manchmal auch wol (z. B. Ziemann in der Vorrede zu ſeinem Mhd. Wörterbuche) verschiedene zu gleicher Zeit. Demnach wäre alſo zu schreiben: *haus* (domus), aber *ausz* (ex); *des* (ejus), aber *esz* (id); *gras* (gramen), aber *hasz* (odium); *massen* (copiae), aber *laszen* (sinere); *esse* (fumarium), aber *esze* (edo); *rosse* (equi), aber *genosze* (socius); *küssen* (osculari), aber *müszen* (debere); *weise* (sapiens), *reise* (peregrinor), aber *kreisze* (circulo), *ameisze* (formica); ja ſogar *krebsz* (cancer), *erbsze* (pisum), *binsze* (juncus) etc. etc., vgl. Vilmar, D. G. p. 48. Und ſo taten jene Männer wirklich, allerdings mit mehr oder weniger Conſequenz. So z. B. wurden die Wörter *aus, es, das, was,* überhaupt alle adjectivischen Neutra: *jenes, gutes,* etc. nicht blos von Grimm ſelbst, ſondern auch von den meisten ſeiner ſonst hierin noch viel eifrigeren Schüler, nach der gewönlichen Methode geschrieben; auch wollte Mancher, der gewissenhaft *laßen* und *müßen* schrieb, ſich doch zu *krebß, ameiße, erbße* und *binße* nicht entschliesen. Im Ganzen jedoch wurde das Prinzip anfrecht erhalten und die Uneingeweihten (d. h. ſo ziemlich die ganze Nation) staunten nicht wenig über die „neue Orthographie". Den zahlreichen Fragen, was denn das bedeuten ſolle, wurde mit gewichtvoller Miene geantwortet: „Dies ist historische Schreibung!"

10. Eine vollständige Kritik nun dieſer „historischen" Schreibung, welche in Deutschland eine Zeitlang ſo groses Aufſehen machte, kann natürlich in dieſen Blättern nicht gegeben werden, da dieſelben eine andere, viel allgemeinere Bestimmung haben als die verschiedenen Irrgänge deutscher Orthographie zu beleuchten. Auch ist jene Kritik durch R. v. Raumer in einer Reihe trefflicher Abhandlungen (vgl. Geſ. sprachw. Schr. p. 105—306) bereits in ſo eingehender Weiſe geliefert worden, dass jede andere strenggenommen als überflüssig gelten darf. Wir könnten uns demnach begnügen, auch in Bezug auf die Zischlaute einfach auf jene Abhandlungen hinzuweiſen, wenn wir nicht gerade an dieſer Stelle etwas entschiedener als Raumer es tut, den phone-

tischen Standpunkt und was von diesem aus wünschenswert ist, hervorheben müssten. Auch scheint jene „historische", richtiger pseudohistorische Orthographie, als welche sie Raumer nachgewiesen hat,*) die als Ganzes betrachtet wol nicht mehr gefärlich ist, bei den Zischlauten mit ganz besonderer Zähigkeit ihr Prinzip behaupten zu wollen. Zwar die eigentlichen Vorkämpfer haben sich bereits still zurückgezogen, d. h. sie haben, obschon ihren früheren Irrtum nicht offen eingestehend, demselben doch praktisch entsagt und sich in ihren neueren Schriften der allgemeinen Schreibung unterworfen. Dagegen scheint jetzt die Krankheit besonders in den mittleren Schichten der „deutschen Gelehrtenrepublik" zu grassiren und wir kennen manchen trefflichen Mann, der zwar nicht mehr Lust hat, wie noch vor zehn Jahren, zu schreiben: *helle* (Hölle), *lewe* (Löwe), *leffel* (Löffel), *derren* (dörren), *wirde* (Würde), *ber* (Bär), *geberen* (gebären), *verschemt* (verschämt), *dierne* (Dirne), *liecht* (Licht), *schweren* (schwören) etc., der aber doch an *laßen*, *müßen*, *vergeßen* und einigen andern derartigen Formen mit einer Art von Pietät wie an einer lieben Jugenderinnerung hängt. Wir verstehen und ehren dies, aber die Sache bleibt nichtsdestoweniger ein Fehler. Es giebt indess auch Andere, solche, die der Sprachwissenschaft ziemlich fern stehen, die von Grimm kaum den Namen und von unserer ältern Sprache so gut wie nichts wissen, die aber urplötzlich anfingen lateinische Lettern zu gebrauchen, alle Wörter klein zu schreiben und besonders recht viele *ß* zu setzen. Man kann dies harmlos finden und darüber lächeln, indess bleibt der-

*) Eine historische Orthographie ist z. B. in hohem Grade die englische, auf welche man in Deutschland hiebei, sehr mit Unrecht, sich zu berufen pflegte. Eine solche, wie immer man auch über ihren Wert urteilen möge, muss historisch werden, lässt sich aber nicht künstlich erzeugen und einführen. Und wenn vollends das letztere Unternehmen, wie wir später sehen werden, noch ganz andere als orthographische Zwecke verfolgt, mit andern Worten, wenn es darauf hinausläuft, die Sprache selbst im etymologischen Sinne umzugestalten (was in England nie versucht worden ist), dann ist eben das ganze Verfahren — pseudohistorisch.

gleichen immer ein Zeichen der Zeit, es zeigt, wie mächtig das Uebel geworden ſein muss, da Armſeligkeit bereits mit ihm Staat zu machen verſucht. Noch ernster wird die Sache, wenn man hört, jene Schreibung ſei hie und da in Schulen „verſuchsweiſe“ eingeführt und der Jugend als „tiefſinnige Sprachweisheit“ dargestellt worden! — — Da lohnt ſich denn doch wol noch eine Beleuchtung gerade dieſes Punktes, zumal er auch ſonst, rein wissenschaftlich genommen, wie wir geſehen haben, von beſonderem Interesse ist.

11. So fragen wir denn vor Allem: Wollen jene Männer mit dieſer ihrer „historischen“ Schreibung weiter nichts als in gewissen Fällen einen etymologischen Fingerzeig geben, dass die betreffenden Wörter an einer Stelle, wo ſie jetzt einen und denſelben Laut bieten, früher verschiedene Laute beſessen haben? Dies wäre etwas ſehr Harmloſes und hätte ſogar in vielen Fällen, nämlich überall da, wo es ſich um Etymologie und Sprachgeschichte handelt, ſeine unzweifelhafte Berechtigung; nur müsste man alsdann nicht beim *sz* stehen bleiben, ſondern die Scheidung auf alle Laute anwenden, welche einen verschiedenen historischen Ursprung haben, alſo im Nhd. zwei oder drei verschiedene *e*, ebenſoviele *o*, vier *au*, zwei *f*, zwei *ch* etc. etc. annehmen und entsprechend bezeichnen; das wäre eine conſequent historisch-etymologische Schreibung und ihr Zweck wäre, ſofort durch die Schrift anzudeuten, welchem urdeutschen (gothischen) Laute ein jeglicher Laut unſerer heutigen Sprache entspricht, ja man könnte auch wol noch über das Gothische hinaus greifen und ſämmtliche Laute unſerer deutschen Sprache wie ihrer Schwestersprachen auf die ihnen zu Grunde liegenden Laute der indo-europäischen Ursprache beziehen und ſo ein grosartiges System etymologischer Orthographie, gleichſam eine Lautgeschichte in Chiffren ausbilden. Um die Sache recht bei der Wurzel anzugreifen, müsste man eigentlich auch die Zeichen der betreffenden Urlaute zu Grunde legen, alſo z. B. das hochdeutsche *f* nicht etwa in f^1 (organisches), f^2 (unorganisches, aus *p*

entstandenes) zerlegen, ſondern man müsste das letztere, das unorganische *f*, geradezu mit p^2 bezeichnen, während p^1 das organische *p* vorstellte. Dies auf die Zischlaute angewendet, ergäbe alſo für das nhd. *sz* die Chiffre t^2 oder mit Bezug auf die Ursprache sogar d^3. Welche schwindelerregende Perspective! — — — Wenn aber jene Männer dies Alles auch nur in Bezug auf deutsches Gebiet im Entferntesten nicht wollen: Was wollen ſie denn?

12. Sie wollen teils weniger, teils mehr! Weniger, denn ſie denken nicht daran, ein ſolch festgegliedertes System etymologischer Bezeichnungen einzuführen; mehr, denn ſie begnügen ſich keineswegs damit, eine rein wissenschaftliche, sprachgeschichtliche Hinweiſung für specielle Fälle zu geben, ſondern ſie wollen mit jener Schreibung ein neues Prinzip in die allgemeine deutsche Schreibung, in die deutsche „Orthographie“ einführen, fordern zur Nachahmung auf und tadeln ſehr herb die „Verblendung“, den „Schlendrian“, welche gegen ihre Sitte ſich sträuben. Alsdann aber entsteht die Frage: Glauben jene Männer vielleicht, dass die heutige Sprache noch den betreffenden Zischlaut nach ſeiner Herkunft lautlich unterscheide? Hier ist das Ergebnis schwankend. Viele derſelben glauben es entschieden nicht, behaupten aber, man brauche ſich daran nicht zu kehren; ſie verlangen alſo eine Schreibung, deren Grund nur einem Teil der Gelehrten, wir wollen gar nicht einmal ſagen einleuchtend, ſondern nur überhaupt verständlich ſein kann, der Nation im Ganzen aber durchaus verschlossen bleibt und eine weite Kluft zwischen Sprache und Schreibung schafft, woraus die ſeltſamsten Contraste erwüchsen. So, um nur Eins anzuführen, schrieb man bisher *Genosse* und reimte das Wort auf *Rosse*, nicht aber auf *grosze;* jetzt ſoll man *Genosze* schreiben, während *Rosse* und *grosze* dieſe ihre bisherige Schreibung auch ferner behalten. Es frägt ſich nun: Soll fortan *Genosze* nicht mehr auf *Rosse* reimen, wol aber auf *grosze,* oder ſoll es mit dem Reime beim Alten bleiben? Im letzteren Falle hätten wir das wunderliche Schauspiel, dass Wörter mit vollkom-

gleichen immer ein Zeichen der Zeit, es zeigt, wie mächtig das Uebel geworden ſein muss, da Armſeligkeit bereits mit ihm Staat zu machen verſucht. Noch ernster wird die Sache, wenn man hört, jene Schreibung ſei hie und da in Schulen „verſuchsweiſe“ eingeführt und der Jugend als „tieffinnige Sprachweisheit“ dargestellt worden! — — Da lohnt ſich denn doch wol noch eine Beleuchtung gerade dieſes Punktes, zumal er auch ſonst, rein wissenschaftlich genommen, wie wir geſehen haben, von beſonderem Interesse ist.

11. So fragen wir denn vor Allem: Wollen jene Männer mit dieſer ihrer „historischen“ Schreibung weiter nichts als in gewissen Fällen einen etymologischen Fingerzeig geben, dass die betreffenden Wörter an einer Stelle, wo ſie jetzt einen und denſelben Laut bieten, früher verschiedene Laute beſessen haben? Dies wäre etwas ſehr Harmloſes und hätte ſogar in vielen Fällen, nämlich überall da, wo es ſich um Etymologie und Sprachgeschichte handelt, ſeine unzweifelhafte Berechtigung; nur müsste man alsdann nicht beim *sz* stehen bleiben, ſondern die Scheidung auf alle Laute anwenden, welche einen verschiedenen historischen Ursprung haben, alſo im Nhd. zwei oder drei verschiedene *e*, ebenſoviele *o*, vier *au*, zwei *f*, zwei *ch* etc. etc. annehmen und entsprechend bezeichnen; das wäre eine conſequent historisch-etymologische Schreibung und ihr Zweck wäre, ſofort durch die Schrift anzudeuten, welchem urdeutschen (gothischen) Laute ein jeglicher Laut unſerer heutigen Sprache entspricht, ja man könnte auch wol noch über das Gothische hinaus greifen und ſämmtliche Laute unſerer deutschen Sprache wie ihrer Schwestersprachen auf die ihnen zu Grunde liegenden Laute der indo-europäischen Ursprache beziehen und ſo ein grosartiges System etymologischer Orthographie, gleichſam eine Lautgeschichte in Chiffren ausbilden. Um die Sache recht bei der Wurzel anzugreifen, müsste man eigentlich auch die Zeichen der betreffenden Urlaute zu Grunde legen, alſo z. B. das hochdeutsche *f* nicht etwa in f^1 (organisches), f^2 (unorganisches, aus *p*

entstandenes) zerlegen, ſondern man müsste das letztere, das unorganische *f*, geradezu mit p^2 bezeichnen, während p^1 das organische *p* vorstellte. Dies auf die Zischlaute angewendet, ergäbe alſo für das nhd. *sz* die Chiffre t^2 oder mit Bezug auf die Ursprache sogar d^3. Welche schwindelerregende Perspective! — — — Wenn aber jene Männer dies Alles auch nur in Bezug auf deutsches Gebiet im Entferntesten nicht wollen: Was wollen ſie denn?

12. Sie wollen teils weniger, teils mehr! Weniger, denn ſie denken nicht daran, ein ſolch festgegliedertes System etymologischer Bezeichnungen einzuführen; mehr, denn ſie begnügen ſich keineswegs damit, eine rein wissenschaftliche, sprachgeschichtliche Hinweiſung für specielle Fälle zu geben, ſondern ſie wollen mit jener Schreibung ein neues Prinzip in die allgemeine deutsche Schreibung, in die deutsche „Orthographie“ einführen, fordern zur Nachahmung auf und tadeln ſehr herb die „Verblendung“, den „Schlendrian“, welche gegen ihre Sitte ſich sträuben. Alsdann aber entsteht die Frage: Glauben jene Männer vielleicht, dass die heutige Sprache noch den betreffenden Zischlaut nach ſeiner Herkunft lautlich unterscheide? Hier ist das Ergebnis schwankend. Viele derſelben glauben es entschieden nicht, behaupten aber, man brauche ſich daran nicht zu kehren; ſie verlangen alſo eine Schreibung, deren Grund nur einem Teil der Gelehrten, wir wollen gar nicht einmal ſagen einleuchtend, ſondern nur überhaupt verständlich ſein kann, der Nation im Ganzen aber durchaus verschlossen bleibt und eine weite Kluft zwischen Sprache und Schreibung schafft, woraus die ſeltſamsten Contraste erwüchsen. So, um nur Eins anzuführen, schrieb man bisher *Genosse* und reimte das Wort auf *Rosse*, nicht aber auf *grosze;* jetzt ſoll man *Genosze* schreiben, während *Rosse* und *grosze* dieſe ihre bisherige Schreibung auch ferner behalten. Es frägt ſich nun: Soll fortan *Genosze* nicht mehr auf *Rosse* reimen, wol aber auf *grosze,* oder ſoll es mit dem Reime beim Alten bleiben? Im letzteren Falle hätten wir das wunderliche Schauspiel, dass Wörter mit vollkom-

men gleichgeschriebener Endung im Reime nicht mit einander, wol aber mit andern, wesentlich anders geschriebenen verbunden werden dürfen. Im andern Falle, wenn die gleichgeschriebenen mit einander reimen sollen, dann müssen sie auch gleich gesprochen werden und das eine von beiden, *Genosse*, jetzt *Genosze*, wird seine Aussprache ändern und *Genôsze*, wie im Mittelhochdeutschen (*genôz*) lauten müssen. Dergleichen nun ist, auch ganz abgesehen vom Reime, von den consequenten Verfechtern dieser Richtung in der Tat verlangt worden. Wenn sie sich auch hie und da, gleichsam aus Schonung, zu „einstweiliger Duldung" verstanden, im Prinzip und als zu erstrebendes Ziel forderten sie die Aussprache, welche die etymologische Schreibung angab, d. h. man sollte fortan: *Helle, Lewe, Wirde, Liecht* etc. sprechen*). Es handelt sich also hier gar nicht mehr um etymologische Orthographie, d. h. um eine altertümliche Methode der Bezeichnung für die Wörter der Muttersprache, welche übrigens dabei lautlich dieselben blieben, ähnlich wie im Englischen, sondern um einen Angriff gegen die Muttersprache selbst, dieselbe sollte in Wahrheit um einige Jahrhunderte zurückgeschraubt werden! — — Eine Ungeheuerlichkeit, oder harmloser und richtiger aufgefasst: eine romantische Grille, die, ihren Trägern vielleicht unbewusst, in engem Zusammenhange stand mit einer Menge anderer „historischer" Bestrebungen, die während der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts in den verschiedenartigsten Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und des staatlichen Lebens auftauchten und deren philosophische Berechtigung als eine notwendige Reaction gegen den nüchternen Formalismus früherer Zeiten ich gar wol zu würdigen weis, die aber, wie auf andern Gebieten, so auch auf dem sprachlichen in ihrem Enthusiasmus zuweilen sich vergriffen. Man vergas über der Freude an der Vergangenheit und in der Sorgfalt für

*) Belege hiezu u. A. bei Raumer gesammelt, ich könnte noch viele andere aus der Literatur der vierziger und funfziger Jahre beibringen.

die Wiederherstellung ihrer Schöpfungen die Bedürfnisse und das Recht der Gegenwart. Die mittelhochdeutsche Maske, welche man unſerer Sprache auffetzen wollte, ziemte ihr ſo wenig wie jene italienische, mit welcher man, vermöge eines jedem Worte angefügten *a*, im vorigen Jahrhundert ihr „Wohllaut“ zu verleihen gedachte. Aber das neuere Beginnen war gefärlicher, weil es mit den edelsten vaterländischen Bestrebungen nahe zufammen grenzte und Viele dadurch ſich blenden liesen.

13. Die überwiegende Mehrzahl der „Historiker“ wollte indess doch von ſolchem Beginnen nichts wissen, war vielmehr, als ihr durch Raumer die Augen über das eigentliche Ziel ihres Weges geöffnet wurden, offenbar erschrocken, verleugnete die bisherigen Führer als überspannte Neuerer und blieb in „masvollen Grenzen“, d. h. in dieſem Falle: ſie schrieben bei einer gewissen, ziemlich willkürlichen Anzahl von Wörtern *ß*, wo andere Leute ss ſetzen, liesen aber ſonst Alles beim Alten. Und ſo steht die Sache gegenwärtig noch! Ein ſeltſamer Standpunkt ist es freilich und von einem Prinzip, gleichviel ob historischem oder phonetischem, darin nicht viel zu spüren. Weil der Laut in *Glas, Gras, küssen* etc., wie ſie es nennen: organisch ist, d. h. ſo weit man zurückblicken kann, in germanischer Sprache als *s* existirt, der Laut von *Fas (Fasz), Has (Hasz), messen* aber Anfangs als *t* begegnet und erst später durch *z (ʒ)* hindurch in *s* überging: deshalb ſoll auch noch gegenwärtig und vermutlich für ewige Zeiten dieſes letztere *s* von jenem ersteren graphisch unterschieden werden! Was würde ein Grieche geſagt haben, wenn man ihm zugemutet hätte, ſein ζ verschieden zu schreiben, je nachdem ihm früheres γ oder früheres δ zu Grunde lag, alſo z. B. in χράζω anders als in ἕζομαι! — Und warum ſoll denn blos beim Laute *s* dieſe Spaltung vorgenommen werden, warum will man nicht auch das *f* in *feind, freund* anders schreiben als das in *schlafen, laufen*, da doch jenes schon im Gothischen vorhanden war *(fijands, frijônds)*,

dieſes aber aus *p (slêpan, hlaupan)* entstand. Desgleichen das *ch* in *noch, lachen* anders als das in *loches, daches,* denn jenes entspricht gothischem *h*, dieſes aber gothischem oder niederdeutschem *k*. Warum tut man dies nicht? Offenbar blos darum, weil die Schrift in dieſen Fällen schon in alter Zeit den neuen Laut teils vollkommen (bei den Labialen), teils notdürftig (bei den Gutturalen) anerkannte, alſo aus einem völlig ſekundären, um nicht zu ſagen zufälligem Grunde! Und wo bleiben die übrigen Laute, insbeſondere die Vokale? Der Wirrwarr wird hier ſo arg, dass ſelbst Grimm den Unterschied von *e* und *ë* in ſeinen späteren Schriften nicht festhalten mochte, ja in Bezug auf allgemeine Orthographie ſelbst in den früheren nicht einzuführen wagte. Es scheint, dass bei den Zischlauten die fast unerträglich gewordene Ratloſigkeit der älteren Bezeichnung ein Hauptgrund war, ſich den Lockungen der pseudohistorischen Schreibung in ſo weiten Kreiſen hinzugeben. Leider kam man dabei aus der Skylla in die Charybdis.

14. Aber es gab auch Andere — und darunter die eigentlichen Vorfechter der Schule — welche behaupteten, ſogar die heutige Aussprache unterscheide noch gar wol die Herkunft des betreffenden Zischlauts, oder habe doch nur vor Kurzem, aus Nachlässigkeit, die Unterscheidung verlernt, man könne dieſelbe leicht wiederherstellen und eben dazu ſei die Verschiedenheit der Schreibung ein treffliches Mittel. So bereits, jedoch noch in ſehr milder Form, J. Grimm (D. G. I² p. 527). Er giebt zu, das in der Neutralendung (goth. *ata*, ahd. *aȥ*, mhd. *eȥ*) der Auslaut von dem gewönlichen *s* nunmehr in der Aussprache nicht mehr verschieden ſei, dass alſo *gûtes* (bonum) mit *gûtes* (boni) lautlich verschwimme und daher beide unbedenklich auf *blûtes* (ſanguinis) gereimt werden dürfen. Vermutlich ist dieſe Anerkennung der Grund, warum er ſelbst in ſolchen Fällen nicht ȥ, ſondern s schreibt, und wir haben alſo die fast unglaubliche Tatſache vor uns, dass Grimm einmal die Etymologie der Phonetik opfert, und zwar nur darum,

weil er den Widerspruch zwischen beiden hier einmal klar erkennt. Was liese dieſer Umstand hoffen, wenn Grimm überhaupt in dieſen Dingen klar geſehen hätte, oder ſagen wir lieber: klarer ſehen gekonnt hätte bei den damals ſo ſehr unzureichenden Vorarbeiten auf phyſiologiſchem Felde! Leider fährt er auch hier bald darauf fort: es scheine ihm, dass die Unterscheidung *missen* (carere) und *gebißen* (morſus), *masse* (massa) und *haße* (odio), Feinhörigen immer noch angemutet werden dürfe. Und in der Anmerkung unten: „Die gemeine Volkssprache einiger Gegenden wird ſich wol noch darauf verstehen, *grâs* (gramen), *lâs* (legebat), *haus* (domus) in der Aussprache von *wâsz* (quid), *âsz* (edebat), *ausz* (ex) zu unterscheiden.“ — Wir können darauf nur erwidern, dass alle unſere Nachforschungen in den Gebirgsgegenden Süddeutschlands und der Schweiz, wo ſonst die alten Laute am meisten noch bewahrt ſind, auch nicht das mindeste Reſultat ergaben, welches jener Unterscheidung günstig wäre (wie denn auch Schmeller und Stalder nichts Weſentliches davon erwähnen), vielmehr wird ſelbst in Liedern unbedenklich *s* mit *sz* gereimt. Viel entschiedener als Grimm treten ſeine Nachfolger auf, z. B. Vilmar, welcher (D. G. p. 47) behauptet: „Ein gebildeter Mund, zumal ein niederdeutscher, welcher hochdeutsch spricht, scheidet auf das bestimmteste *küssen* von *müszen*.“ Das ist nicht wahr. Die besten Dichter unſerer Glanzzeit, auch wenn ſie aus Niederdeutschland stammten, reimten ſo und die strengsten Kritiker tadelten dies niemals auch nur mit dem leiſesten Wort, ja Niemand erwähnte es auch nur. Alle hochdeutsch sprechenden Niederdeutschen ferner, die ich kenne und die ſehr verschiedenen Ständen und Bildungsgraden angehören, wissen von einem ſolchen Unterschiede nichts. Ein geborener Niederdeutscher, der zugleich in phyſiologisch-phonetischen Unterſuchungen gegenwärtig als erste Autorität gilt, Brücke, spricht ſich folgendermasen aus: „Sollte eine urſprüngliche Scheidung beider Arten des Ziſchlauts der Fall geweſen ſein, ſo ſind doch jedenfalls in der jetzigen Aussprache alle Spuren davon verwischt und ſelbst

diejenigen, denen, wie mir selbst, das Niederſächſische, in dem ſich die T-Laute erhalten haben, Muttersprache ist, bilden das *s* ganz ohne Rückſicht darauf, ob der Laut im Niederſächſischen auch *s* ist oder *t*." — Erfreulich ist es, dass auch ein Meister der historischen Grammatik, Bopp, die Wahrheit auf dieſem Felde erkannt hat. Er ſagt V. G. § 113: „Im Nhd. hat die zweite Art des *z* (nämlich Grimm's *ʒ*) den blosen Zischlaut bewahrt, wird aber durch die Schrift noch, wenngleich nicht überall, von dem eigentlichen *s* unterschieden." Rudolf von Raumer endlich, welcher unter allen Grammatikern zuerst und am tiefsten die historischen Lautverhältnisse mit naturwissenschaftlicher Strenge unterſucht hat, erklärt entschieden den Laut des *sz* für identisch mit dem des *s*.

15. Für Diejenigen, welche das Weſen des Affrikationsprozesses verstanden haben, bedarf es freilich nicht erst ſo vieler Zeugnisse; ſie werden wol nicht daran zweifeln, dass bei den Dentalen die Spirans ſo gut zur Herrschaft gelangt ist wie bei den Labialen und Gutturalen. Oder ist vielleicht das *f* in *feind*, *freund* ebenfalls ein lautlich anderes als das in *schlafen*, *laufen?* oder das *χ* in *dach*, *loch* ein lautlich anderes als das in *noch*, *doch?* Dies haben meines Wissens ſelbst die eifrigsten Vorfechter der „historischen" Rechtschreibung niemals behauptet. Wenn es alſo nunmehr feststeht, ſowol durch die Theorie als durch die Erfahrung, dass der Laut des *sz* weiter nichts ist als die alveolare harte Spirans, ſo frage ich: Warum will man denn dieſe Tatſache nicht auch graphisch anerkennen? In Bezug auf die lateinische Schrift ſind allerdings gegenwärtig Viele dieſem Standpunkte schon ſehr nahe; ſie schreiben nicht blos *Masse*, *Kresse*, *Rosse*, etc., ſondern auch *hasse*, *lasse*, *messe*, *Genosse* etc. Das ist ganz richtig, leider aber unterlassen ſie noch den letzten entscheidenden Schritt, ſie ſetzen nämlich *ss* auch nach langen Vokalen, schreiben alſo *stossen*, *aussen*, *heissen*, *fliessen*, *Preussen*, etwas, was gegen das Prinzip der deutschen Rechtschreibung verstöst, wonach Gemination nach langem Vokal nicht vorkommt, was auch

phonetisch wol begründet ist, da der betreffende Conſonant in dieſem Falle wirklich nur die einfache Dauer hat. Man schreibt nicht *lauffen, ſeiffen, lieffen, rûffen, ſâggen*, etc.: warum alſo die Spirans der Dentalklasse anders behandeln? warum nicht auch bei ihr: *stosen, ausen, heisen, fliesen, Preusen?* Der Grund dieſer Inconſequenz liegt nahe. Man meidet die letztgenannten Formen darum, weil man die Verwechſelung des *s* mit *ſ* befürchtet. Und ſomit stehen wir wieder an der Wurzel des Uebels. Die Vermischung zweier ganz verschiedener Laute vermittelst desselben Zeichens: das ist die Grundurſache der Krankheit. Hoffet nicht, die letztere zu heben, wofern ihr die erstere nicht entfernt! Wenn man für f und w wie bei den Dentalspiranten nur ein und dasselbe Zeichen hätte, ſo würde man ſich auch fürchten müssen *laufen, rûfen* etc. zu schreiben, weil dies ebenſo gut *lauwen, rûwen* geleſen werden könnte, und vielleicht hätten Manche alsdann ebenfalls: *laufpfen, rufpfen* als die „allein wissenschaftliche Schreibung" empfolen. — Wir unſererſeits haben schon vor mehreren Jahren einen Weg gezeigt*), dieſe Verwirrung auf eine einfache und naheliegende Weiſe zu löſen, wir haben in dieſen Blättern an einer frühern Stelle es noch genauer und eingehender getan, wir erinnern hier bei dieſer dringenden Veranlassung nochmals daran: Man schreibe den weichen Laut mit *ſ*, den harten mit *s*, alsdann verschwindet jeder Zweifel bei den betreffenden Formen; *reiſen* (iter facere) und *reisen* (vellere), *weiſen* (indicare) und *weisen* (album reddere); *muſe* (musa) und *muse* (otium), *nieſen* (sternutare) und *geniesen* (frui) können nicht mehr verwechſelt werden. Theoretisch, denke ich, dürfte dagegen nichts einzuwenden ſein, es handelt ſich nur um die Ausführung.

---

*) D. L. p. 20 und 285. Noch früher hat, wie ich nachträglich erfuhr, Max Moltke in dem „Deutschen Sprachwart" (1856) ganz dieſelbe Scheidung angewandt und vielleicht im Stillen noch mancher Andere, denn die Sache liegt ja ſo ſehr nahe.

16. Hinſichtlich dieſer praktiſchen Ausführung nun im Einzelnen erlaube ich mir einige Andeutungen zu geben, die übrigens in der Hauptſache nichts als Anwendung des bereits in § 14. 7 Geſagten ſind. Im Auslaut muss stets die Fortis stehen, da dieſe hier hochdeutsch allgemein gesprochen wird, alſo *lies, hies, blies;* nach kurzem Vokal müsste ſie verdoppelt werden, wenn man nun einmal dieſe Sitte bei den übrigen Conſonanten beibehalten will, alſo *Hass, Fass, nass;* besser wäre es freilich, ſie überall fallen zu lassen und demnach auch hier *Has, Fas, nas* zu schreiben*), etwas, was ja überdies bei *das, was, es, des, bis, Glas, Gras* bereits allgemein üblich ist, auch da, wo man die beiden letzten Wörter mit kurzem Vokal spricht; ich meinerſeits habe in dieſem Buche, da die auslautende Gemination (*Fall, kann* etc.) beibehalten wurde, natürlich auch das auslautende *ss* stehen lassen müssen, nur habe ich den Kreis der ſo ſehr wünschenswerten Ausnahmen noch durch die Ableitungsſilbe *nis* (statt *niss*) zu erweitern mir gestattet. Im Anlaut müsste vor Vokalen *ſ* stehen, da hier die Lenis in ganz Norddeutschland und im grösten Teil Mitteldeutschlands feststeht, in Süddeutschland aber, wie mir berichtet wird, „immer zahlreichere Proselyten macht“; alſo *ſagen, ſegen, ſichel, ſonne, ſuppe, ſauer, ſeil* etc. Vor Conſonanten (es finden ſich nur *p, t, k*) gilt *s*, weil dieſe eben genannten Laute, als Fortes, auch den Zischlaut zur Fortis ſich assimiliren, demnach *springen, stark, sklave.* Hätten wir die Verbindung mit *b, d, g,* dann ergäbe ſich ſicherlich *ſb, ſd, ſg,* ſo gut wie im Italienischen, wo *ſbacco, ſdegnare, ſgannare,* mag es geschrieben werden, wie es wolle, doch stets mit dem hier angedeuteten milden Anlaut gesprochen wird; ebenſo im Englischen, vgl. *sdain,* gesprochen *ſdên.* Ueber den Inlaut zwischen Vokalen ist schon früher die Hauptſache geſagt; je nachdem es die Aussprache verlangt, schreibe man *weiſen* (indicare, sapientem) oder *weisen*

*) Den von dem Quantitätsverhältnis dagegen hergenommenen Einwurf beſeitigt das § 8. 5 Geſagte.

(album reddere) etc. Hier ſei nur noch auf den Fall hingewieſen, wo der Ziſchlaut vor Conſonanten ſteht, z. B. *ist* (Fortis, weil das *t* ſich den vorangehenden Laut homogen macht), *füslich* (weil *s* die erſte Silbe ſchliest und ſomit dem Geſetz des Auslauts folgt); in der Conjugation verfahre man ſo: *hasse, hassest, hasset,* ſynkopirt *hass't* oder *hasst;* ob auch *hast* (odit) geſtattet ſei, dieſe Frage gehört in ein anderes Kapitel; ferner *beise* (mordeo), *beisest, beist; reiſe* (peregrinor), *reiſest, reiſet,* ſynkopirt *reiſ't* oder ohne Apoſtroph *reist,* welches letztere phonetiſch das allein richtige iſt, während die Schreibung *reiſ't* in ſolchen Fällen Dienſte leiſtet, wo man Wert auf die Abſtammung zu legen hat. Zuſammenſetzungen folgen der Regel des einfachen Lautes, daher *Ausſprache, Basſtimme, Misſtimmung;* dagegen *Ausſage, Ausſehen, Esſâl, desſelben;* obſchon im letztgenannten Beiſpiel auch die Schreibung *desſelben* ſich verteidigen läſst, denn die Zuſammenſetzung wird in dieſem Worte bereits nur noch wenig gefühlt und dadurch iſt das *ſ,* namentlich bei ſchneller Rede, dem *s* ſo innig verbunden worden, daſs notwendig eine Aſſimilation zwiſchen beiden Lauten eintreten muſste. Welcher von beiden über den andern ſiegen ſollte, das hing von der Stärke der einzelnen Laute ab. In dieſem Falle triumphirte der erſtſtehende und wir lernen daraus, was wir freilich auch ſchon a priori uns denken konnten, daſs das Geſetz: „Fortis im Auslaut!“ mächtiger wirkt als die Neigung, im Anlaut vor Vokalen die Lenis walten zu laſſen. Es trat alſo die ſonſt ſeltene progreſſive Aſſimilation ein und man ſpricht *desſelben* nicht anders wie *deſſen, eſſen, meſſen* etc., wo überall die Härte des zweiten Ziſchlautes ganz auf demſelben phonetiſchen Vorgange beruht. — Endlich noch ein Wort über die Majuskel, für die ja ebenfalls eine doppelte Form nötig wird. Ich möchte vorſchlagen, daſs S für den im Deutſchen im Anlaut häufigeren Fall, die Lenis, zu verwenden; für die Fortis hat Michaelis einmal das Zeichen einer Frakturſchrift benutzt, wie ein ſolches oder ähnliches in den meiſten Druckereien vorhanden iſt. Der Grund, warum ich in die-

ſem Buche die Scheidung der beiden S für die Majuskel nicht angeordnet habe, lag zunächst darin, dass ich die weitern Kreiſe, für welche dasselbe bestimmt ist, nicht durch fremdartige Zeichen abschrecken wollte, ſodann aber auch darin, dass ich, wie die Sache einmal noch liegt, mehrfach in den Fall kam, die beiden Laute promiscue, nach Art der heutigen Schreibung, zu bezeichnen; und dafür benutzte ich dann das beiden gemeinſame S.

17. Es ist bei dieſen Vorschlägen die Anwendung lateinischer Lettern vorausgeſetzt worden, wie ſolche in sprachwissenschaftlichen Schriften ja fast durchweg üblich ſind; und fürwahr, es wäre schon ein groser Gewinn, wenn auch nur in dieſen letztern der Gebrauch der Zeichen für die Zischlaute geregelt würde. Aber auch für die ſog. deutsche Schrift lässt ſich die betreffende Sonderung der Zeichen vollziehen, da ja auch hier in der Minuskel zwei Buchstaben vorhanden ſind, welche ohne Unterschied ſowol für *s* als für *ſ* gebraucht werden. Es liegt nahe, das ſ für *s*, das ſ für *ſ* zu verwerten. In der Majuskel könnte man auch hier das bisher übliche S für die Lenis bestehen lassen, welche es ja bisher schon am häufigsten vertreten musste; für die Fortis könnte man dasselbe Zeichen anwenden, welches in lateinischer Schrift dafür gewählt werden würde. Die einzelnen Bestimmungen für die Wahl des einen oder des andern Zeichens bleiben natürlich für beide Schriftarten, die lateinische wie die deutsche, ganz die nämlichen.

18. Vielleicht findet Mancher, dass wir die „Geschichte des Buchstabens sz“ mit unnötiger Breite behandelt haben. Dem stimmen wir, was die Theorie betrifft, von Grund des Herzens bei. Ja wol! der ganze § war theoretisch vollständig überflüssig, denn er ist im vorigen bereits enthalten. Anders aber verhält ſich die Sache praktisch! Die Vorurteile scheinen auf dem doch ſo harmloſen grammatischen Felde eben ſo schwer auszurotten als auf andern, tiefer in's Leben eingreifenden Gebieten, und die Zahl Derer, welche den phonetischen Standpunkt recht zu verstehen vermögen, den verstandenen mutig anzuwenden wagen, ist annoch ver-

schwindend klein. Und doch ist dieſer Standpunkt unſerer Ueberzeugung nach derjenige, welcher einzig und allein die Nation in Bezug auf Orthographie zu befriedigen im Stande ist. Ihn in einem hervorragenden Falle aufs deutlichste zu entwickeln, zu zeigen, wo ſeine Gegner ihr Rüstzeug hernehmen und dies letztere wo möglich zu brechen, dazu dient kein Punkt der Grammatik besser als die Theorie der Zischlaute. Wenn irgendwo, ſo muss es hier an's Licht, zu welcher Farbe Jemand ſich bekennt, bis zu welchem Grade er ihr treu bleiben will. Hier ist der Kampf am heisesten, hier wird aber auch die Entscheidung erfolgen. Die Theorie und Schreibung der Zischlaute ist zu einem Walplatz geworden, auf dem über die Zukunft unſerer Orthographie gekämpft wird.

---

§ 24.

Rückblick und Umschau.

1. Es folgt hier zunächst auf Grund der bisher entwickelten Methode eine Zuſammenstellung gewisser Lautverbindungen, deren Schreibung in den europäischen Sprachen ſich durch eine ganz beſondere Mannigfaltigkeit auszeichnet; die denſelben jedesmal voranstehende phonetische Transscription wird die Einfachheit der letzteren gegenüber der verwirrenden Mannigfaltigkeit und zum Teil völligen Ratloſigkeit historischer Schreibung scharf hervortreten lassen. Von der feineren Unterscheidung der Gutturalen ist dabei abgeſehen worden, um die Sache nicht unnötiger Weiſe zu compliciren.

I. Phonetisch ka, ke, ki, ko, ku. In allen germanischen und slawischen Sprachen ebenſo. Ital. *ca, che, chi, co, cu;* span. port. franz. provenç. *ca, que, qui, co, cu (cou).*

II. Phonetisch ga, ge, gi, go, gu. In den germ. und slaw. Sprachen ebenſo. Ital. *ga, ghe, ghi, go, gu;* span. port. franz. prov. *ga, gue, gui, go, gu (gou).*

III. Phonetisch χa, χe, χi, χo, χu. Slawisch, Deutsch und Holländisch *cha, che, chi* etc. Span. *ja, ge, gi, jo, ju*; in den übrigen germ. und rom. Sprachen gar nicht auszudrücken.

IV. Phonetisch ja, je, ji, jo, ju. In den slawischen und germ. Sprachen ebenso, nur im Englischen: *ya, ye* etc. In den romanischen Sprachen gar nicht auszudrücken; das ital. *ja, je* etc. franz. *ya, ye* etc. hat nur annähernd diesen Wert, es steht zwischen *ja* und *ia* in der Mitte.

V. Phonetisch sa, se, si, so, su. So auch in allen übrigen europäischen Sprachen, ausgenommen im Deutschen und Magyarischen, wo man *sza, sze, szi* etc. schreiben muss. Bemerkenswert ist übrigens, dass manche Deutsche bei Transscriptionen, namentlich aus dem Russischen, die eben angegebene und doch wol am nächsten liegende Methode nicht anwenden, sondern dafür *ssa, sse, ssi* etc. setzen, etwas, was allerdings aus der deutschen, hier ja so mangelhaften, Orthographie ebenfalls gerechtfertigt werden kann, es entspricht der Schreibung *stossen, heissen, Preussen.* — Im Polnischen wird statt *si* stets *sy* gesetzt, weil *si* etwas ganz anderes bedeutet; vgl. XI.

VI. Phonetisch ſa, ſe, ſi, ſo, ſu. Im Deutschen ganz ebenso oder auch *sa, se, si* etc. In allen übrigen europäischen Sprachen *za, ze, zi, zo, zu;* nur dass im Polnischen wieder nicht *zi* sondern *zy* stehen muss, vgl. XII. Neugriechisch ζα, ζε, ζι etc.

VII. Phonetisch ṣa, ṣe, ṣi, ṣo, ṣu. Deutsch *scha, sche, schi, scho, schu.* Englisch *sha, she, shi* etc. Holländisch, Schwedisch, Dänisch bedient man sich in Fremdwörtern meist der englischen Methode. Polnisch *sza, sze, szy, szo, szu.* Böhmisch *ša, še, ši, šo, šu.* Russisch ша, ше, ши etc. Französisch, Portugiesisch, Provençalisch: *cha, che, chi, cho, chu;* im Spanischen nicht auszudrücken, sein *ch* ist phonetisch = ṭṣ. Magyarisch *sa, se, si* etc. Die Neugriechen bezeichnen diesen ihnen selbst fehlenden Laut in eingebürgerten Fremdwörtern durch σια, σιε etc. oder noch bestimmter: σi̯α, σi̯ε etc. z. B. σi̯ού χι (Schuh).

VIII. Phonetisch ʃa, ʃe, ʃi, ʃo, ʃu. Im Deutschen gar nicht auszudrücken. Polnisch ż*a*, ż*e*, ż*y* (ż*i*, obschon nicht eigent-

lich falsch, wird doch vermieden), *ż̇o, ż̇u.* Böhmisch *ža, že, ži* etc. Russisch Жa, Жe etc. Franz. Port. Provenç. *ja (gea), je (ge), ji (gi), jo (geo), ju;* im Spanischen nicht auszudrücken. Magyarisch *zsa, zse, zsi* etc.

IX. Phonetisch ʂa, ʂe, ʂi, ʂo, ʂu. Im Englischen *tha, the, thi* etc. Isländisch *þa, þe, þi* etc. Spanisch *za, ce (çe), ci (çi), zo, zu.* Neugriechisch *θα, θε, θι* etc. In allen übrigen hier von uns betrachteten Sprachen nicht auszudrücken; wol aber findet der Laut ſich in den keltischen Sprachen und auch im Arabischen.

X. Phonetisch ʃa, ʃe, ʃi, ʃo, ʃu. Im Englischen wie vorhin *tha, the* etc. Auch im Spanischen wird der weiche Laut, wenn er überhaupt vorhanden, vom harten graphisch nicht unterschieden. Isländisch *ða, ðe, ði* etc. Neugriechisch *δα, δε, δι,* etc.

XI. Phonetisch ṥa, ṥe, ṥi, ṥo, ṥu. Polnisch *sia, sie, si* (statt *sii*), *sio, siu;* vor Conſonanten und im Auslaut wird der Laut stets *ś* geschrieben. Russisch durch Cьa, Cьe etc., d. i. durch jerirtes s ausgedrückt. In den germanischen und romanischen Sprachen graphisch nicht darstellbar.

XII. Phonetisch ź̇a, ź̇e, ź̇i, ź̇o, ź̇u. Polnisch *zia, zie, zi* (statt *zii*), *zio, ziu;* vor Conſonanten und im Auslaut wird der betreffende Laut stets *ź* geschrieben. Russisch durch зьa, зьe etc., d. i. durch jerirtes z ausgedrückt. In den germanischen und romanischen Sprachen nicht darstellbar.

XIII. Phonetisch tsa, tse, tsi, tso, tsu. Deutsch *za, ze, zi, zo, zu.* Polnisch *ca, ce, cy* (*ci* wäre etwas anderes, nämlich = phon. *ćsi!*), *co, cu.* Die meisten germanischen und romanischen Völker beſitzen dieſe Lautverbindung gar nicht, könnten ſie aber nur *tsa, tse, tsi* etc. schreiben; ausgenommen die Italiener, deren *z* teilweiſe allerdings = phon. *ts* ist. Magyarisch *cza, cze, czi* etc.

XIV. Phonetisch dźa, dźe, dźi, dźo, dźu. Das altgriechische ζ und teilweiſe das italienische z *(mezzo, razzo).* Polnisch *dza, dze, dzy* (*dzi* wäre etwas anderes!), *dzo, dzu.* Die romanischen Völker, etwa mit Ausnahme der Italiener, müssten ebenfalls *dza, dze, dzi* etc. schreiben; ebenſo die

Engländer, Holländer, Schweden. Die Deutschen würden dieſe Lautverbindung durch *dsa* oder *dſa* geben.

XV. Phonetisch t̨sa, t̨se, t̨si, t̨so, t̨su. Deutsch *tscha, tsche, tschi* etc. Polnisch *cza, cze, czy, czo, czu.* Italienisch *cia, ce, ci, cio, ciu.* Spanisch und Englisch *cha, che*, etc. Die Franzoſen müssten *tcha, tche* etc. ſetzen. Magyarisch *csa, cse, csi* etc. Die Neugriechen ſetzen, nicht eben ſehr glücklich: τζ, z. B. τζαχίζω (ich breche).

XVI. Phonetisch d̨ſa, d̨ſe, d̨ſi, d̨ſo, d̨ſu. Im Deutschen gar nicht auszudrücken; die in der Regel dafür angewandte Schreibung *dscha, dsche* etc. ist uncorrekt. Polnisch *dż̨a, dż̨e, dż̨y, dż̨o, dż̨u.* Italienisch *gia, ge, gi, gio, giu.* Spanisch nicht auszudrücken. Die Franzoſen müssten *dja, dje, dji* etc. schreiben. Englisch *ja, je* oder *ge*, etc. Die Neugriechen ſetzen ντζ (vgl. § 2. 10), z. B. ντζερεμές (Geldstrafe, aus dem Türkischen).

XVII. Phonetisch t̨́sa, t̨́se, t̨́si, t̨́so, t̨́su. Polnisch *cia, cie, ci* (statt *cii*), *cio, ciu;* vor Conſonanten kommt der betreffende Laut nicht vor, im Auslaut wird er *ć* geschrieben. In den germanischen und romanischen Sprachen nicht auszudrücken.

XVIII. Phonetisch d̨́ſa, d̨́ſe, d̨́ſi, d̨́ſo, d̨́ſu. Polnisch *dzia, dzie, dzi* (statt *dzii*), *dzio, dziu.* Vor Conſonanten kommt der betreffende Laut nicht vor; im Auslaut wird er *dź* geschrieben. In den germ. und rom. Sprachen nicht auszudrücken.

2. Wir haben bisher die keltischen Sprachen fast gar nicht erwähnt, ſie gehören eben nicht zu den „Culturſprachen", mit denen wir es doch hier allein oder vorzugsweiſe zu tun haben wollten. Die Betrachtung ihres Lautſyſtems und deſſen Schreibung ist indess für den Phonetiker keineswegs uninteressant und wir glauben die uns zur Umschau gewährte Rast wol für einige Momente auch dazu anwenden zu dürfen, dass wir einen Blick in dieſes räumlich uns ſo nahe, geistig ſo unſäglich ferne Sprachgebiet*)

*) Gleichwol verdanken die Kelten das, was ſie von der Geschichte ihres Sprachstamms wissen, hauptſächlich deutschen Forschern, einem Zeuss, Bopp, Ebel, wie keltische Grammatiker ſelbst einräumen.

werfen. Es wird indess für unſern allgemeinen Zweck genügen, nur von einer keltischen Sprache: dem Irischen, das Lautſyſtem in kurzen Zügen darzustellen, als das, welches am meisten schriftmäsig entwickelt und phonetisch ſichergestellt ist, wobei ich indess bemerken muss, dass die Aussprache mir nur durch Vermittelung des Englischen zugänglich war, daher die hie und da zugefügten Transscriptionen aus doppeltem Grunde nur annähernd richtig ſein können. Die Beispiele ſind aus Wright, „A grammar of the modern Irish language," Dublin 1860.

I. Das irische Alphabet hat folgende 18 Buchstaben: *a, b, c, d, e, f, g, h, i, l, m, n, o, p, r, s, t, u.* Es vermeidet, wie man ſieht, jedes unnötige Zeichen; die Lücken, welche es bietet, indem man die Zeichen für j, w, χ vermisst, ſind blos scheinbar, es werden dieſe Laute durch gewisse Buchstabenverbindungen ausgedrückt. Die Gestalt der Buchstaben ist bei einigen von der allgemein europäischen etwas abweichend, namentlich beim *f, g, l, r, s.*

II. Die einfachen Vokalzeichen (a, e, i, o, u) werden im Weſentlichen ganz ſo gesprochen wie die deutschen, wobei indess zu merken, dass e immer = phon. é, nicht = phon. è ist. Alle fünf kommen ſowol lang als kurz vor, die Länge wird durch den Acutus bezeichnet, z. B. *bán* (albus), gespr. bân; *tar* (veni, Imp.). Sie werden eingeteilt in dunkle *(a, o, u)* und helle *(e, i)* und dieſe Scheidung, obschon auch anderwärts bekannt, ist in den keltischen Sprachen von ganz beſonderer Wichtigkeit.

III. Die binären und ternären Vokalfolgen, von den Grammatikern nach rein graphischem Standpunkt als Diphthonge und Triphthonge bezeichnet, obschon viele derſelben einfache Vokale vorstellen, ſind ſehr zahlreich *(ae, ai, ao, ea, ei, eo, eu, ia, io, iu, oi, ua, ui; aoi, eoi, iai, iui, uai),* und hauptſächlich ſie ſind es, welche die Aussprache des Irischen schwierig machen. Dies kommt daher, weil dieſelben nicht blos die Aufgabe haben, den zu sprechenden Vokal zu bezeichnen, ſondern auch die Aussprache des neben ihnen stehenden

Conſonanten andeuten ſollen. Mehrere Conſonanten nämlich haben einen etwas verſchiedenen Laut, je nachdem ſie neben einem dunkeln oder neben einem hellen Vokale ſtehen. So iſt es ja auch z. B. im Deutſchen bei den Gutturalen; nur wird dieſe Verſchiedenheit von den Meisten hier gar nicht gekannt, ſo dass ſelbst Gebildete ſehr verwundert und ungläubig ſind, wenn ſie hören, das *k* in *kalt* ſei ein anderes als das in *Kind* und vollends die Orthographie nimmt nicht die mindeste Rückſicht darauf; die Kelten dagegen haben, wie die finnischen Stämme, ein höchst feines Gefühl für dieſen Unterſchied, vielleicht darum, weil er bei ihnen wirklich gröſer iſt als im Deutſchen. Nun trifft es ſich häufig, dass der Vokal vor dem Conſonanten eine andere Natur hat als der hinter ihm ſtehende, jener dunkel, dieſer hell iſt, oder umgekehrt; daraus erwächst eine Unklarheit für das Auge und dieſe zu vermeiden, hat die irische Grammatik die Schreibung durchgeführt, dass der Vokal unmittelbar vor und der unmittelbar hinter dem Conſonanten ſtets gleichwertig ſein müssen, alſo wenn ſie es phonetisch nicht ſind, durch Hinzufügung eines hellen, bezüglich eines dunkeln Vokals doch wenigstens graphisch dazu gemacht werden. Dies iſt die berühmte, die ganze irische Grammatik beherrſchende Regel: *Caol le caol agus leathan le leathan,* d. h. „Hell mit Hell und Dunkel mit Dunkel.“ Beisp. *sgológ* (ein Pächter), mit velarem *g;* Gen. *sgoloige,* denn das hinzutretende *e* macht das *g* ſofort palatal und deshalb muss auch der voranſtehende Vokal hell ſein; da er dies nun grammatisch und phonetisch nicht iſt, ſo fügt man ihm in der Schreibung ein *i* bei, welches alſo in dieſem Falle eigentlich gar nicht das Lautzeichen eines Vokals, ſondern ein diakritisches Zeichen für den folgenden Conſonanten iſt. Ein entgegengeſetzter Fall iſt *figheadoir* (ein Weber), Gen. *figheadora;* denn auch das *r* ſteht im Irischen unter dem Einfluss der Vokale, etwas, was im Deutſchen nicht einmal annährungsweiſe der Fall iſt. — Auf dieſe Weiſe entwickelten ſich jene, wenn man den Grund davon nicht kennt, allerdings durch ihre Menge und Ausſprache sehr

überraschenden ſog. „Diphthonge“ und „Triphthonge.“ Wir führen kurz einige Beispiele an: *lae* (diei), gespr. lé; *aon* (unus), gespr. a'n; *geur* (acer), gespr. gèr; *kiall* (sensus), gespr. kîl; *fuar* (gelidus), gespr. fu"r; *táim* (sum), gespr. ta'm; *saíl* (radius), gespr. zwischen sal und sel; *lasair* (lumen), gespr. lasir; *déan* (facere), gespr. dèn; *ceart* (recte), gespr. kart; *féin* (ipse), gespr. fé'n; *geir* (pinguis), gespr. gir; *seól* (velum), gespr. sjôl; *deoch* (potus), gespr. dŏχ; *fíon* (vinum), gespr. fîn; *fios* (scientia), gespr. fis; *fiú* (dignus), gespr. fjû; *fiuch* (fervere), gespr. fuχ; *cóir* (recte), gespr. kôr; *cóill* (silva), gespr. keil; *coir* (crimen), gespr. kuir; *troid* (pugna), gespr. trŏd; *cúig* (quinque), gespr. kûg; *fuil* (sanguis), gespr. f"il; *maoin* (thesaurus), gespr. mîn; *feoil* (caro), gespr. fjô'l; *liaigh* (medicus), gespr. lî-iχ; *ciuin* (honestus), gespr. kjûin; *cuaird* (salutatio), gespr. kjûrd.

III. Die Conſonanten werden im Allgemeinen ſo geſprochen wie die betreffenden Buchstaben im Deutschen; *c* und *g* haben vor hellen Vokalen die palatale, vor dunkeln Vokalen die velare Aussprache und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach in stärkerem Gegenſatz als dies im Deutschen der Fall ist, alſo nach Art der Slawen; *d* und *t* haben vor hellen Vokalen fast den Laut von tj, dj; vor dunkeln dagegen den des englischen weichen, bezüglich harten th; *l* und *r* vor hellen Vokalen klingen fast wie lj, rj, *s* vor hellen Vokalen wie deutsches sch, vor dunkeln wie scharfes s. Gemination im In- und Auslaut tritt nur ein bei *l, n, r; dl* und *ln* im Inlaut werden gesprochen als ll, *dn* als nn; z. B. *codladh* (somnus), *ceadna* (idem), gespr. kollaχ, kanna.

IV. Aspiraten nennt die irische Grammatik die graphische Verbindung eines Conſonanten mit h, ihrem Lautwerte nach ſind ſie meistenteils Spiranten. Mit dem, was man im phonetischen Sinne Aspiraten nennt, haben ſie alſo auser der Bezeichnung nichts gemein; gleichwol werden ſie von den Grammatikern mit jenen zuſammengestellt. — *bh* und *mh* bezeichnen im Allgemeinen unſer

w^2, z. B. *mo bhaile* (mein Dorf), *sibh* (ihr); im Inlaut neben dunkeln Vokalen wird der Laut zu w^1, alſo gleich dem engliſchen w, z. B. *a leabhar* (ſein Buch). *ch* bezeichnet unſern Laut χ und zwar neben dunkeln Vokalen das velare, neben hellen das palatale χ, z. B. *mo chara* (meine Freude), *loch* ein (See), *chidhim* (ich ſehe). *dh* und *gh* bezeichnen unſern Laut j und zwar neben hellen Vokalen das palatale, neben dunkeln das velare j, z. B. *a gheineamhuin* (ſeine Geburt), *mo ghuth* (meine Stimme). *fh* iſt stumm, z. B. *an fhir* (ein Mann), gespr. wie an ir. *ph* iſt unſer Laut f^1, z. B. *a phais* (ſein Leiden). *sh* und *th* werden wie einfaches h gesprochen, z. B. *mo shólás* (mein Troſt), *a theanga* (ſeine Zunge). Statt der hier von uns gebrauchten Schreibung werden dieſe Laute in der irischen Grammatik zuweilen durch Ueberpunktirung bezeichnet, alſo *ḃ*, *ṁ*, *ċ* etc.

V. Eklipſis (Verdunkelung des Anlauts). Wenn der phonetische Anlaut eines Wortes allzuſehr von der herkömmlichen Schreibung desſelben ſich entfernt hat, ſo schreibt man den wirklich gesprochenen Laut, durch einen Bindestrich getrennt, dem Worte voran und man ſagt dann: der (historische) Anlaut ist durch den vorangestellten Buchstaben, d. i. den wahren (phonetischen) Anlaut verdunkelt worden („is eclipsed"). Beispiele: *ár m-bhaile* (unſer Dorf), *ár g-ceart* (unſer Recht), *ár n-Dia* (unſer Gott), *ár n-gearán* (unſere Klage), *an bh-fuil tu* (bist Du?), *ár b-péin* (unſere Strafe), *an t-slat* (die Rute), *ár d-teine* (unſer Feuer). Dieſe Worte werden alſo gesprochen als ob da stünde *ár maile*, *ar nia* etc.; in Bezug auf die Verdunkelung des *g* durch *n* ſei bemerkt, dass das *n* in dieſem Falle der Gutturalnaſal, das *γ* unſers Systems ist. In der ältern Orthographie wurden statt der hier angegebenen Methode die (historischen) Anlaute verdoppelt, alſo statt *a g-clann* schrieb man *a cclann* (ihre Kinder).

Man ſieht, die iriſche Sprache ist, trotz ihres einfachen Alphabets, in eine recht complicirte und verwirrende Orthographie geraten, ja dieſelbe ist, nebst der ihr verwandten bretonischen, gaelischen etc., vielleicht die schwierigste unter allen Schreibungen, die überhaupt auf phone-

tischer Grundlage ruhen. Man wende nicht ein, dass die englische Orthographie noch schlimmer sei; dieser Vergleich ist unstatthaft. Das Englische wird phonetisch freilich noch unvollkommener bezeichnet, als irgend eine keltische Sprache, aber dasselbe ruht gar nicht mehr auf phonetischer Grundlage, es darf also auch danach nicht beurteilt werden. Wer *Leicester, Southwark, colonel* schreibt und *Lester, Söddrik, cörnel* spricht, der will durch seine Schrift die Laute seiner Rede gar nicht bezeichnen, sondern er stellt blos graphische Wortbilder auf, welche durch das Auge dem Geiste die richtige Vorstellung zuführen; wie sie zu sprechen seien, das bleibt lediglich der Tradition und Erinnerung überlassen. Ob diese (englische) Methode überhaupt eine gute sei, darüber sind bekanntlich die Meinungen sehr geteilt; einer der grösten Linguisten Englands*) nennt sie „abscheulich und fast lächerlich unvollkommen." Jedenfalls darf weder die irische noch irgend eine andere, auf wirklicher Lautschreibung beruhende Orthographie sich auf die englische als Entschuldigung berufen, und noch widersinniger wäre es — wie zwar nicht in Irland, wol aber in Deutschland versucht worden ist — sie nachahmen zu wollen.

3. Und so stünden wir denn wieder auf dem Boden der Heimat und bei ihren Bedürfnissen. Der erste Anblick unsers Lautsystems, unser Alphabet, ist nicht eben erfreulich; und der Umstand, dass die meisten seiner Mängel uralt und weitverbreitet sind, ist für uns kein Grund, sie für gut und unantastbar zu halten. Das deutsche Alphabet enthält zunächst mehrere unnötige Zeichen: v (neben f, w), c (neben k), q, x, z (statt kw, ks, ts). Dagegen fehlen ihm einfache Zeichen für die Laute χ und ş, es ersetzt sie durch phonetisch sinnlose Buchstabengruppen: ch und sch, die historisch freilich erklärbar (denn welches Vorhandene wäre es nicht?), darum aber wahrlich nicht berechtigt

*) William Jones, Stifter der *Asiatic Society* und Gründer des Sanskritstudiums in Europa. Die betreffende Stelle lautet: „*Our English alphabet and orthography are disgracefully and almost ridiculously imperfect.*" Vgl. Raumer, Gesch. spr. Schr. p. 127.

ſind. Zwei Laute, phon. s und ſ, vermischt es auf eine wahrhaft widerſinnige Weiſe, indem es den ersteren *in fractura* durch ß, ſs, ſſ, ſ, alſo durch vier, *in antiqua* durch sz, ss, s, ſs, ff, ſ, alſo gar durch ſechs verschiedene Zeichen giebt, von denen dort eines (ſ), hier zwei (s und ſ) auch für den weichen Laut dienen müssen. Der Laut *γ* wird bald durch ng, bald durch bloses n gegeben, im letztern Falle mit einem ganz anderen Laute ſich vermischend. Den wenigstens dialektisch vorkommenden Laut ſ kann es gar nicht ausdrücken. Die Ordnung der Buchstaben ist eine prinziploſe, alſo gar keine; ihre Namen ſind auf die mannigfachste und ſeltſamste Weiſe gebildet oder auch wohl gar nicht vorhanden. Und dieſes Gebäude bildet die Vorhalle der Wissenschaft! Zu dieſer Unordnung wird der zarte Geist des Kindes hingeführt und ſoll in der Aneignung derſelben die ersten Kräfte üben lernen! In dieſen Vorstellungen verharren dann Millionen ihr Lebelang! Kein Wunder, dass bisher von einer Lautwissenschaft kaum die Rede ſein konnte; der erste Unterricht ſorgt dafür, das jedes geſunde Gefühl auf dieſem Felde erstickt werde. Wäre es wirklich etwas ſo Entſetzliches, dieſe ganze ehrwürdige Garderobe früherer Zeiten dahin abzuliefern, wohin ſie gehört, in's historische Muſeum, und der Gegenwart einfach die Wahrheit zu bieten, indem man ſagte: Das deutsche Lautſystem hat folgende Laute:

I. Vokale:

1. Einfache: *a, e, i, o, u, ö, ü.*
2. Diphthongische: *au, ei, eu.*

II. Conſonanten:

1. Lippenlaute: *ma, ba, pa, wa, fa;*
2. Zahnlaute: *na, da, ta,* { *ſa, sa,* / *(ſa), ṣa,* } *ra, la;*
3. Gaumenlaute: *γa, ga, ka, ja, χa.*

Dazu der Hauchlaut: *ha.*

In wie weit dieſe Aufstellung des wahren Sachverhalts unſere bisherige Schrift beeinflussen würde, beeinflussen müsste: dies ist dann eine Sache für ſich. Allerdings glaube ich, dass wenn erst der phonetische Bestand ſo zu

ſagen officiell anerkannt wäre, die äusere Regelung, gleichſam die Codificirung desselben, nur noch eine Frage der Zeit ſein könnte.

4. Von Lautſystem und Schrift zu unterscheiden ist die Orthographie einer Sprache, wie nahe ſie auch mit beiden zuſammenhänge. Ich habe in den früheren Erörterungen mehrere Punkte hervorgehoben, wo wir Deutsche, auch abgeſehen von den unzureichenden Mitteln unſeres Alphabets, unſere Sprache in ungenügender, unconsequenter und den natürlichen Lautverhältnissen widersprechender Weiſe bezeichnen. Es ist an der betreffenden Stelle jedesmal angegeben worden, wo der Uebelstand liegt und wie derſelbe vermieden werden könnte, wobei natürlich nicht behauptet werden ſoll, dass er eben nur ſo zu heben ſei. Zur bessern Ueberſicht folge hier eine Zuſammenstellung dieſer bedenklichen Punkte und die Löſung der dabei obwaltenden Mängel nach der früher entwickelten Methode, wobei man ſich jedoch erinnern möge, dass dies einstweilen rein theoretisch, lediglich vom Standpunkte phonetischer Transscription aus, geschieht.

I. Behandlung des Auslauts. *al* (omnis), Gen. *alles; her* (dominus), G. *herren; kan* (possum), *können* (posse); *kam* (pecten), G. *kammes; trup* (turba), G. *truppes; trit* (gressus), G. *trittes; stok* (baculus), G. *stokkes; ṣif* (navis), G. *ṣiffes; has* (odium), G. *hasses; fiṣ* (piscis), G. *fiṣṣes; daχ* (tectum), G. *daχχes.* Ferner bei streng phonetischer Schreibung: *kalp* (vitulus), G. *kalbes; korp* (corbis), G. *korbes; walt* (ſilva), G. *waldes; mort* (homicidium), G. *mordes; balk* (fellis), G. *balges; berk* (mons), G. *berges; brîf* (epistola), G. *briwes.*

II. Behandlung des Längezeichens. *âl* (anguilla), G. *ales; hêr* (exercitus, praeclarus, huc), Pl. *here; kân* (scapha), G. *kanes; kâm* (veniebam), Pl. *kamen; ṣâf* (ovis), G. *ṣafes; mâs* (modus), G. *mases; wûṣ* (lavabam), Pl. *wûṣen; bûχ* (liber), G. *buχes.* — *mâlt* (molit, pingit), Pl. *mâlten; bârt* (barba), G. *bârtes; bane* (viam operio), 2. Perſ. *bânst*, Pl. *banen; pfêrd* (equus), Pl. *pfêrde;* etc.

III. Behandlung der Gemination vor Flexionsſilben: *harre* (exspecto), 2. Perſ. je nach Bedürfnis *harrſt* oder *harſt*, 3. Perſ. *harrt* oder *hart*, vgl. § 20. 6. B. am Schluss; ganz ebenſo verhält es ſich natürlich mit *renne* (curro), 2. Perſ. *renſt*, 3. Perſ. *rent; hoffe* (spero), 2 Perſ. *hofſt*, 3. P. *hoft*, Prät. *hofte;* etc.

IV. Behandlung der Zischlaute. *mâs* (modus), G. *mases; eis* (glacies), G. *eiſes; fûs* (pes), G. *fuses; ṣôs* (gremium), G. verschieden nach den Landstrichen: *ṣoses* und *ṣoſes; has* (odium), G. *hasses; fas* (dolium), Pl. *fässer; glas* (vitrum), *gras* (gramen), in manchen Landstrichen *glâs, grâs*, die Genitive durchweg *glaſes, graſes; reiſen* (iter facere), *reisen* (vellere); *weiſen* (indicare), *weisen* (album reddere); *muſe* (muſa), *muse* (otium); *nieſen* (sternutare), *geniesen* (frui); *haſe* (lepus), *mase* (modo); *ſand* (arena), *ſegel* (vexillum), *fiχχel* (falx), *ſorge* (cura), *ſuχen* (quaerere); *spalten* (findere), *stein* (lapis), *sklave* (servus); *ṣâr* (caterva), *ṣere* (forfex), *ṣirm* (tutela), *ṣôn* (jam), *ṣuts* oder bei Beibehaltung der Doppelzeichen: *ṣuz* (tutela); *raṣ* (celer), Pl. *raṣṣe; buṣ* (frutex), Pl. *büṣṣe; flaṣṣe* (lagena); *kaſeln*, dialektisch (in glacie protrudi), *luſe*, dialekt. (lacuna).

V. Landschaftliche Unterschiede, die auch in der Sprache der Gebildeten ſich finden:

1) *taχ, truχ, balχ, berχ, marχt;* im nördlichen Deutschland vielfach, aber nicht allgemein.
2) *spalten, spriγγen, stellen, sklave, geist, ist, verwaist;* ſo, genau nach der Schreibung, im nordwestlichen Deutschland; *ṣpalten, ṣpriγγen, ṣtellen, ṣklave, geiṣt, iṣt, verwaiṣt;* Sprache des ſüdwestlichen Deutschlands.
3) *laγ, geſaγ, diγ, juγ;* in Schwaben, am Niederrhein und überhaupt im westlichen Deutschland häufig, ohne dass ich genaue Grenzen angeben kann.
4) *sand, sér, siγγel, sonne, suppe, sauer* etc.; im größten Teile Süddeutschlands, doch mit vielfachen Ausnahmen, namentlich auf der Bühne und Kanzel nicht

ſelten durch die norddeutsche Form *ſand, ſêr, ſix-χel* etc. erſetzt.

5) Die verschiedene Aussprache des Buchstaben G als phon. g, j, χ gehört ebenfalls hierher; ſie bedarf jedoch einer genaueren Unterſuchung als ich bis jetzt anzustellen vermochte; die Hauptzüge ſind § 18. 2 angegeben.

5. Wie weit eine ſolche streng phonetische Schreibung für die Orthographie der einzelnen Sprachen anwendbar ſei: dies zu beantworten, ist nicht mehr Sache dieſes Buches. Dasselbe hatte blos die Aufgabe, das natürliche System der Sprachlaute in ſeiner grosartigen Einfachheit und Regelmäsigkeit darzulegen, zu zeigen wie die Schreibung der wichtigsten Cultursprachen ſich zu dieſem natürlichen Stande der Dinge verhält, endlich eine Methode anzugeben, wie man ſelbst unter Beibehaltung historisch überlieferter, allgemein bekannter Zeichen, dennoch die lebendige Rede mit ziemlicher Genauigkeit und Conſequenz fixiren könne. Ob aber dieſe Methode geeignet ſei, die alte mit tauſend Wurzeln in das Nationalleben verwachſene Schreibung zu verdrängen, dieſe Frage erforderte eine ganz neue Unterſuchung und die Antwort würde jedenfalls in Bezug auf die einzelnen Sprachen ſehr verschieden ausfallen. Nur im Allgemeinen erlaube ich mir zu bemerken, dass die deutsche Sprache ihre Schreibung ganz entschieden auf phonetischer Grundlage errichtet hat und dass die Mängel ihrer Orthographie eben nur darin bestehen, dass ſie dieſer Grundlage nicht treu bleibt, ſondern vielfach etymologischen und grammatischen Rückſichten dabei Gehör schenkt. Im 13. Jahrhundert, jenem geistig regen und lebensfrischen Zeitalter, war man, wenn auch unbewusst, gleichſam kindlich-naiv, nur aus geſundem Instinkt, der phonetischen Schreibung auserordentlich nahe, ſoweit dies eben ohne Kenntnis der Lautwissenschaft und bei fortdauernder Anlehnung an die lateinische Bezeichnungsweiſe überhaupt möglich war. Während der folgenden, literarisch meist ſo unfruchtbaren, Zeiten verwilderte die Schreibung

und ſelbst die um jene Zeit durch Einwirkung der Reichstage und kaiſerlichen Kanzleien ſich bildende deutsche Gemeinsprache, welche dann durch Luther's Bibel gleichſam die Weihe erhielt, hat auf die Schreibung der Sprache, lautlich genommen, nur wenig Einfluss gehabt. Erst das Aufleben der Literatur im 17. Jahrhundert fixirte nicht blos Grammatik und Metrik, ſondern schuf auch die „Orthographie". Leider war dieſes Aufleben nicht auf frei menschliche und volkstümliche Entwickelung gebaut, ſondern auf Buchgelehrſamkeit, und dieſer Charakter hat ſeinen Stempel, wie andern Erscheinungen jener Zeit, ſo auch der Schreibung aufgedrückt, und wie gründlich wir jene Zustände auf anderen Gebieten überwunden zu haben glauben, auf dieſem tragen wir noch heut ihre Fesseln. Es kann demnach die deutsche Orthographie nur dadurch wahrhaft zu einem Abschluss kommen, dass man zurückkehrt — nicht zu der Schreibung unſerer alten Zeit, nicht zu den ihr angehörigen und nur für ſie passenden Wortbildern, ſondern zu dem Geist jener Schreibung, zu dem ihr zu Grunde liegenden Prinzip: dem phonetischen. Höchstes Ziel aber desselben ist: Aussprache und Schreibung in genaueste Uebereinstimmung zu bringen, und die Schrift ſelbst auf Grundlage der natürlichen Lautverhältnisse zu regeln.

6. Die Anerkennung dieſes Prinzips und das bewusste Streben, es immer reiner in der Schreibung unſerer Sprache zu verwirklichen, gilt mir als Hauptſache; wie weit man für den Augenblick damit gelange, als untergeordnet; gerade über das Mas des hiebei Wünschenswerten werden die Anſichten weit auseinandergehen. Ich pflichte vollkommen dem Satze Rudolf von Raumer's bei, dass auch eine minder gute Orthographie, wofern nur ganz Deutschland darin übereinstimmt, einer vollkommneren vorzuziehen ist, wenn dieſe vollkommnere auf einen Teil Deutschlands beschränkt bleibt und dadurch eine neue keineswegs gleichgültige Spaltung hervorruft. Aber ſollte wirklich dieſe Uebereinstimmung nur dadurch erkauft werden können, dass man ſich einfach der

bisherigen Schreibung unterordnet und lediglich da, wo der Gebrauch bereits schwankt, das phonetische Prinzip zur Geltung bringt? Mit andern Worten: Darf man den Fortschritt auf diesem Felde lediglich der stillen Gewalt der Zeit und der wachsenden Erkenntnis der Vielen überlassen? Ich fürchte, alsdann wird unser Ziel in sehr weite Ferne rücken, wo nicht gar völlig entrückt werden. Alle Achtung vor der siegenden innern Macht der Wahrheit und ihrem Einfluss auf das Tun der Menschen, nur verlange man nicht zu viel von ihr. Der Instinkt der Massen ahnt wol im Allgemeinen die Richtung, aber er kennt nicht die Wege; diese letzteren den Unkundigen zu zeigen, den Schwachen zu bahnen, auf ihnen die Gleichgültigen mit fortzureisen, dazu hat es von jeher der Führer bedurft und diese Führer sind in dem hier vorliegenden Falle die Männer der Wissenschaft. Wäre es zu viel verlangt, dass diese gegenüber den Hauptgebrechen unserer Orthographie die Fahne des phonetischen Prinzips erhüben, unbekümmert darum, ob ihnen Zehn oder Hundert oder Tausende folgen? Die nationale Einheit der deutschen Schreibung kann heut zu Tage dadurch nicht mehr gefährdet werden. Es schreiben gegenwärtig viele Tausende gewisse Wörter ohne h, die noch vor wenig Jahrzehnten allgemein mit diesem Zeichen geschrieben wurden und von Millionen es noch heute werden; natürlich spiegelt sich dieses Verhältnis auch in den Drucken ab, aber es scheint durchaus nicht, dass dadurch Deutschland landschaftlich irgendwie zerklüftet werde; es sind vielmehr in allen Landstrichen die Denkenden und Energischen, welche in dieser Beziehung vorangehen und die Andern kommen allmälig nach. Hier ist der Ort, wo sich das Vertrauen auf die Macht der Wahrheit und der Zeit bewähren wird. Die Ersten, welche jene Weglassung unternahmen, standen freilich sehr einsam da, es wird ihnen gegenüber an Achselzuckern nicht gefehlt haben; das muss sich Jeder gefallen lassen, der Neues beginnt; alles Leben entwindet sich nur unter Kampf und Schmerz dem Schose des Nichts, die Ueberwindung dieser Hemmnisse ist der erste Prüfstein

der Lebensfähigkeit, ſie dürfen Niemanden ſchrecken. Als im 16. Jahrhundert Männer wie Lionardo Salviati es unternahmen ihre italienische Mutterſprache, welche damals noch überwiegend etymologisch geſchrieben wurde, in die Bahnen der Phonetik zu leiten, als ſie ſtatt *apto* (aus lat. *aptum*), *decto* (lat. *dictum*) das wirklich geſprochene *atto*, *detto* zu ſchreiben wagten, war das etwa weniger kühn als wenn wir uns entſchlössen die Ziſchlaute zu regeln oder gewiſſe einfache Laute durch einfache Zeichen zu geben? Lag in dem langgeſtreckten, durch politiſche und ſociale Contraſte tief zerrütteten, Italien die Gefahr einer orthographiſchen Spaltung etwa ferner als bei uns? Wir meinen das entſchiedenſte Gegenteil und gleichwol fand dieſe Spaltung nicht ſtatt, ſondern das Vernünftige ſiegte über das Herkömmliche und gegenwärtig erfreuen ſich die Italiener unter allen Nationen der Erde der am meiſten phonetiſchen, ja bis auf wenige Punkte einer phonetiſch-correcten Orthographie.

7. Und was ihnen möglich war, das ſollte uns Deutſchen nicht möglich ſein? Man hat die Forderungen der Phonetik damit abweiſen wollen, dass es in Deutſchland gar keine eigentliche Gemeinſprache gebe, jedes Dorf dürfe ſonach mit vollem Rechte auf eine beſondere Schreibweiſe Anſpruch machen. Dieſe Behauptung iſt namentlich durch Rudolf von Raumer als nichtig dargetan worden und darf gegenwärtig als ein überwundener Standpunkt gelten. Es giebt eine deutſche Gemeinſprache der Gebildeten, die ſich von allen Volksmundarten unterſcheidet, und dieſe möglichſt genau und unter Beobachtung der phyſiologiſchen Lautverhältniſſe graphiſch zu fixiren, dies halte ich für das höchſte Ziel der deutſchen Orthographie. Dass dabei gewiſſe Punkte ſtreitig oder offen bleiben müſſen, iſt mir ſehr wol bewusst, aber dieſe Ausnamen ändern an dem Princip ſelbſt nichts. Man halte ſich in ſolchen Fällen an das, was einſtweilen das allein Gemeinſame iſt: die bisherige Schreibung, und überlaſſe es der auch auf dieſem Gebiet ſichtlich nivellirenden Zeit, dieſe äusere Uebereinſtimmung

in eine innere zu verwandeln, welcher dann, wohin ſie ſich auch wende, die Schreibung zu folgen hat. Uebrigens ſind dieſe Fälle keineswegs ſo zahlreich, wie die Gegner der Phonetik uns wollen glauben machen, und es bleibt neben ihnen ein überreiches Feld zu bebauen. Möchten der Arbeiter darauf recht viele ſein, die nicht blos wissen, was Not tut, denn das ist eigentlich heut zu Tage nicht mehr ſo schwer, ſondern die auch den Mut und die Energie beſitzen, das auszuführen, was ſie als das Richtige erkannt haben. Leider ist die Kraft zu handeln bei uns Deutschen nicht eben ſonderlich entwickelt, man wartet ſo gern ab, was die Andern tun werden und darum warten ſo Viele vergeblich. Die Ordnung der Länge und Kürze, die Sichtung und Sonderung der Zischlaute, die Einführung einfacher Zeichen für alle einfachen Laute: in dieſen drei Punkten liegt der Kern des Ganzen, alle übrigen Fragen verschwinden in der deutschen Schreibung an Wichtigkeit neben dieſen! Welch eine grose und dankbare Aufgabe böte ſich hier den Herausgebern unſerer sprachwissenschaftlichen Zeitschriften, unter denen ja überdies Männer ſich befinden, welche ihr Interesse für die Lautwissenschaft bereits durch Schrift und Rede mehrfach bewährt haben! Oder glaubt man vielleicht, es handle ſich hier um Kleines und Nebenſächliches? Viele mögen freilich ſo denken, Andere aber in und auserhalb Deutschlands haben es längst erkannt, dass die Schreibung einer Sprache geradezu eine wichtige Nationalſache ist und in der Tat hängt die Behandlung derſelben mit den übrigen Zuständen eines Volkes wol enger zuſammen als man gewönlich annimmt. Es ist bedeutungsvoll, dass die Italiener, ein in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinſicht ſo hoch stehendes Volk, welches von jeher einen energischen Nationalſinn bewieſen, auch ihre Sprache in einer wunderbar klaren und durchſichtigen Weiſe schreiben, während umgekehrt jener absterbende, in materieller, ſocialer und politischer Hinſicht verkommene Zweig der europäischen Völkerfamilie: der keltische, eine Orthographie ausgebildet hat, welche in manchen Punkten an's Groteske

streift. Und so erscheint es mir denn auch als kein Zufall, dass unsere jetzige „elende“ Orthographie (wie sie ja tausendfältig genannt wird), im 17. Jahrhundert sich festgesetzt hat, einer Zeit, die auch politisch für unser Vaterland eine so trübe war. Möge der neue Tag, den wir Alle so sehnsuchtsvoll erwarten und dessen Frührot wir bereits zu grüßen meinen, auch in dieser Sphäre ein neues Leben schaffen!

---

§ 25.

Ein neues Schriftsystem

auf Grund der natürlichen Eigenschaften der Laute.

1. Von dem nationalen und populär-praktischen Gebiet, auf dem wir zuletzt weilten, wenden wir den Blick nun noch einmal zurück zu einer streng wissenschaftlichen Angelegenheit, welche als solche zunächst freilich ein allgemein menschliches Interesse bietet, die indess dem Volke, welches sie energisch zu ergreifen versteht, sicherlich auch nationalen Ruhm und Vorteil bringen wird. Es handelt sich nämlich um die Methode, wie die Lautvorgänge der menschlichen Sprache mit wissenschaftlicher Schärfe zu bezeichnen seien, mit andern Worten: um ein phonologisches Schriftsystem. Die in § 4 aufgestellte Buchstabentabelle war nur ein Notbehelf, wie er unter den jetzigen Verhältnissen gar nicht zu entbehren ist und welcher nur dazu dienen sollte, eine leidliche Verbindung zwischen der historischen Schrift und den phonetischen Forderungen herzustellen. Diese Verbindung konnte nur auf dem Punkte angebahnt werden, wo das historische Gebiet bereits selbst die Notwendigkeit einer Reform der alten Lautbezeichnung empfunden hat, auf dem Boden der „vergleichenden Grammatik.“ Diese letztere ist bereits durch rein historische Umstände gezwungen worden, für eine Menge von Lauten nach neuen Buchstaben zu suchen und hat sich dadurch geholfen, dass sie die alten

Buchstaben mehrfach durch hinzugefügte diakritische Zeichen spaltete, ist indess dabei niemals über das momentane Bedürfnis hinausgegangen. Ich habe nun in jener Tabelle lediglich diese Beschränkung aufgehoben und auf Grund des in der vergleichenden Grammatik eingeschlagenen Verfarens das allgemeine phonetische System darzustellen gesucht; es war dies ja auch das einzige Mittel, wie ich in diesem Buche Transscriptionen auszuführen vermochte, wofern ich nicht zu Brücke's „Indices" greifen wollte. Für phonetische Schreibung im Allgemeinen, soweit es sich dabei um gewönliche Schrift oder um wissenschaftliche Bestimmungen im weitern Sinne des Wortes handelt, war die eben besprochene Methode ausreichend. Für die höheren Ziele der Lautwissenschaft reicht dieselbe nicht hin. Es fehlt ihr zunächst ein durchgreifendes Mittel, um das bei Dialektforschungen, bei Beobachtung der individuellen Sprache und der historischen Lautentwickelung so wichtige Moment der unvollkommnen Lautbildung darzustellen. Nun könnte man zwar auch hiebei wieder zu einem diakritischen Zeichen seine Zuflucht nehmen, aber schon die Wahl desselben macht Schwierigkeit. Das von Brücke (Grundz. p. 23) für die unvollkommne Vokalbildung angewandte nach links gekrümmte Häkchen unterhalb des Buchstabens (a̯, e̯, i̯, o̯, u̯) könnten wir z. B. bei den nasalirten Vokalen schon nicht gut brauchen, da es hier mit dem Zeichen der Nasalirung in's Gedränge käme, und bei den Consonanten noch weniger, da wir bereits die Denti-Labialen und Interdentalen auf diese Art bezeichnen. Ein dafür zu setzender Punkt ginge der Cacuminalen und Faucalen wegen nicht. Ein horizontaler Strich sieht, wenigstens in der Handschrift, die doch auch zu berücksichtigen ist, so aus, als ob der Buchstabe besonders hervorgehoben werden sollte (man unterstreicht ja auch sonst zuweilen einen oder den andern Buchstaben) und hätte bei vielen Lauten noch seine besondern Schwierigkeiten, da er mit andern Zeichen unter dem Buchstaben collidirte. Das betreffende Zeichen über den Buchstaben zu setzen, würde die Accentuation und Dauer-

angabe erschweren und verwirren; um es hinein zu ſetzen, dazu eignet ſich die Gestalt der herkömmlichen Buchstaben nicht recht; es würde entweder undeutlich bleiben oder den betreffenden Buchstaben beeinträchtigen. Indess liese ſich von dieſer Seite am Ende doch wol Rat schaffen, aber der Hauptübelstand bleibt, dass auf dieſe Weiſe eben nur die unvollkommene Bildung im Allgemeinen bezeichnet würde; während es doch, wenigstens bei den Conſonanten, häufig wünschenswert ist, anzugeben, in welcher Art der betreffende Laut unvollkommen gebildet ſei, und da verſagt das hier anzuwendende Mittel vollends ſeinen Dienst. — Und wie ſoll man die Reduction der Laute bezeichnen? Und wie die zuſammengeſetzte Lautbildung? Soll man im letzteren Falle die betreffenden Zeichen lediglich neben einander ſetzen, alſo z. B. das arabische *Cha* durch χϱ und *Ghain* durch jϱ ausdrücken? Das würde natürlich etwas ganz Anderes: Aufeinanderfolge, aber nicht Gleichzeitigkeit bedeuten. Man müsste alſo irgend ein Verbindungszeichen anbringen, Brücke bedient ſich in ſeinen „Grundzügen“ der Klammer [ ]; aber abgeſehen davon, dass in manchen Fällen, bei zuſammenhängendem Text, eine ſolche Klammer auch ganz anders gedeutet werden könnte, ſo bleibt dabei ja auch immer noch die Andeutung des Hintereinander, welche eben störend ist; man wird den Gedanken nicht los, dass der zuerst stehende Buchstabe auch zuerst gesprochen werden müsse. Und wie ſoll man ſich vollends bei *Hha* und *Ajin* verhalten? Ja endlich ſogar die Zeichen für Betonung und Dauer der Laute, welche wir ſpäter in Bezug auf neuerfundene Lautzeichen mitteilen werden und von denen man vielleicht behaupten könnte, ſie liesen ſich auch auf die alten Buchstaben anwenden, verſagen hier schlieslich ihren Dienst, weil ſie zum Teil mit schon gebrauchten diakritischen Zeichen für die Unterscheidung der Laute ſelbst collidiren oder die Setzung derſelben erschweren. So tritt denn die Notwendigkeit immer klarer hervor, das Gebäude der Schrift, wenn auch zunächst nur für lautwissenschaftliche Zwecke, von Grund aus neu zu

errichten, es bedarf hier der Aufstellung neuer Zeichen für die Laute selbst, d. i. neuer Buchstaben.

2. Diese neuen Buchstaben nun würden ihrer nächsten Bestimmung, wie sie eben dargestellt wurde, allerdings schon genügen können, wenn sie auch nur aus irgend welchen willkürlichen Zeichen bestünden, sofern dieselben nur deutlich von einander zu unterscheiden wären und geeignet, die Chiffern für die accessorischen Lautverhältnisse bequem in sich aufzunehmen. Auch die lateinischen Buchstaben, wie überhaupt alle historisch auf uns gekommenen Lautzeichen, verhalten sich ja in Bezug auf den Charakter der durch sie vertretenen Laute völlig indifferent und wir räumen sogar ein, dass die Einfachheit der Zeichen und demzufolge die Kürze und Geläufigkeit der Schrift dabei gewinnen würde, wenn die neuen Buchstaben diesem Beispiele folgten. Aber es handelt sich hier nicht darum, stenographische Vorzüge in unser altes Schriftsystem einzuführen, sondern um die Frage: welches die beste wissenschaftliche Methode sei, einen Sprachlaut zu bezeichnen. Und da kann die Entscheidung wol nicht anders ausfallen als dahin, dass die Zeichen die besten sein werden, welche eine möglichst symbolische Gestalt haben, so dass die einzelnen Verhältnisse der Lautbildung sämmtlich durch bestimmte Teile oder Glieder des Lautzeichens charakterisirt werden, mit andern Worten: schon die Form des Buchstabens muss das Wesen des Lautes enthüllen. Die Aufgabe, welche dieses „phonetische Alphabet" zu lösen hätte, wäre demnach eine doppelte. Zunächst soll dasselbe vermittelst bestimmter, in allen verwandten Buchstaben wiederkehrender Chiffern die physiologische Bildung der Laute in Bezug auf die homorganen und homogenen Reihen ausdrücken, so dass man aus dem Buchstaben sofort erkennt, ob derselbe einen labialen, dentalen, gutturalen Laut bezeichne, ob einen Nasal, eine Muta, eine Spirans etc. etc., also lauter Dinge, welche man bei den historischen Buchstaben nur vermittelst der Tradition wissen kann und wobei der Hauptgewinn in der innern Befriedigung besteht, welche ein gesunder Sinn überall da

empfindet, wo ihm unter einer Fülle ſinnlicher Eindrücke ein intellectueller Zuſammenhang entgegentritt, ſo dass Inhalt und Form einander vollkommen entſprechen. Auserdem aber ſoll dieſes neue Zeichenſystem auch materiell eine Vervollkommnung der bisherigen Schrift begründen, indem es gewisse Eigentümlichkeiten der Sprache graphisch zu fixiren verſucht, auf welche bis jetzt die Schreibung noch wenig oder gar nicht Rückſicht genommen hat, ja bei ihrer Natur kaum Rückſicht nehmen konnte. Dahin gehört die genauere Bestimmung der Vokale, der Dauer eines Lautes, der unvollkommenen Lautbildung, des Verhaltens des Kehlkopfes, manchmal ſogar der Stimmfärbung; Dinge, durch welche die Sprache von Einzelnen wie von ganzen Volksstämmen weſentlich beeinflusst wird und welche bis jetzt niemals zum rechten Bewustſein gelangten, weil die Schrift ſie unbeachtet lies und deshalb ihre Existenz — wie die Sachen nun einmal liegen — noch gar nicht wissenschaftlich anerkannt war. Dass ſolche Genauigkeit in Bezug auf die Schrift nicht immer und überall nötig ist, versteht ſich von ſelbst; aber die Wissenschaft muss wenigstens die Möglichkeit beſitzen, dieſelbe jeden Augenblick eintreten zu lassen. Als eine Probe, mit welcher Kürze, Schärfe und Ueberſichtlichkeit vermittelst eines ſolchen Zeichenſystems phonetische Bestimmungen aufgestellt werden können, geben wir im Tab. V. eine Transscription des schwierigsten unter allen Lautſystemen der Cultursprachen: des arabischen. Dieſe Transscription verhält ſich zu den in Spezialgrammatiken enthaltenen Lautbestimmungen (ſelbst wenn dieſe letzteren immer richtig wären) wie eine mathematische oder chemische Formel zu ihrer Erklärung in Worten, oder vielleicht noch passender: wie ein architektonischer Grund- und Aufriss zu der typographischen Beschreibung eines Gebäudes.

3. Ein ſolches System phonetischer Zeichen hat Brücke aufgestellt und ich benutze dasselbe zu meinen linguistischen Arbeiten nun bereits ſeit fünf Jahren mit weſentlicher Förderung für dieſelben. Der Gewinn beim Gebrauch desselben

besteht keineswegs blos darin, dass man dadurch in den Stand gesetzt ist, alle Lautverhältnisse mit fast mathematischer Schärfe zu bestimmen, sondern — und ich lege hierauf mindestens gleichen Wert — auch darin, dass man dadurch angeregt, ja gewissermasen gezwungen wird, diese Lautverhältnisse nicht einseitig, sondern nach allen ihren Beziehungen, den Laut in seiner Totalität zu betrachten. Es ist zu verwundern, dass dieses System von den Grammatikern bisher mit so auffallender Kälte behandelt wurde, ja von den Meisten gar nicht einmal gekannt wird. Indess, dies wird nicht immer so sein und ich an meinem Teile werde fortfahren, so weit meine Kräfte reichen, dafür zu arbeiten. Ich will auch dieses Buch nicht schliesen, ohne den wesentlichen Inhalt der Brücke'schen Erfindung in ihm mitzuteilen und zwar nach meiner Weise: möglichst synthetisch, während Brücke's Schrift, wie dies bei bahnbrechenden Arbeiten ja auch nötig ist, analytisch auftritt und schon dadurch für weitere Kreise etwas schwierig wird, falls die Leser nicht mit voller Liebe und Energie an's Werk gehen, etwas was im Allgemeinen nicht eben häufig der Fall ist. Diesem, übrigens rein äuserlichen und relativen, Uebelstande wünschte ich durch eine einfach synthetische Zusammenstellung abzuhelfen, welche auch dem Laien in der Phonetik sofort einen Ueberblick über das Ganze gewährt und ihn in den Stand setzt, später selbst das zartere Gefüge dem allgemeinen Fachwerk je nach seinem Bedarf einzuordnen. — Auserdem habe ich, nicht ohne Zögern und erst nach gewissenhafter Prüfung, mir erlaubt an dem Bau selbst einige Aenderungen vorzunehmen. Den Vorwurf, dass ich somit dem Leser gar nicht das unverfälschte System Brücke's, sondern ein Machwerk von mir unterschiebe, darf ich wohl ablehnen, da ich im 5. Abschnitt die nicht eben zahlreichen Unterschiede zwischen Brücke's Bezeichnungsweise und der meinigen im Wesentlichen angegeben und dadurch den Leser in den Stand gesetzt habe, zwischen beiden zu wählen; wer Genaueres über Brücke's Zeichen zu wissen wünscht, der muss eben dessen Schrift

ſelbst auffuchen, einen Erſatz derſelben kann und ſoll mein Buch durchaus nicht gewären. Uebrigens gebe ich meine Aenderungen leichten Herzens einem Jeden preis, dem ſie nicht gefallen; es ſind nichts als Vorschläge, die ich im Interesse der Sache zur Prüfung darbiete. Nur Eines bitte ich mir zu gewären: das Vertrauen, dass dieſe Vorschläge nicht aus Willkür und Aenderungslust, ſondern aus wirklich von mir empfundenem Bedürfnis hervorgegangen ſind; ſie beruhen teils auf einem etwas abweichenden Standpunkt der Lautbetrachtung ſelbst, teils im Streben nach möglichster Vereinfachung und Abrundung der Zeichen, endlich in dem Wunsche, eine noch grösere phonetische Genauigkeit in einzelnen Fällen zu erreichen, wie dies Alles an betreffender Stelle dargelegt werden wird. Auch möchte ich raten, nicht von vorn herein nach kurzer Kenntnisnahme über den Vorzug des einen oder des andern Zeichens zu entscheiden, dazu ist dieſe Sache durchaus nicht angetan, ſondern nach längerer praktischen Uebung mit phonetischen Transscriptionen. Es kommt übrigens hiebei gar nicht ſo viel auf die Ausführung im Einzelnen als vielmehr auf das Prinzip des Ganzen an. Jene wird ſich im Laufe der Zeit gewiss noch mannigfach ändern, vereinfachen, verschönern, dieſes aber muss vor Allem dem jetzt lebenden Geschlechte zum Bewusstſein gebracht werden; es wird für die richtige Erkenntnis der Laute mehr leisten, als alle ſonstigen Belehrungen in Schrift und Rede es vermöchten. Zunächst freilich ist dies eine wissenschaftliche Angelegenheit, es gilt die Quelle jahrhundertlanger Misverständnisse auf dieſem Gebiet für immer zu beſeitigen. Es liegt darin zweitens aber auch ein nicht geringer Gewinn für zahlreiche praktische Fälle, z. B. bei Wörterbüchern, Grammatiken, Dialektforschungen, endlich für den Unterricht, in welchem es hohe Zeit wäre, die Jugend von dem bisherigen Chaos lautlicher Vorstellungen zu erlöſen, etwas wozu die Kenntnis und das Verständnis ſolcher Chiffern ein vorzügliches Mittel bietet, wenn auch zunächst nur für die reifere Jugend anwendbar. Drittens endlich handelt es ſich hiebei um eine cultur-

historische Errungenschaft, um ein Bindemittel des geistigen Verkehrs, welches, auf völlig neutralem Boden stehend, allen Völkern gleich fern und gleich nahe, eben darum keiner Eifersucht ausgesetzt ist und von Allen gepflegt und gefördert werden sollte, denen die Sache der Culturentwickelung am Herzen liegt.

4. System einer phonetischen Schrift.

A. Zeichen für die Vokale.

Dieselben bestehen aus einem Längsstrich in Verbindung mit einem Querstrich (Fahne). Die Stellung, bezüglich das Fehlen, der Fahne bestimmt die Art des Vokals. Auserdem gelten folgende Bestimmungen:

a) Die Nasalirung wird durch einen neben, bezüglich in das betreffende Vokalzeichen zu setzenden Punkt ausgedrückt, also ganz wie bei den Consonanten; vgl. D. e.

b) Diphthonge werden durch blose Nebeneinanderstellung der betreffenden einfachen Vokale bezeichnet.

c) Halbdiphthonge erhalten ein unter die Linie zwischen beide Vokale zu stellendes „Trennungszeichen“ (F. d.) Wird dabei einer von den Vokalen wesentlich an Dauer geschwächt, so muss noch hinter demselben das „Reduktionszeichen“ (F. c.) stehen.

d) Völlig getrennte, syllabisch zu sprechende Vokale bekommen zwischen sich das Trennungszeichen über der Linie; vgl. Tab. IV. K. 1.

e) Die Zwischenvokale, wo deren Bezeichnung nötig ist, werden durch einen Zusatzstrich angedeutet, welcher an den nächstverwandten Vokal tritt; vgl. Tab. IV. A. 8—11.

f) Der unbestimmte Vokal wird durch eine aufrecht stehende z-förmige Schleife ausgedrückt; vgl. Tab. IV. A. 1; mit dem Zeichen der völlig geschlossenen Stimmritze verbunden, giebt er das Zeichen für den Spiritus lenis (IV. A. 2). Etwas verstümmelt und mit dem Zeichen der völlig offenen Stimmritze verbunden, giebt er das Zeichen für den Spiritus asper (IV. A. 3).

g) Die unvollkommen gebildeten Vokale werden durch eine horizontale Schleife bezeichnet, welche durch das eigentliche Vokalzeichen gezogen wird. Vgl. F. a.

Sämmtliche Vokalzeichen, mit Ausnahme des für den unbestimmten Vokal, bestehen aus geraden Linien, unterscheiden sich also von den Consonanten sehr bestimmt.

B. Zeichen für die Consonanten im Allgemeinen.

Was dieselben im Allgemeinen betrifft, so sind bei jedem der hier gebrauchten Buchstaben sowohl in horizontaler als in vertikaler Richtung drei Stellen zu unterscheiden, wobei von links nach rechts und von oben nach unten zu zählen ist. Eine jede dieser Stellen ist für einen besondern Teil des ganzen Buchstabens bestimmt. Im Grosen und Ganzen gelten dabei folgende Verhältnisse:

a. Vertikale Richtung.

Erste Stelle (oben). Zeichen für die Labialen.
Zweite Stelle (mitten). Zeichen für die Dentalen.
Dritte Stelle (unten). Zeichen für die Gutturalen.

b. Horizontale Richtung.

Erste Stelle (links). Zeichen für die besondere Artikulationsstelle.
Zweite Stelle (mitten). Zeichen für den Zustand der betreffenden Mundorgane (der „Lautritze").
Dritte Stelle (rechts). Zeichen für den Zustand des Kehlkopfs (der „Stimmritze").

Diese Uebersicht soll nur dazu dienen, die Verhältnisse im Ganzen, das Prinzip der Bezeichnungsweise, möglichst klar darzulegen; bei der praktischen Anwendung lässt sich wegen der notwendigen Verbindung der einzelnen Zeichen zu einem einzigen Buchstaben die vorgeschriebene Grenze nicht überall festhalten. Namentlich in zwei Fällen ist eine Verletzung derselben kaum zu vermeiden: 1) das Zeichen der Gutturalen muss in's mittlere vertikale Gebiet hineinreichen, 2) bei den Labialen steht das Zeichen für die Artikulationsstelle bequemer gerade über dem Zeichen für

die Lautritze als links über ihm. Auserdem scheint es mir für die Gedrängtheit der Schrift ſehr wünschenswert, gewisse Zeichen für den Zustand des Kehlkopfs nicht allzu streng an die dritte horizontale Stelle zu binden.

C. Zeichen für die Artikulationsstelle.

Sie stehen, etwa mit Ausnahme derjenigen der Labialen, horizontal an erster Stelle und ſind folgende:

a. **Labiales.** Ihre Zeichen stehen vertikal an erster Stelle oder wie wir kürzer ſagen: „über der Linie."

aa) Reine Labiales. Ein nach rechts concaver Bogen. (Grundstrich.)

bb) Denti-Labiales. Ein nach links concaver Bogen. (Grundstrich.)

b. **Dentales.** Ihre Zeichen stehen vertikal an zweiter Stelle, oder wie wir kurz ſagen: „auf der Linie."

aa) Interdentales. Ein einfacher Längsstrich. (Grundstrich.)

bb) Alveolares. Ein nach links concaver Bogen. (Haarstrich.)

cc) Cacuminales. Ein nach rechts concaver Bogen. (Grundstrich.)

dd) Denti-Palatales. Eine s-förmige Schleife. (Haarstrich.)

c. **Gutturales.** Ihre Zeichen stehen vertikal an zweiter und dritter Stelle, d. h. ſie beginnen auf der Linie und werden bis unter dieſelbe hinabgezogen.

aa) Palatales. Grundstrich, oben mit einem nach rechts und unten concaven Bogen.

bb) Velares. Grundstrich, ſeitlich mit einem nach rechts und unten concaven Bogen.

cc) Faucales. Grundstrich, oben mit einem nach unten convexen Bogen oder Winkel.

D. Zeichen für den Zustand der Mundorgane (der „Lautritze").

Sie stehen horizontal ſämmtlich an zweiter Stelle und die von a—c genannten vertikal ſämmtlich im mittleren Gebiet, d. h. auf der Linie.

a) Festgeschlossene Mundorgane. Ein nach rechts concaver Bogen. (Mutae.)

b) Locker geschlossene Mundorgane. Eine z-ähnliche Schleife. (Spirantes.)

c) Vibrirende Bewegung der Mundorgane. Ein nach links concaver Bogen, der übrigens des Anschluses wegen oft das Ausſehen einer s-ähnlichen Schleife bekommt. (R- oder Zitterlaute.)

d) Seitliche Oeffnung der Mundorgane. Ein auf der Linie beginnender und bis ins untere Gebiet hinabreichender Grundstrich. (L- oder Murmellaute.)

e) Offenstehende Choanen. Ein in die Oeffnung des Zeichens für die festgeschlossenen Mundorgane zu ſetzender Punkt. (Naſales oder Reſonantes.)

E. Zeichen für den Zustand des Kehlkopfs (der „Stimmritze").

Sie stehen horizontal ſämmtlich an dritter Stelle, vertikal verteilen ſie ſich durch das zweite und dritte Gebiet, d. h. einige stehen auf, andere unter der Linie.

a) Völlig verengte, alſo wirklich tönende Stimmritze. Kein Zeichen. (Lenes oder Sonantes); vgl. Tab. II, Col. 2 und 4.

b) Völlig offene, alſo gar nicht tönende Stimmritze. Ein haarförmiger Aufstrich auf der Linie, zur besseren Hervorhebung oben mit einem grundirten Häkchen verſehen. (Fortes oder Surdae); vgl. Tab. II, Col. 3 und 5.

c) Mäsig verengte, alſo flüsternde Stimmritze. Das vorige Zeichen, aber nicht aufrecht, ſondern nach rechts in eine s-förmige Schleife verzogen; vgl. Tab. IV, B. 1.

d) Völlig geschlossene Stimmritze. Ein kleiner, nach rechts concaver Bogen unter der Linie; vgl. Tab. IV, A. 2. B. 2.

e) Vibrirende Stimmbänder. Ein kleiner, nach links concaver Bogen unter der Linie. (Laryngales oder niederdeutsches R); vgl. Tab. IV, B. 5.

f) Die Stellung des Kehlkopfs beim arabischen Ain und Hha. Das vorige Zeichen mit kurzem Hinaufzug, ſo dass das Ganze einen kleinen Winkel unter der Linie bildet, welcher ſeinen Scheitel nach unten kehrt; vgl. Tab. V.

g) Den vertieften Klang der Stimme bezeichne ich durch einen kleinen Grundstrich, welcher rechts neben den betreffenden Buchstaben geſetzt wird, wobei es nicht gerade nötig ist, dass er mit demſelben verbunden wird. Beisp. Das polnische gestrichene L. (Tab. IV, B. 6.). Das arabische Ddad und Zza. (Tab. V.).

h) Den verhärteten Klang der Stimme bezeichne ich durch die bei f) angegebene Chiffre, nur stelle ich dieſelbe nicht wie beim Ain unter, ſondern auf die Linie; Beispiele bieten das arabische Tta und Ssad.

Die hier unter d und e angegebenen Zeichen ſind in Wahrheit die nämlichen, welche oben unter D. a, bezügl. c aufgestellt wurden, nur dass ſie hier an anderer Stelle stehen und kleiner gezeichnet werden. Dieſe Uebereinstimmung ist eine notwendige, denn die betreffenden Vorgänge ſind dort wie hier die nämlichen: Schliesung, bezüglich Vibration; dort traten ſie an Mundorganen, hier an den Stimmbändern auf.

F. Accessorische Zeichen.

Wir verstehen darunter ſolche, welche nicht mehr das Weſen der Laute, ſondern zufällige Eigenschaften derſelben betreffen.

a. Das Zeichen der unvollkommenen Lautbildung besteht in einer Schleife, welche bei den Vokalen durch den Längsstrich, bei den Conſonanten durch denjenigen Teil des Buchstabens gezogen wird, welcher das betreffende unvollkommen gebildete Lautmoment darzustellen hat;

aa) an erster Stelle stehend, bezeichnet es demnach, dass der betreffende Laut nicht mit scharf begrenzter Unterscheidung der Organe gesprochen wird. So z. B. können

Viele kein bestimmtes alveolares s sprechen, ſondern nähern ſich dabei dem ş. (Lispeln.)

bb) an zweiter Stelle stehend, bezeichnet es, dass der betreffende Laut nicht mit kräftigem Verschluss oder fest innegehaltener Annäherung oder ſicher ausgeführter Vibration etc. der Mundorgane, ſondern unſicher oder lallend ausgesprochen wurde. Beisp. Das R bei vielen Kindern.

cc) an dritter Stelle stehend, bezeichnet es, dass der Zustand des Kehlkopfes nicht völlig ſo ist, wie das betreffende Zeichen, durch welches die Schleife gelegt wird, es erheischt. So z. B. gebe ich das von Czermak begehrte Zeichen für die halboffene Stimmritze durch den unter E. b. erwähnten Aufstrich, indem ich durch denſelben eine Schleife lege. Es wären hienach das holländische v und g durch die Zeichen für f, bezüglich für χ auszudrücken, nur dass der Hinaufstrich (das Zeichen der offenen Stimmritze) in beiden Fällen das eben besprochene Zeichen erhält.

Genaueres über den für mich ſehr ausgedehnten Gebrauch dieſes Zeichens ſiehe unter 5. XI.

b. Das Längezeichen ist ſowol für Vokale als Conſonanten ein von rechts oben nach links unten gezogener Strich (Acutus), welcher unter die Linie und hinter den betreffenden Laut geſetzt wird. Bei den Conſonanten vertritt alſo dieſes Zeichen die Gemination derſelben, falls dieſelbe nämlich überhaupt eine phonetische Bedeutung hat. Bei gewönlichen Längen (Längen ersten Grades) wird das Dauerzeichen einmal geſetzt, es kann aber auch öfter stehen. So z. B. ist das deutsche Wort *fâst* der gewönlichen Umgangssprache entstanden entweder aus *fâhest* oder aus *fâszest;* im erstern Falle bietet, bei scharf prononcirter Rede, das â eine Länge zweiten Grades, im andern dagegen nur eine des ersten Grades; dagegen wird in dieſem letztern Falle das s in der Regel lang, ja mitunter als eine Länge zweiten Grades gesprochen. Vgl. Tab. IV. F. 7. 8.

c. Das Reductionszeichen deutet an, dass ein Laut weſentlich kürzer gesprochen werden ſoll als die gewönliche Dauer eines Lautes zu ſein pflegt. Es besteht aus

einem von links oben nach rechts unten gezogenen Strich (Gravis), welcher unter die Linie und hinter den betreffenden Laut gefetzt wird. So bei den meisten Halbdiphthongen, z. B. beim deutschen ui unter das u, beim franz. oi unter das o; ferner beim rz der Polen, ř (Ersch) der Tschechen, welche beide phonetisch = rſ ſind, unter das r; ja dieſes letztere wird oft ſo ſehr verkürzt, dass es ein doppeltes Reductionszeichen erhalten müsste. Vgl. Tab. IV. B. 3. 7. H. 2. 5. u. a. m.

d. Das Trennungszeichen deutet an, dass zwei Laute nicht zu einem einzigen verschmolzen, ſondern einzeln ausgesprochen werden ſollen. Dasselbe besteht aus einer kleinen Null und wird zwischen die zu trennenden Laute gefetzt, bei völliger Trennung derſelben über die Linie, bei annähernder unter dieſelbe. Beispiele des erstern Falls bieten die Vokalverbindungen, welche mit Hiatus gesprochen werden, z. B. in dem ital. Worte *Gaeta*; Beispiele des letzteren die Halbdiphthonge, z. B. ital. uo, wobei häufig auch noch das Reductionszeichen nötig wird. Vergl. Tab. IV. K. 1. 3.

e) Der Accent eines Wortes ist entweder Hauptaccent oder Nebenaccent. Der erstere wird durch das Zeichen des Acutus, der letztere durch das des Gravis ausgedrückt. Beide Zeichen werden über der Linie angebracht und ſind daher mit dem Dauer- und Reductionszeichen nicht zu verwechſeln. Der Accent wird stets zum letzten der Buchstaben gefetzt, an welchen der stärkere Exspirationsdruck fühlbar ist, gleichviel ob es ein Vokal ſei oder ein Conſonant. Dieſer Buchstabe ist aber fast stets der letzte der accentuirten Silbe, ſo dass alſo der Accent das Ende derſelben bezeichnet.

5. Es ſollen nun die Punkte dargelegt werden, in welchen die eben gegebene Aufstellung ſich von der Brückeschen unterscheidet, ſowie einige andere, in denen eine noch weitere Aenderung mir wünschenswert erscheint, obschon ich ſie in die Tabellen nicht aufgenommen habe.

I. Sämmtliche Vokalzeichen, mit Einschluss des für den unbestimmten Vokal, sind bei mir völlig verschieden von denen Brücke's. Ich war zu dieser Aenderung zunächst darum gezwungen, weil meine Auffassung von dem Wert und der Zahl der zu Grunde zu legenden Vokale wesentlich von der Brücke'schen abweicht (§ 5. 5.) und schon dadurch der Organismus der Brücke'schen Zeichen bei mir gestört werden musste. Auserdem aber erschienen mir Brücke's Vokalzeichen auch etwas unbequem und in zusammenhängender Handschrift die Harmonie des Ganzen beeinträchtigend, wobei ich keineswegs etwa an den wünschenswerten Contrast der Vokalzeichen gegenüber den Consonantenzeichen denke, welcher ja auch bei den meinigen vorhanden ist. Ich denke vielmehr dabei hauptsächlich an den Umstand, dass sie sämmtlich einen von oben links nach unten rechts gehenden Grundstrich enthalten, während wir gewohnt sind die Buchstaben von oben rechts nach unten links zu legen, eine Gewonheit, die keineswegs zufällig ist, sondern mit dem Lauf unserer Zeilen von links nach rechts zusammenhängt und die bei meinen Vokalzeichen handschriftlich ohne Weiteres beibehalten werden kann. Drittens endlich gewährt die von mir gewählte Bezeichnungsart die Möglichkeit, noch eine Menge von Zwischenvokalen darzustellen und so die feinsten Nüancen der Vokalisation auszudrücken. Als Erklärung der einzelnen Vokalzeichen diene die Uebersicht in § 4 und dazu die Erläuterungen in § 6. Das Zeichen für den unbestimmten Vokal hat dieselbe Gestalt wie das für die unvollkommene Lautbildung, mit gutem Grund; denn die letztere beruht stets auf einer Annäherung der Mundorgane an die Stellung, welche sie bei jenem einnehmen. Den Spiritus lenis schreibe ich nur dann, wenn er als wirklich vernehmbarer Laut, d. h. als arabisches Hamze auftritt.

II. Bei den reinen Labialen habe ich den Bogen für die beiden Spiranten, des bessern Anschlusses wegen, in eine entsprechende Schleife verzogen, etwas was Brücke zwar an dieser Stelle nicht tut, wol aber an einer andern

(beim alveolaren r) ſich ebenfalls gestattet. Es geschah dies darum, weil die Zeichen für die betreffenden beiden Spiranten ſonst gar zu ſehr in die Breite gehen, auch, wie ich glaube, eine etwas verschwommene Gestalt bekommen. Eine Verletzung des Prinzips liegt darin inſofern nicht, als auch in der s-förmigen Schleife der nach links concave Bogen enthalten ist und aus ihr leicht erkannt werden kann, überdies auch eine Verwechſelung mit einer andern Chiffre gerade hier nicht möglich ist.

III. Am liebsten hätte ich für die beiden Klassen der Labialen überhaupt ganz andere Zeichen gewählt als jene über der Linie stehenden Bogen, denn mir scheint, die Labialzeichen treten auf dieſe Weiſe allzuſehr vor den übrigen Conſonanten hervor. Das Prinzip „über der Linie“ müsste natürlich aufrecht erhalten bleiben, aber ſeine Betätigung würde ich in der bescheidensten Form ausführen, nämlich durch einen wagerechten Strich, bezüglich durch eine wagerecht liegende Schleife, welche gerade an der Grenze des mittleren und oberen Gebiets stünden. Vergl. Tab. IV. E. 1. 2. Die Zweckmäsigkeit der Einfürung von etwas verkürzten Zeichen für die Labialen leuchtet namentlich dann ein, wenn man längere Transscriptionen zu machen hat; die Brücke'schen Chiffern stehen dann (wenn ſie ganz normal geschrieben werden) wie Rieſen da, ſo dass ſie ſofort in's Auge fallen und es ausſieht, als ſollten ſie als beſonders wichtig angekündigt werden, wozu doch durchaus kein Grund vorhanden ist. Insbeſondere verdunkeln ſie nicht unerheblich die Längezeichen, für welche ich gern den obern Raum ausschlieslich verwenden möchte. Endlich, muss ich auch noch bekennen, ist mir bei den Brücke'schen Zeichen der Unterschied zwischen reinen Labialen und Denti-Labialen gegenüber der grosen phonetischen Aehnlichkeit beider Lautreihen etwas zu grell. Ich weis wol, dass dieſe Bemerkung Manchen als gar zu ſubtil erscheinen wird, aber warum ſoll, wenn man freie Hand hat, ein Zeichenſyſtem nicht auch in ſolchen Kleinigkeiten gemäs möglichster Annäherung an das Sachverhältnis eingerichtet werden? Der Aehnlich-

keit zwischen f^1, w^1 mit f^2, w^2 entspreche die Aehnlichkeit der ſie repräſentirenden Chiffern, und wie jene Laute einer einigermasen ſorgfältigen Aussprache bedürfen, um geſondert zu werden, ſo mögen auch ihre Buchstaben eine gewisse Sorgfalt der Zeichnung erheischen, um ſich von einander abzuheben; Nachlässigkeit möge dort wie hier den feinen Unterschied vernichten. — Dass mir indess die Sache nicht erheblich scheint, geht schon daraus hervor, dass ich in den Tabellen die Brücke'schen Zeichen durchweg beibehalten habe; es handelt ſich lediglich um einen Vorschlag, den ich zur Prüfung vorlege.

IV. Das Zeichen für die Alveolaren besteht bei Brücke in einem kleinen Dreieck über der Linie. Die Aenderung desselben bei mir geschah darum, weil ich die Dentalen ſämmtlich durch Zeichen „auf der Linie" auszudrücken wünschte. Irgend eine Beeinträchtigung der Deutlichkeit an und für ſich erwächst daraus nicht und Colliſionen mit andern Zeichen ſind auch nicht zu befürchten, da gewisse ähnliche Chiffern Brücke's von mir ebenfalls beſeitigt ſind und zwar nicht blos wegen der hier zu befürchtenden Colliſion, ſondern auch aus Gründen, die in ihnen ſelbst liegen. Vgl. X.

V. Brücke macht bei den Palatalen und Faukalen statt des von mir gewählten Grundstrichs einen Haarstrich. Der Grund scheint mir darin zu liegen, dass alsdann die betreffenden Buchstaben ſich in einem einzigen Zuge schreiben lassen, etwas was bei meinen Zeichen nicht der Fall ist. Aber dieſe kleine Bequemlichkeit verschwindet in meinen Augen vor dem Uebelstande, dass alsdann die drei Klassen der Gutturalen graphisch gar zu auffallend unterschieden ſind, während der betreffende Unterschied phonetisch ſo unerheblich ist, dass er den Meisten gar nicht fühlbar wird. Die Faukalen schreibt Brücke mit einem nach oben convexen Winkel, ich habe das vermieden, weil der Buchstabe dadurch zu ſehr in die Länge geht.

VI. Dass die Bezeichnung der Laute s̱ und ſ̱ bei Brücke eine weſentlich andere ſein muss, als bei mir, beruht weni-

ger auf einer Aenderung der Lautzeichen als auf einer verschiedenen Auffassung der betreffenden Lautbildungen ſelbst. Die Sache gehört alſo eigentlich gar nicht hierher und ich führe ſie nur darum an, um Brücke's Zeichen für beide Laute zu beschreiben. Sie erhalten nämlich bei ihm die Zeichen für die Velaren, χ bezüglich j, denſelben wird jedoch oben links die Chiffre der alveolaren Artikulation angefügt, gemäs Brücke's Auffassung, dass jene Laute auf einer gleichzeitigen Mundstellung für χ + s, bezüglich j + ſ beruhen; vgl. § 15. 5.

VII. Ganz ebenſo verhält es ſich mit der Bezeichnung der mouillirten Laute. Da Brücke dieſelben im Allgemeinen als Dorſales mit darauf folgendem palatalen j auffasst, ſo bezeichnet er ſie natürlich auch demgemäs. Die beiden Spiranten jedoch, nämlich das polnische ś und ź, welche nach ſeiner Auffassung auf gleichzeitiger Artikulation der dorſalen und palatalen Spiranten beruhen, müssen das Zeichen der letzteren, dabei aber oben links das Zeichen der dorſalen Artikulation erhalten.*) Ich meinerſeits halte die mouillirten Laute für die einfachen Dorſalen und daher die Verschiedenheit meiner Bezeichnung. Was das für Laute ſind, welche Brücke als einfache Dorſalen bezeichnet, ist mir niemals recht klar geworden. Sie ſollen nach ihm in Deutschland häufig ſein, ich ſelbst jedoch beſitze ſie in meiner Sprache nicht; denn wenn ich die Zunge in die dorſale Lage bringe, ſo kommen eben mouillirte Laute heraus. Den Einwand, dass das, was ich für mouillirte Laute halte, wol nur einfach dorſale ſein werden, darf ich nicht gelten lassen, da mir die wahren mouillirten Laute aus dem Munde von

*) Da Brücke in den „Grundzügen" S. 75 das polnische $s' = s^{3}\chi^{1}$ und das $ź = z^{3}y^{1}$ ſetzt, ſo können die ſystematischen Zeichen beider Laute nur ſo ſein, wie ich es oben angebe. Gleichwol hat Brücke in der „Phon. Transscr." S. 61 das s' und ź vermittelst Hinzufügung der alveolaren (statt der dorſalen) Chiffre ausgedrückt, wobei allerdings zu erwägen ist, dass er in den hier gegebenen Proben eben nur die individuelle Aussprache eines Einzelnen (in dieſem Falle eines Galiziers) wiedergeben wollte.

Slawen und Romanen ſehr genau bekannt ſind. Vermutlich kommt hier die individuelle Sprechweiſe etwas in's Spiel. So habe ich Perſonen gekannt, welche die Alveolaren auffallend „gequetscht“ sprachen, wie die Leute es nannten; es beruhte dies darauf, dass dieſelben bei der Artikulation der Alveolaren nicht blos die Spitze der Zunge an den Alveolarrand anstemmten, ſondern die ganze Vorderzunge an dieſen und den nächstliegenden Teil des Gaumens legten, ſo dass die entstehenden Laute ſich etwas den Dorſalen, d. i. nach meiner Auffassung den mouillirten Lauten näherten. Ich nenne dies eine unvollkommen-alveolare Lautbildung und bezeichne es auch demgemäs, vgl. später. Es wäre nun möglich, dass dieſe Art der Lautbildung, vielleicht mit noch stärkerer Hervortretung des dorſalen Moments, auch Herrn Prof. Brücke mehrfach bekannt wurde und ihm die Annahme einer eigenen Lautklasse dafür nötig erscheinen lies, die er eben Dorſalen nannte. Endlich ſei noch erwähnt, dass auch bei meinen Dorſalen die Stellung der Zunge derjenigen, welche ſie bei Erzeugung des i einnimmt, ſehr ähnlich ist, ſo dass es nur einer etwas langſamen Oeffnung der Lautritze bedarf, um wirklich ein i zu erzeugen, und natürlich wird dies auch in der Aussprache häufig gehört; dann wird z. B. poln. *konia* wirklich ſo gesprochen, wie Brücke es als Regel aufstellt, aber mir erscheint dies nicht als die notwendige und normale Aussprache.

VIII. Brücke ſetzt das Zeichen der Naſalirung, den Punkt, nicht in, ſondern über den betreffenden Buchstaben, ſowol bei den Vokalen als bei den Conſonanten. Meine Aenderung geschah darum, weil ich Alles, was zur Artikulation eines Lautes ſelbst gehört, ſo viel wie möglich innerhalb des Lautzeichens anzubringen und den Raum über und unter dem letzteren lediglich für die Accente und Dauerzeichen aufzusparen wünschte; die Schrift wird dadurch, wenigstens für mein Auge, überſichtlicher und reinlicher. Brücke konnte dieſe Stelle für das Zeichen der Naſalirung darum nicht wählen, weil er dieſelbe bereits an ein anderes Zeichen, das der unvollkommenen Lautbildung (bei ihm

ebenfalls ein Punkt) vergeben hatte, etwas, was bei mir nicht der Fall ist; vgl. XI.

IX. Das von Czermak begehrte Zeichen für die halbgeöffnete Stimmritze, welches bei Brücke nicht vorhanden ist, drücke ich durch das Zeichen der offenen Stimmritze aus (den „Aufstrich"), füge aber das Zeichen der unvollkommenen Lautbildung (die Schleife) hinzu; vgl. Tab. IV. Das deutsche H gebe ich durch den reinen Aufstrich, angefügt an das verstümmelte Zeichen des unbestimmten Vokals, wodurch die Reibung der Luft an den Stimmbändern und den nächstgelegenen Teilen der Rachenhöle angedeutet werden soll. Das arabische *Hé*, welches einen noch leiseren Hauch hat als selbst das deutsche *H*, erhält durch den eben erwähnten Anfangsteil die Schleife; das polnische *H* dagegen, bei welchem die Stimmbänder nur halb offen stehen, erhält die Schleife durch den Aufstrich. Das arabische *Hha* endlich, welches nach Wallin's und in etwas bedingter Weise auch nach Brücke's Auffasung nichts ist als der dem *Ajin* entsprechende tonlose Laut, erhält das Zeichen desselben, verbunden mit dem Aufstrich, dem ich jedoch wegen der starken Näherung der Stimmbänder und dem dadurch bewirkten auffallenden Reibungsgeräusch eine doppelte Schleife hinzufüge.

X. Der vertiefte Klang der Stimme (E. g.) und ebenso der verhärtete Klang derselben (E. h.) bestehen bei Brücke für den ersteren Fall in einem kürzeren, für den zweiten Fall in einem längeren vertikalen Grundstrich, rechts gestellt und mit dem übrigen Teile des Buchstabens verbunden. Dadurch bekommt dieser letztere mitunter eine beträchtliche Breite und das Zeichen für das Stimmverhältnis tritt völlig gleichwertig mit den übrigen Teilen auf, welche die eigentliche Artikulation charakterisiren, während es sonst durch Kleinheit oder haarförmige Gestalt mehr als ein Accessorium erscheint, wie dies auch, und namentlich in diesen beiden Fällen, dem Sachverhältniss besser entspricht. Denn das a bleibt ein a, gleichviel ob es mit reiner oder mit vertiefter oder mit verhärteter Stimme gesprochen wird, darum sollte,

Slawen und Romanen ſehr genau bekannt ſind. Vermutlich kommt hier die individuelle Sprechweiſe etwas in's Spiel. So habe ich Perſonen gekannt, welche die Alveolaren auffallend „gequetscht“ sprachen, wie die Leute es nannten; es beruhte dies darauf, dass dieſelben bei der Artikulation der Alveolaren nicht blos die Spitze der Zunge an den Alveolarrand anstemmten, ſondern die ganze Vorderzunge an dieſen und den nächstliegenden Teil des Gaumens legten, ſo dass die entstehenden Laute ſich etwas den Dorſalen, d. i. nach meiner Auffassung den mouillirten Lauten näherten. Ich nenne dies eine unvollkommen-alveolare Lautbildung und bezeichne es auch demgemäs, vgl. später. Es wäre nun möglich, dass dieſe Art der Lautbildung, vielleicht mit noch stärkerer Hervortretung des dorſalen Moments, auch Herrn Prof. Brücke mehrfach bekannt wurde und ihm die Annahme einer eigenen Lautklasse dafür nötig erscheinen lies, die er eben Dorſalen nannte. Endlich ſei noch erwähnt, dass auch bei meinen Dorſalen die Stellung der Zunge derjenigen, welche ſie bei Erzeugung des i einnimmt, ſehr ähnlich ist, ſo dass es nur einer etwas langſamen Oeffnung der Lautritze bedarf, um wirklich ein i zu erzeugen, und natürlich wird dies auch in der Aussprache häufig gehört; dann wird z. B. poln. *konia* wirklich ſo gesprochen, wie Brücke es als Regel aufstellt, aber mir erscheint dies nicht als die notwendige und normale Aussprache.

VIII. Brücke ſetzt das Zeichen der Naſalirung, den Punkt, nicht in, ſondern über den betreffenden Buchstaben, ſowol bei den Vokalen als bei den Conſonanten. Meine Aenderung geschah darum, weil ich Alles, was zur Artikulation eines Lautes ſelbst gehört, ſo viel wie möglich innerhalb des Lautzeichens anzubringen und den Raum über und unter dem letzteren lediglich für die Accente und Dauerzeichen aufzusparen wünschte; die Schrift wird dadurch, wenigstens für mein Auge, überſichtlicher und reinlicher. Brücke konnte dieſe Stelle für das Zeichen der Naſalirung darum nicht wählen, weil er dieſelbe bereits an ein anderes Zeichen, das der unvollkommenen Lautbildung (bei ihm

ebenfalls ein Punkt) vergeben hatte, etwas, was bei mir nicht der Fall ist; vgl. XI.

IX. Das von Czermak begehrte Zeichen für die halbgeöffnete Stimmritze, welches bei Brücke nicht vorhanden ist, drücke ich durch das Zeichen der offenen Stimmritze aus (den „Aufstrich"), füge aber das Zeichen der unvollkommenen Lautbildung (die Schleife) hinzu; vgl. Tab. IV. Das deutsche H gebe ich durch den reinen Aufstrich, angefügt an das verstümmelte Zeichen des unbestimmten Vokals, wodurch die Reibung der Luft an den Stimmbändern und den nächstgelegenen Teilen der Rachenhöle angedeutet werden soll. Das arabische *Hé*, welches einen noch leiseren Hauch hat als selbst das deutsche *H*, erhält durch den eben erwähnten Anfangsteil die Schleife; das polnische *H* dagegen, bei welchem die Stimmbänder nur halb offen stehen, erhält die Schleife durch den Aufstrich. Das arabische *Hha* endlich, welches nach Wallin's und in etwas bedingter Weise auch nach Brücke's Auffasung nichts ist als der dem *Ajin* entsprechende tonlose Laut, erhält das Zeichen desselben, verbunden mit dem Aufstrich, dem ich jedoch wegen der starken Näherung der Stimmbänder und dem dadurch bewirkten auffallenden Reibungsgeräusch eine doppelte Schleife hinzufüge.

X. Der vertiefte Klang der Stimme (E. g.) und ebenso der verhärtete Klang derselben (E. h.) bestehen bei Brücke für den ersteren Fall in einem kürzeren, für den zweiten Fall in einem längeren vertikalen Grundstrich, rechts gestellt und mit dem übrigen Teile des Buchstabens verbunden. Dadurch bekommt dieser letztere mitunter eine beträchtliche Breite und das Zeichen für das Stimmverhältnis tritt völlig gleichwertig mit den übrigen Teilen auf, welche die eigentliche Artikulation charakterisiren, während es sonst durch Kleinheit oder haarförmige Gestalt mehr als ein Accessorium erscheint, wie dies auch, und namentlich in diesen beiden Fällen, dem Sachverhältniss besser entspricht. Denn das a bleibt ein a, gleichviel ob es mit reiner oder mit vertiefter oder mit verhärteter Stimme gesprochen wird, darum sollte,

meines Bedünkens, auch das Zeichen der Vertiefung und Erhärtung als etwas Nebenſächliches auftreten, nicht aber dem Hauptzeichen eine weſentlich andere Geſtalt erteilen. Auch mache ich darauf aufmerkſam, dass der Unterschied in der Länge des Grundstrichs bei etwas flüchtiger Schrift oder flüchtigem Leſen leicht auser Acht gelassen wird. — Was die von mir gewählten Zeichen betrifft, ſo habe ich mich bei dem für den vertieften Klang nur wenig von Brücke entfernt; der ganze Unterschied beruht eigentlich blos darin, dass bei mir der Strich eine weniger hervortretende Stellung einnimmt und nicht gerade notwendig rechts steht. Anders verhält es ſich bei dem Zeichen für den verhärteten Klang, ich deute dieſen durch einen kleinen Winkel mit nach unten gerichtetem Scheitel an, welchen ich innerhalb des Buchstabens anbringe. Die Aehnlichkeit dieſes Zeichens mit dem für die Kehlkopfstellung des *Ajin* ist darum gewählt, weil nach meiner Wahrnehmung die Vorgänge am Kehlkopf in beiden Fällen eine gewisse Verwandtschaft haben. Ob dieſe letztere dadurch erzeugt wird, dass, abgeſehen von den beſonderen Vorgängen beim *Ajin*, in beiden Fällen die Giesbeckenknorpel stark aneinander gepresst werden, etwas was Brücke als weſentlich für die Verhärtung der Stimme erklärt, muss ich dahingestellt ſein lassen; ich weis blos, dass bei mir in beiden Fällen die Kehlkopfsteile im Weſentlichen dieſelben oder annähernd ähnliche Bewegungen vollziehen.

XI. Brücke's Zeichen für die unvollkommene Lautbildung besteht in einem innerhalb des Buchstabens stehenden Punkte. Ich habe dasselbe aus zwei Gründen geändert. Zunächst schien es mir nicht angemessen, zwei ſo gänzlich verschiedene Lautvorgänge, wie Naſalirung und Unvollkommenheit der Lautbildung, durch ein und dasselbe Zeichen auszudrücken, ſo dass nur die Stellung den ganzen Unterschied bewirkt; auch muss man mit einer ſo kleinen, leicht zu überſehenden Chiffre, wie der Punkt ist, sparſam ſein, zwei Punkte bei einem Buchstaben, jeder von beſonderer Bedeutung, giebt dem Buchstaben, namentlich bei kleiner

Schrift, etwas Minutiöſes, peinlich Anſtrengendes, das Auge Ermüdendes, und dies Alles ſowol beim Schreiben als beim Leſen. Zweitens aber, und dies iſt wichtiger und war für mich das eigentlich Entſcheidende, mit dem Punkte war ich nicht im Stande die feineren Nüancen der unvollkommenen Lautbildung auszudrücken, wie ich ſie oben (F. aa. bb. cc.) charakteriſirt habe. Brücke bezeichnet nur die unvollkommene Lautbildung im Allgemeinen und bedurfte demnach auch keiner genaueren Bezeichnung. Ich meinerſeits nun habe die Notwendigkeit dieſer letzteren mehrmals, insbeſondere bei Dialectstudien und bei Darſtellung individueller Spracheigenſchaften (ein bisher wol noch zu wenig beachtetes Gebiet) ganz unabweisbar empfunden. So z. B. wird der Laut r von ſehr Vielen ſo ausgeſprochen, dass ihre Sprache dadurch ſofort eine eigentümliche Färbung erhält. Dieſe häufige Unvollkommenheit der R-Bildung beruht aber auf zwei ganz verſchiedenen Quellen, nämlich entweder auf einer von dem gewönlichen deutschen Sprachgebrauch abweichenden Artikulationsſtelle (Annäherung an interdentales, ſeltener cacuminales r) oder auf einer zu ſchwachen Vibration der Zunge (lallendes r). Im erſteren Falle lege ich die Schleife durch das Zeichen der Artikulation, im andern durch das der vibrirenden Zungenbewegung. Aehnlich verhält es ſich mit dem s und ſ. Werden dieſelben annähernd interdental oder dorſal, d. i. lispelnd oder gequetſcht geſprochen, ſo lege ich die Schleife durch das Zeichen der alveolaren Artikulation. Es giebt aber auch Individuen, welche bei dieſen Lauten in eigentümlicher Weiſe die Zunge ſchleifen, ſo dass das charakteriſtiſche Zischen derſelben kaum wahrnehmbar wird (lallendes S), hier lege ich die Schleife durch das Zeichen der Lautritze. Es giebt endlich ganze Landſtriche, welche die Laute s und ſ in einen Mittellaut zuſammenfallen laſſen, dies beruht nach meiner Auffaſſung auf der nicht vollſtändig offenen Stimmritze beim s, ich lege alſo hier die Schleife durch den Aufſtrich, d. i. durch das Zeichen der völlig offenen Stimmritze, während Brücke für dieſe provinzielle

Eigentümlichkeit eine ganz andere Erklärung und demgemäse Bezeichnung hat, die ich in Tab. IV. B. 3. angegeben habe. Von einer gewissen Anwendung der Schleife für Vokalschattirung und Stimmfärbung will ich hier lieber noch nicht sprechen. Ich gebe eine Andeutung davon in Tab. IV. E. 7. Unentbehrlich endlich ist mir meine Methode bei der Bezeichnung von historischen Lautentwickelungen geworden, ein Gebiet, worauf Brücke ſich gar nicht einlässt und von ſeinem Standpunkt als Phyſiologe es auch nicht braucht. Vgl. § 22.

6. Erklärung der in Tab. IV aufgestellten Zeichen:

A. 1. Der unbestimmte Vokal. 2. Der *Spiritus lenis.* 3. Das deutsche *H.* 4. Das polnische *Ḥ.* 5. Das arabische *Hé.* 6. Das arabische *Ain,* zunächst in abſoluter Form, dann mit *a, è, ŏ* verbunden. 7. Das arabische *Hha.* 8. Zwischenvokale zwischen *a* und *è, ŏ, ò.* 9. Zwischenvokale zwischen *è* und *é, ö, ő.* 10. Zwischenvokale zwischen *é* und *i, ü, ő.* 11. Zwischenvokale zwischen *ü* und *i, é, u.* Es ist dieſe Aufstellung der Zwischenvokale rein theoretisch, ohne Rückſicht auf wirkliches Vorkommen, lediglich um die Methode der Bezeichnung daran zu zeigen.

B. 1. Tönende Lenes, die mit Flüsterstimme gesprochen werden: *b, f, d, g* nach der namentlich in Süddeutschland üblichen, bei Engländern und romanischen Völkern ſeltenen Aussprache. 2. Tonloſe Lenes, die mit anfänglich verschlossenem Kehlkopfe gesprochen ſind und bei denen Verschluss und Oeffnung für Stimm- und Lautritze gleichzeitig erfolgen: *p, t, k* nach Aussprache der Slawen, Ungarn, z. Tl. auch der Romanen. 3. Bezeichnung der Mutae, wie ſie in Mitteldeutschland, namentlich in Oberſachſen, Thüringen, Franken gesprochen werden; nach Brücke's Methode; vgl. § 2. 11. 4. Desgleichen nach der meinigen, vgl. a. a. O. den Zuſatz. 5. Das niederdeutsche *R,* abſolut, ſodann mit *a, è, ŏ, ò* verbunden. 6. Das polnische *ł.* 7. Das polnische *rz,* böhmische *ř,* mit tonloſem und tönendem *r* gespr.

C. 1. Englisch *w.* 2. Englisch *wh.* 3. Franzöſ. *y.* 4. Holländisches *v.* 5. Holländisches *g,* reines und schnar-

rendes. 6. Aspiraten: *ph, bh.* 7. Affrikationslaute: *phf, ths, khχ.* 8. Die deutschen Lautfolgen: *pf, ts (z), kχ.*

D. Brücke'sche Bezeichnungen, die von den meinigen verschieden sind. 1. Die Alveolaren: *n, d, t, f, s, r, l.* 2. Deutsches *sch* und franz. *j.* 3. Polnisches *ź* und *ś* (nach Grundz. p. 75). 4. Poln. *ń*, franz. ital. *gn.* 5. Franz. *ll*, ital. *gli.* 6. Tonloses *r.* 7. Tonloses *l.* 8. Als Probe der Vokalzeichen: die Vokalreihe von *a* bis *i.* 9. Der unbestimmte Vokal.

E. 1. Ein Vorschlag für eine neue Bezeichnung der reinen Labialen: *m, b, p, w, f.* 2. Desgleichen für die Denti-Labialen. 3. Das unsicher artikulirte, das lallende, das geflüsterte *s.* 4. Lallendes *r.* 5. Tonloses *r.* 6. Tonloses *l.* 7. Andeutung einer zweiten Methode zur Bezeichnung der Zwischenvokale.

F. Transscriptionen aus der deutschen Gemeinsprache: 1. *Vaterland.* 2. *Schiller.* 3. *Goethe.* 4. *Gleichnis.* 5. *Kaiſer.* 6. *Hoffnung.* 7. *Du ſâst* (aus *ſahest*). 8. *Du ſâst* (aus *ſâszest*). 9. *Er harrt.*

G. Desgl. aus deutschen Volksmundarten: 1. *Goar ſo vil Gfühl* (Niederösterreichisch). 2. *Dör Busch un Brok to snekeln* (Ditmarsisch). 3. *Ei (I) moag nich* (Schlesisch). 4. *Lueg, s' ischt a Sämoa ausggange z' säa* (Schwäbisch).

H. Desgl. aus dem Französischen: 1. *J'admire* (nach der in Frankreich oft zu hörenden schnarrenden Aussprache). 2. *l'empereur.* 3. *Champagne.* 4. *enfin.* 5. *moi.* 6. *famille.* 7. *le rentier.* 8. *génie.* 9. *envoyer.*

I. Desgleichen aus dem Englischen: 1. *Many reasons make it impossible for us.* 2. *already.* 3. *whether.* 4. *viewing.* 5. *thou art.*

K. Desgl. aus dem Italienischen: 1. *Gaeta.* 2. *ogni.* 3. *buono.* 4. *famiglia.* 5. *eccellenza.* 6. *giustizia.* 7. *ciò.*

L. Desgl. aus andern Sprachen: 1. dänisch *jeg giver.* 2. isländisch *fjördhur.* 3. polnisch *niewyraźność'.* 4. böhmisch *křiku.* 5. russisch Ты. 6. magyarisch *csak.* 7. irisch *ar n- Dia.*

Einige der eben aufgestellten Beispiele sind aus Brücke's Phon. Transscr. entlehnt. Da derselbe indess lediglich nach individueller Aussprache transscribirt hat, bei mir aber hier der allgemeine Standpunkt masgebend sein musste, so habe ich manche Fälle dem letztern gemäs abgeändert, wo mir bekannt war, dass derselbe mit jener individuellen Aussprache nicht übereinstimmt. So z. B. bei dem englischen *for*, welches Brücke mit laryngalem r giebt. Bei dem isländ. *fjördhur* habe ich einfach Brücke's Transscription wiedergegeben, obschon ich zweifle, ob dh allgemein von den Isländern als dʃ gesprochen wird.

7. Die Schrift hat sich langsam und stufenweise entwickelt. Von der Bilderschrift zur Wortschrift, zur Silbenschrift, zur Lautschrift! welch ein Abstand überall, aber auch welche Zeiträume zwischen den einzelnen Stufen! Nicht gering fürwahr ist die Errungenschaft, welche darin liegt, dass man sich bis zu der Abstraction zu erheben vermochte, die Rede bis in ihre letzten Bestandteile aufzulösen und gerade diese, gleichsam die Atome der Sprache, graphisch zu fixiren. Es bleibt nur noch die letzte Stufe zu ersteigen, nämlich, nachdem man drei Jartausende lang die Laute durch willkürliche, an und für sich nichtssagende Zeichen angedeutet hat, nunmehr diese Zeichen selbst mit den Lauten in einen intellectuellen Zusammenhang zu bringen und den todten Buchstaben dadurch gleichsam lebendigen Odem einzuhauchen, sie zu durchgeistigen, zu beseelen. Dies soll nunmehr geschehen und wir hegen die feste Ueberzeugung: es wird geschehen, denn es muss geschehen. Die Notwendigkeit davon liegt in der Gewissheit, welche die Geschichte aller Zeiten bietet, dass zuletzt doch immer die Zweckmäsigkeit über die Gewonheit, das Prinzip über die Willkür, der bewusste Geist über die bewusstlose Materie den Sieg erringt. Langsam freilich wird es damit gehen; auch das Decimalsystem, dessen Notwendigkeit für Wissenschaft und Verkehr noch fühlbarer ist, macht nur langsame Fortschritte, aber es macht sie unwiderstehlich und es wird „die Reise um die Welt“ zurücklegen. Und so auch die

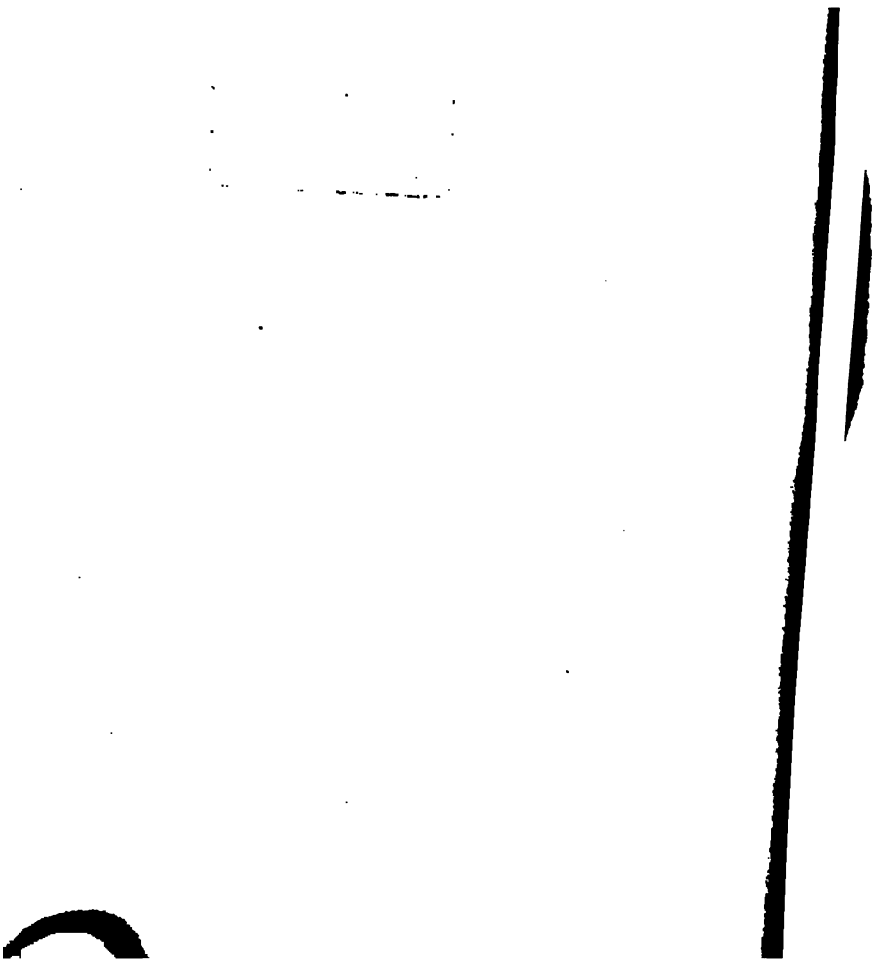
phonetische Schrift, wobei es natürlich ſehr gleichgültig ist, ob es gerade die von Brücke erfundene ſein wird oder eine andere. Gebt eine bessere, und mit Freuden schliesen wir Phonetiker uns ihr an. Aber zunächst halten wir uns an die, welche bereits da ist. „Dies ist unſer, ſo lasst uns sprechen und ſo es behaupten!“

Berichtigungen.

Seite 11, Zeile 11 statt *sich* lies *ſich*.
- 12, - 5 statt *Nase* lies *Naſe*.
- 37, - 11 ist das Komma hinter *ebenfalls* zu tilgen und dafür hinter *Gebildeten* zu stellen.
- 40, - 7 ſind hinter *Tab. IV* die Ziffern 6—9 zu tilgen.
- 42, - 18 ist der Buchstabe *g* verschoben.
- 49, - 8 statt *ahd.* lies *nhd.*
- 52, - 14 statt *ὁ — δοντ* lies *ὀ — δοντ*.
- 68, - 10 statt *Unser* lies *Unſer*.
- 73, - 2 von unten ist statt des Punktes hinter *(valde)* ein Komma zu ſetzen.
- 75, - 3 statt *den Laut s* lies *den Laut ṣ*.
- 79, - 4 von unten statt *Zeichen s* lies *Zeichen ṣ*.
- 94, - 10 statt *jewma* lies *j'ewma*.
- 100, - 7 statt *Rücksicht* lies *Rückſicht*.
- 108, - 15 statt *Explosivae* lies *Exploſivae*.
- 121, - 10 statt *Flexionssilben* lies *Flexionsſilben*.
- 121, - 17 ist hinter *geschah* das Komma zu tilgen.
- 125, - 13 statt *δ = ſ* lies *δ = ſ̣*.
- 129, - 23 statt *ahd.* lies *nhd.*
- 134, - 6 statt *gſ* lies *gj*.
- 156, - 7 von unten statt *heissen* lies *heisen*.
- 186, - 3 von unten ist *σι̯ουχι* in ein Wort zusammenzuziehen.
- 192, - 6 statt *ein (See)* lies *(ein See)*.

Halle, Druck der Waiſenhaus-Buchdruckerei.

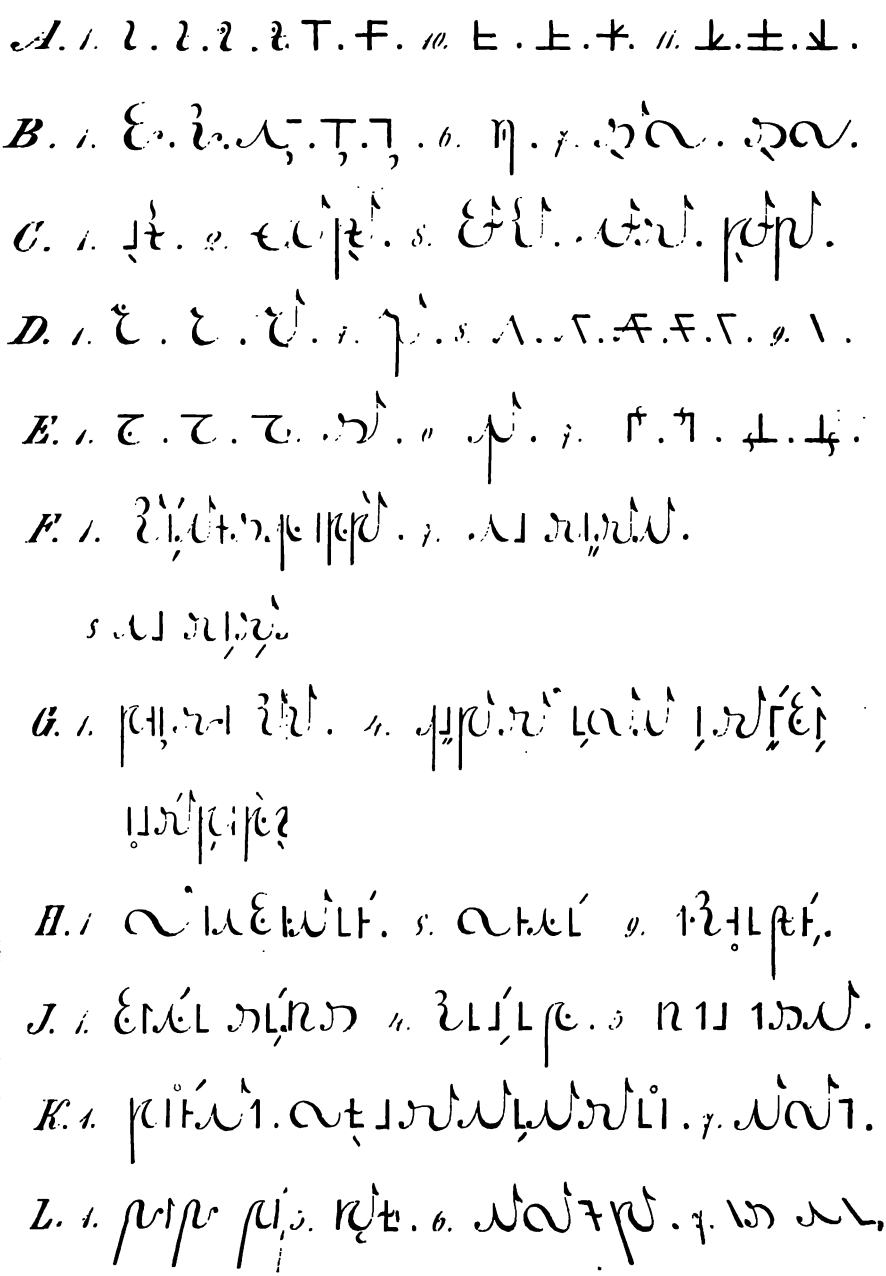
Artikul[illegible] Geb[illegible]	[illegible]antes. Fortes.	Semivocales. R=Laute.	L=Laute.
Labi[illegible]	ᠪ	ᠲ	
	ᠫ		
Den[illegible]	ᠨ	ᠴ	ᠵ
	ᠬ	ᠷ	ᠯ
	ᠭ	ᠸ	ᠰ
	ᠮ		ᠱ
Gutta[illegible]	ᠳ		
	ᠴ		
	ᠵ	ᠶ	

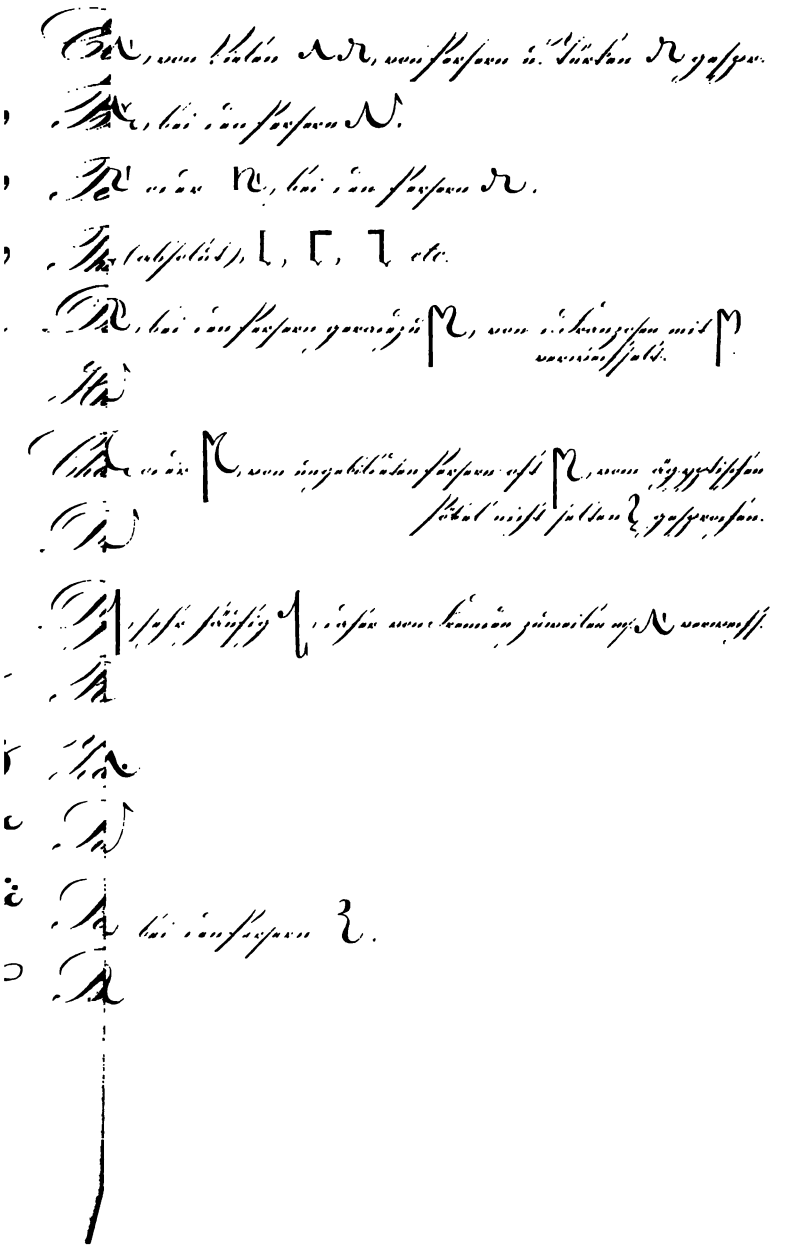


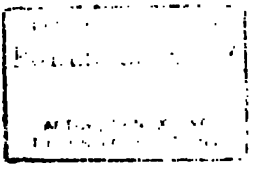
n ausreichen.

öglichen Laut.

Artikulati Gebiet	Fortes.	Semivocales. R-Laute.	Semivocales. L-Laute.
Labiale	ltgr. φ	ein bekannter Kinderlaut.	
	gl. franz. utsch. f.		
Dentale	l. hart. th. eugr. ϑ.	lispelndes r.	im polnischen ł enthalten.
	harfes s, utsch. sz.	gewönliches r.	gewönliches l.
	tsch. sch, sh, franz. ch, oln. sz.	ind. r, auch in Deutschl. individ. vorherrschend	(l)
	sches s' (si)		franz. ll, ital. gli.
Guttural	tsches ch *, Mamachen.*		
	tsches ch *h, Aachen.*		
	arab. Cha nthalten.	schnarrendes r, provinz. u. indiv.	







Die Tonstärke ist bei den Vocalen am
grössten – a ist auf 360 Schritte vernehmbar,
O mit 350. e auf 330 i auf 300. u auf
280 – S mit 170. f mit 67. k und t
mit 63, r mit 47 l mit 18 h mit 10
Schritten
Nach Wolf Sprache u. Ohr. 1871.

NOV 4 - 1940